M.L.135.
P. germ. 283.
L.g. 521/6

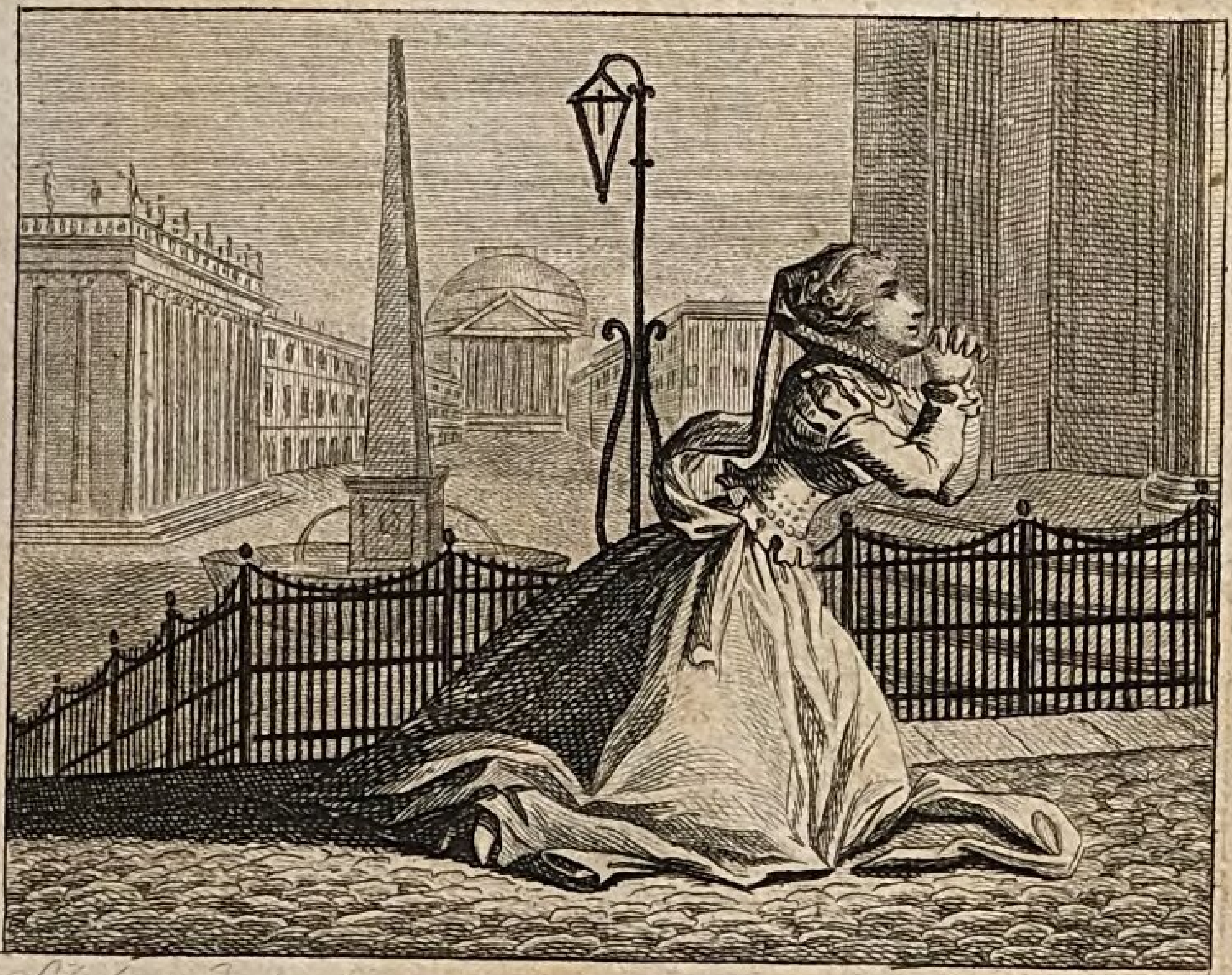
Queverdo del. Geyser sc.

Skizzen

von

A. G. Meißner.

Eilfte und Zwölfte Samlung.



Schubert del. Geyser sc.

Leipzig
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung
1796.

Petermann sc.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

Skizzen.

Eilfte Sammlung.

BIBLIOTHECA
MAXIMILIANI II
REGIS

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Joſephine.

Nach Cervantes und St. Florian.

An einem Sommerabend, bei ſchönem hellen Mondenſchein, ging, um eilf Uhr ohngefähr, ein armer alter Edelmann vor den Thoren von Toledo ſpazieren. Am Arm führt' er ſein gutes, auch ſchon betagtes Weibchen; dicht hinter ihm folgten ſeine einzige ſechszehniährige Tochter und ein Dienſtmädchen, die ihr ganzes Hausgeſinde ausmachte. Der Alte, eben ſo brav als arm, nante ſich

Don Louis de Gomes, ſeine Frau Donna Maria; ſeine Tochter, vom Körper ſchön wie ein Engel, und doch vom Herzen noch ſchöner, hies Joſephine. Der Name des Dienſtmädchens iſt ganz entbehrlich.

Zu eben dieſer Stunde durchſtrich den einſamen Spaziergang ein iunger Ritter, Robert mit Namen. Er beſaß Ahnen, Vermögen, und, wenn man will, auch Geiſteskräfte im Ueberflus. Aber eben deswegen glaubte er, ſich ganz über alle gute Sitten wegſetzen zu dürfen. Er kam grade von einem Abendſchmauſe; ſeine Tiſch- und Schwelgerei-Genoßen begleiteten ihn; ein zahlreicher Haufen, und vom Wein, ſo ſtark, wie er, erhitzt. Unglücklicherweiſe muſte auf ſie der gute alte Don Louis mit ſeiner friedlichen Familie ſtoßen. Ein Abſtand, wie wann ſich Schaaf und Wolf begegnen!

Der wilde Schwarm umringt ſogleich die Fremden; Mutter und Tochter werden ziemlich unverſchämt in genauern Augenſchein

genommen; das Dienſtmädchen muß ſich eine Umarmung gefallen laſſen. Don Louis wagt ein Wort dagegen zu ſagen; man verhöhnt, man mishandelt ihn Mit ſchwacher zitternder Hand zieht er den Degen; hohnlachend entwafnet ihn Robert. — „Wie, neidiſcher Graukopf, ruft er, nicht einmal ſo eine Kleinigkeit willſt du uns gönnen? Warte! zur Strafe ſolſt du nun das Beßere uns laſſen müſſen.“ — Raſch ergreift er bei dieſen Worten Joſephinen; mit Armen, die Jugend, Wein und Wildheit ſtärken, hebt er ſie empor, und eilt der Stadt zu. Jauchzend begleiten ihn ſeine ſchändlichen Freunde.

Indeß der arme Don Louis ſein kraftloſes Alter verwünſchte; indeß Donna Maria ein Geſchrei mütterlicher Verzweiflung ausſties, und das Dienſtmädchen die Haare ſich ausriß, lag die unglückliche Joſephine ohnmächtig in Roberts Arm. Ungehindert kam er an den Palaſt ſeines Vaters; ſchlos eine Hinterthür auf; entließ ſeine Freunde; und

trug ohne Licht, und ungeſehn von allen Hausgenoßen, die nur zu ſchöne Beute auf ſein Zimmer. Sorgfältig verriegelte er dies Gemach; und bevor noch das Bewußtſeyn der Jungfrau zurückkehrte, hatten Rauſch und Sinlichkeit ſchon ihren ſchändlichen Sieg vollendet.

Jezt, da Robert ſeine entehrenden Begierden geſättigt fühlte, blieb er einen Augenblick unentſchloßen: welche Parthei er nunmehr zu ergreifen habe? Wahrſcheinlich fühlte er iezt bereits die Vorwürfe des erwachenden Gewiſſens; wahrſcheinlich wünſchte er dunkel bereits, nach der Wolluſt gewöhnlichen Art, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; als Joſephine almählig zu ſich ſelbſt kam. Die dichte Finſternis, die Todtenſtille rund umher, ein dumpfes Gefühl ihres Schickſals ergrif ſie. Sie ächzte, zitterte, richtete ſich auf, und rief: „Meine Mutter, meine theure Mutter, wo ſind Sie? — Mein Vater, warum antworten Sie mir nicht? —

Wo bin ich? Was für ein Bett iſt dies? — Gott, Gott! bin ich von allen, bin ich auch von dir verlaßen? — Hört mich niemand? Iſt dies ein Grab? — Doch nein! nein! Ach, ich Elende! — Wolte Gott, ich wäre« = =

In dieſem Augenblick faßte ſie Robert ſanft bei der Hand. Die Unglückliche ſtieß einen gellenden Schrei aus; errieth nun ihr ganzes Geſchick; ſprang haſtig vom Lager empor; floh zwei Schritt weit; und ſank dann wieder halbtodt zu Boden. Robert folgte ihr; ſein Herz fühlte ſich erſchüttert; aber ſein Mund blieb ſtumm. Sein Anrühren weckte ſie abermals. Auf ihren Knieen, mit Schluchzen, mit heißen Thränen, rief ſie aus: — »O du, wer du auch biſt — meines Elends einziger Urheber; der du zum unglücklichſten, zum verächtlichſten aller Geſchöpfe mich machteſt; wenn du ein Menſch nur biſt; wenn noch ein Funken Ehre in deiner Seele glimt; wenn du des kleinſten Mitleids noch fähig biſt — o, ſo bitte, ſo flehe, ſo be-

ſchwöre ich dich: raube mir auch das Leben! Dies einzige Mittel bleibt dir noch als eine Vergütung der Schmach, die du über mich Unſchuldige verhängteſt. — Beim einigen Gott, bei allem, was heilig iſt; bei allem, was du liebſt, wofern du etwas lieben kanſt, beſchwöre ich dich: Gieb mir den Tod! — du kanſt ja ohne die geringſte Gefahr es thun. Kein Zeuge ſieht es; niemand erfährt dein Verbrechen; auch iſt es kleiner noch, als jenes, das du ſchon begingſt; — und ich glaube, ja, ich glaube, ich vergebe dir alles: nur den Tod gewähre mir; den Tod, der meine einzige Rettung iſt!“

Sie umſchlang Roberts Knie, indem ſie ſo flehte. Sie wand ſich am Fußboden hin; ſie umklammerte ihren Räuber mit aller Angſt der Verzweiflung; aber Robert entriß ſich ihr, ohne ein Wort zu erwiedern; eilte aus dem Zimmer, ſchlos hinter ſich zu; und ſah ſich überall um, ob ihn vielleicht im Palaſt oder auf der Straße irgend jemand an ſeinem Vorha-

ben hindern könne. Er fand alles öde, alles ſtill.

Auch Joſephine erhob ſich indeß vom Boden; tappte, ſchlich ſich an Wänden fort; fand einen Fenſterladen, riß ſolchen auf; und war feſt entſchloßen, ſich hinab zu ſtürzen. Ein ſtarkes eiſernes Gitter vereitelte ihre Abſicht; aber mit voller Klarheit fiel iezt der Mondſtral in das bisher verdunkelte Gemach. Joſephine, noch einige Augenblicke in dumpfer Betäubung, ward endlich ihres Beſinnens wieder mächtig. Schnelle Entwürfe der Rettung ſtiegen auf und verflogen eben ſo ſchnell. Sie warf ihre Blicke umher, beobachtete ſorgfältig das Gemach, wo ſie ſich befand, das Hausgeräthe in ihm, die Tapeten und Schildereien an der Wand. Ein kleiner Betaltar fiel ihr vorzüglich ins Auge. Ein kleines goldnes Kruzifix ſtand auf ihm; ſie nahm und verbarg es in ihren Buſen. Ein Miniatur-Gemälde, das über einem Tiſchgen hing, hatte gleiches Schickſal.

Dann ſchlug Joſephine den Fenſterladen wieder zu, und erwartete in der Finſternis den Unmenſchen, deſſen Händen, leider! ihr Schickſal überlaſſen war.

Würklich kam Robert bald drauf zurück; abermals allein und ohne Licht. Er nahte ſich ihr, verband ihr die Augen mit einem Schnupftuch, nahm ſie bei der Hand, und zog ſie vorwärts. Keine Silbe ging dabei über ſeine Lippen; keine Silbe erkühnte ſich das unglückliche Schlachtopfer zu ſprechen. Er führte ſie aus dem Zimmer, einige Stiegen hinab, auf die Straße. Durch verſchiedne Wege und Umwege, immer ſtum, wie der Tod, immer feſt am Arm ſie haltend, durchwandelte er ſo mit ihr den gröſten Theil von Toledo. Endlich kamen ſie dicht an die Kathedralkirche dieſer Stadt; ſchnell lieſs er iezt den Arm des unglücklichen Mädchens fahren, und entfloh.

Joſephine ſtand eine lange Weile noch, und wagte es nicht, das Schnupftuch abzu-

reiſſen, das ihre Augen verhülte. Doch als ſie keinen Schall eines lebenden nahen Weſens mehr vernahm; als ſie rund um ſich grif, und nichts ſpürte, iezt band ſie endlich ienes Tuch ab, und ſah umher, wo ſie ſich befände. Sie erkante ſofort den Plaz und die Kirche. Ihr erſtes Geſchäfte war, aufs Knie ſich nieder zu werfen, und ein glühendes Dankgebet zum Himmel empor zu ſenden. Dann erhob ſie ſich wieder; und zitternd und bebend kam ſie beim Hauſe ihrer Aeltern an.

Der arme alte Don Louis beweinte ſo eben mit ſeiner troſtloſen Gattin die geraubte Tochter. Er verwünſchte unzähligemal den unſeligen Einfall ſeines heutigen Spaziergangs; er verwünſchte weit ſtärker noch den Frevler, dem nichts zu theuer geweſen war; kein mütterliches Bitten, kein greiſes Haar, keine iungfräuliche Schaam. Indeß hörte er das Klopfen an ſeiner Hausthür; ging, öfnete ſie; erblickte Joſephinen; und ſank ihr mit dem lauteſten Schrei des Entzückens um den Hals.

Dieſer freudige Ausruf zog auch Donna Marien herbei. Halbbewuſtlos ſtürzte ſie ſich in die Arme ihrer Tochter. Beide Eltern umarmten und begrüßten ſie zu gleicher Zeit; Beide nanten ſie ihr geliebtes Kind, die einzige Wonne ihres Lebens, die einzige Stüzze ihrer alten Tage; Beide badeten ſie gleichſam mit ihren Thränen, überhäuften ſie mit Fragen, und ließen ihr zur Antwort keine Zeit. Die unglückliche Joſephine, nachdem ſie einige Minuten hindurch dem Gefühl der Zärtlichkeit ſich überlaſſen, und in ihrer Eltern Freude des eignen Schmerzens vergeßen hatte, warf ſich endlich vor ihrem Vater aufs Knie; und mit niedergeſchlagnen Augen, mit glüender Röthe auf Stirn' und Wangen, mit mancher Thräne, die auf den Boden fiel, entdeckte ſie ihr ganzes Schickſal. — Ach! ſie vermochte es kaum für Schaam und Jammer zu vollenden.

Der alte Don Louis hob ſie auf; ſchlos ſie feſt an ſein Herz; küßte die Thränen von ih-

ren Augen weg, und ſprach: Mein theures Kind, nur das Laſter entehrt, und du haſt keines begangen. Befrage dein Gewiſſen! Kan es dir die kleinſte Handlung, das klein= ſte Wort, den kleinſten Gedanken vorwerfen? Nein, meine Tochter, du biſt noch immer die Vorige; biſt meine ſchuldloſe, tugendhafte Jo= ſephe; und mein våterliches Herz liebt, ſchåzt und ehrt dich nach deinem Unfall vielleicht noch ſtårker, als vorher.

Getröſtet durch dieſe Worte wagte Joſephi= ne wieder ihr Auge aufzuſchlagen. Sie zeig= te ihrem Vater jenes Kruzifix, und jenes Bild, die ſie mitgenommen, um durch ſie vielleicht dereinſt ihren Råuber zu entdecken. Lange be= trachtete beide der Greis mit aufmerkſamem Blick. Thrånen ſchoßen endlich aus ſeinen Augen; er blickte auf und rief: Unendlicher, låßt deine Gerechtigkeit mich künftig den Frev= ler finden, der in meinem zweiten Selbſt ſo unausſprechlich mich beleidigte, dann hof' ich, troz dieſer grauen Haare, troz dieſer zum

Grabe ſchwindenden Kräfte, troz dieſes zitternden Arms, in ſeinem ſchändlichen Blute meine Schmach abzuwaſchen.«

Der Eifer des guten Don Louis verdoppelte Joſephinens Jammer; das rechtſchafne Mütterchen, für Tochter und für Gatten gleich ſtark beſorgt, entriß ihm das Kruzifix. Ein Blick, und ein Wort von ihr, belehrten ihn, daß er ſich ſelbſt vergeſſen habe. Er unterdrückte ſeinen Zorn, um ſich von neuen mit der Tröſtung ſeines Kindes zu beſchäftigen.

Nach einigen verweinten Tagen und halbſchlafloſen Nächten ſchienen Zeit und Nachdenken ihre gewöhnliche Linderung beweiſen zu wollen. Das betrübte Mädchen ward almählig ruhiger und gelaßner. Doch wagte ſie nicht wieder auszugehn. Für alle Welt, glaubte ſie, ſtehe die erlitne Schmach mit leſerlichen Zügen auf ihrer Stirne geſchrieben. Ach, leider! leider hatte ſie bald noch einen gerechtern und grauſamern Grund ſich zu verbergen. — Joſephine empfand körperliche

Veränderungen, wie ſie deren noch nie empfunden hatte. Sie erholte ſich Raths bei ihrer Mutter; die arme Alte ward bleich, fragte weiter nach, zuckte die Achſeln und ſchwieg. Bald ward es nur zu gewiß: das unglückliche Mädchen war ſchwanger. Als ſie ſich überzeugt von dieſer traurigen Wahrheit fühlte, konte kaum ihres Vaters ernſtlichſte Vorſtellung, ihrer Mutter zärtlichſte Bitte, ſie vom freiwilligen Tode zurück zu halten. Verſchiedne Tage lang verſchmähte ſie iede Nahrung. Aber die Liebe zu ihren Aeltern, die Pflicht gegen ſich ſelbſt, und gegen das unſchuldige Geſchöpf, das in ihr lebte, bewegten ſie endlich doch, ſich geduldig in ihr Schickſal zu finden.

So wie der entſcheidende Augenblick herannahte, mietheten ſich Don Louis und ſeine Gattin ein kleines Landhaus; begaben ſich ganz ohne Bedienung mit Joſephinen dahin, und verlebten alda ein paar Wochen in Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen ſolten.

Als der wichtige Zeitpunkt endlich eintrat, verwaltete Donna Maria die Stelle einer Hebamme. Mütterliche Liebe erſezte den Mangel der Kentnis. Mit ihrer Hülfe ward Joſephine von einem Knaben entbunden, der ſchön war, wie der Tag. Don Louis hielt ihn in der Taufe, und band ihm ſeinen Namen ein. Die neue Mutter genas bald; und die Zärtlichkeit gegen ihren Sohn ward ſo innig, der Anblick dieſes Kindes zu ihrer Erhaltung ſo nothwendig, daß die Alten ſich entſchloſſen, den kleinen Ludewig in ihrem eignen Hauſe unter dem Titel eines angeerbten Neffen zu erziehn.

Sie kamen nach Toledo zurück; und keine Seele rieth auf die Urſach ihrer Abweſenheit. Roberts Abentheuer hatte in der Stadt nicht das geringſte Aufſehen gemacht. Sich ſelbſt zu rühmen, fiel weder ihm noch ſeinen Gefährten ein; denn ſie erkanten, nach verflognem Rauſche, den Umfang ihres Frevels gar wohl. Robert war bald drauf nach Neapel

gereiſt.

gereiſt. Mit ſeiner Abweſenheit kamen auch ſeine mannichfachen Jugendſtreiche ins Vergeſſen. Joſephine hingegen, von allen ihren Bekanten geliebt und geſchåzt, genoß ins Geheim alles Glůck einer Mutter, öffentlich aller Achtung einer Jungfrau. Es ſtand mehrmals nur bei ihr, die Gattin eines rechtſchafnen Mannes zu werden; doch ſie dachte viel zu rechtſchaffen, als irgend iemanden mit ſich ſelbſt zu tåuſchen: ſich einem zu entdecken, verbot ihr die Schaam.

Indeß wuchs der iunge Ludewig auf, und nahm, mit iedem Tag, an Reiz und Liebenswůrdigkeit zu. Alle Nachbarn, alle ſeine Geſpielen, wer ihn ſah und hörte, ward ſein Freund. Sein Geiſt, die Gůte ſeines Herzens, und die Anmuth ſeines Betragens waren immer weit vor ſeinem Alter voraus. Noch war er nicht ganz ſieben Jahr alt, als ein Stiergefecht zu Toledo gegeben ward. Das Kind ſas an der Hausthůr ſeiner Groseltern, und ſah die Ritter vorbeireiten. Ein

Schwarm, der von der andern Seite hergeſprengt kam, reizte den Knaben quer über die Straße zu laufen, um ihn dort bequemer zu ſehn. Ganz allein war er; wohl möglich auch, daß er alzu nahe ſich wagte. Kurz, indem er querüber eilte, ging eines dieſer Pferde durch. Sein Reuter konte, oder wolte es nicht zwingen, und der kleine Ludewig ward überritten. Aufs Pflaſter hingeſtreckt, vom Hufeiſen des Pferdes am Kopfe tief verwundet, in ſeinem Blute faſt ſchwimmend, und in der Gefahr, ganz zertreten zu werden, erhob der arme Knabe ſehr natürlich ein erbärmliches Geſchrei. Eine Menge Volks lief zuſammen, und ſchrie mit. Aber ein alter, ehrwürdiger Ritter, der mit einem prächtigen Gefolge, ſich eben auch zum Stiergefechte erheben wolte, vernahm den Lermen; ſah den Unfall; ſprengte heran; ſtieg ab, nahm den Knaben in ſeine Arme; küßte, liebkoßte ihn; wiſchte ihm das Blut vom Geſicht; ſchickte ſofort ein paar ſeiner Leute nach den beſten

Wundarzt in Toledo aus, drängte ſich durch die Menge zurück, und nahm das Kind mit ſich.

Jezt erſt vernahmen Don Louis, ſeine Frau und Tochter dieſen Unfall. Joſephine, gleichſam ſinnlos, ſtürzte ſoſort auf die Straße hinab, ſchrie und begehrte ihren Sohn zu ſehn. Mühſam folgte der Alte ihr nach; und bat ſie immer, wiewohl fruchtlos, nur nicht Sohn zu ſagen. Ein großer Schwarm von Menſchen umringte und bedauerte ſie; alle zeigten ihr den Weg, den der alte Ritter genommen habe. Sie eilten, ſie flogen ihm nach. Mit lautem Geſchrei kamen ſie an das Zimmer, wo ſich der Knabe bereits unter den Händen des Wundarztes befand. Joſephine war die Erſte hinein; ſie warf ſich über ihren Sohn; drückte ihn, ſchloß ihn an ihr Herz; benezte ihn mit Thränen der Liebe, und begehrte ſeine Wunde zu ſehn. Der gute Kleine, der bisher immer noch geweint hatte, lächelte freundlich beim Anblick ſeiner Mutter;

ſtreichelte ſie, und verſicherte: er habe nichts gelitten. Der Wundarzt unterſuchte nun den Schaden, und fand ihn nicht gefährlich. Wohl hundertmal mußte dies Joſephinen wiederholt werden, und Don Louis nebſt ſeiner Frau dankten indeß dem alten Ritter; ſagten, der Knabe ſei ihr Neffe; und ſuchten die außerordentliche Liebe zu beſchönigen, die ihre Tochter für ihn äußerte.

Dieſe, — als ſie ihren kleinen Liebling oft genug umarmt und ſich überzeugt hatte, daß ſein Leben außer Gefahr ſei, — ließ ſich nunmehr erſt an ſeinen Bette nieder, und warf einen betrachtenden Blick auf das Zimmer, worinnen ſie ſich befand. Wer faßt ihr Erſtaunen, als ſie eben dieſelben Gemälde, eben daſſelbe Hausgeräth, eben die Tapeten wiederſah, die ſie einſt an ienem unglücklichen Abende beim Mondenlicht erblickt hatte? Sie ſah das Fenſter, wo ſie ſich herab ſtürzen wollen; das Gitter, das ſie gehindert; den Betaltar, von welchem ſie das Kruzifix genom-

men; das Tiſchgen, worüber ienes Bildnis hing; nichts, nichts hatte ſeitdem ſich verändert; und es war kein Zweifel mehr: Joſephine befand ſich in eben den Zimmer, wohin vordem ihr Räuber ſie gebracht hatte.

Bei dieſem Anblick, dieſem Gefühl blieb ſie einige Augenblicke ganz ſteif und ſtarr; Todtenbläße überzog ihr Antliz; eine glüende Röthe, ein Beben durch alle Glieder folgten darauf; keines Lautes mächtig, und bewuſtlos ſank ſie zuſammen. Man eilte ſchleunig ihr zu Hülfe; man that alles, was bei ſolchen Fällen gewöhnlich iſt; man brachte ſie wieder zu ſich; und wolte nun ſie und den Knaben nach Hauſe ſchaffen. Doch der alte Ritter ſezte ſich in Anſehung des Leztern dagegen. Er bat, er drang drauf: daß man das Kind bis zur völligen Geneſung bei ihm laſſen möge. Don Louis, nur immer mit ſeiner Tochter beſchäftigt, gab endlich dieſer gutmüthigen Bitte nach. Joſephine, in einer neuem, ſteten, iedem Zuſchauer unbegreiflichen Unru-

he, wagte keinen Widerſpruch, um ſich nicht noch ſtärker zu verrathen; ſie ſowohl, als ihre Eltern kehrten endlich zu ihrer kleinen friedlichen Wohnung zurück.

Doch kaum ſah ſich hier Joſephine mit den Ihrigen allein, ſo entdeckte ſie ihnen den Grund ihrer Ohnmacht, und ſchwur: dies Haus müße dem Räuber ihrer Ehre gehören. Kaum konte Don Louis für Ungeduld ſie ihre Rede enden laſſen. Daß der alte Ritter, der ſich ſo eifrig ihrer angenommen, Don Diego de Lara heiße, wußte er zwar ſchon; doch daß dieſer nicht Eine Perſon mit ienem Frevler ausmachen könne, ergab der Augenſchein. Um beſtimtere Nachricht einzuziehn, eilte Don Louis ſelbſt wieder ſofort zum Palaſte hin. Er erfuhr mit leichter Mühe: »daß Don Diego einen einzigen Sohn, Robert mit Namen, habe; daß dieſer, ſeit ſieben Jahren ſchon, in Neapel ſich befinde; daß er hier, in Toledo, zwar zu den tolkühnſten, ausſchweifendſten Jünglingen gezählt worden, doch daß dort ihn Umgang und Jahre kräftig

gebeſſert hätten. Daß alle Fremde und Einheimiſche, die iezt von Neapel nach Toledo kämen, ihn als den bravſten, treflichſten Ritter prieſen; daß er überdies ſchön, wohlgewachſen, und durch den Reichthum ſeines Vaters für die beſte Parthie in ganz Kaſtilien zu achten ſei.“

Alle dieſe Nachrichten brachte Don Louis treulich ſeiner Frau und Tochter heim; und o, wie mußte Joſephinen wohl dabei zu Muthe werden! — Daß dieſer Robert, dieſer abweſende, ſonſt ſo wilde iunge Mann, der Vater ihres Sohnes ſei; das unterlag keinem Zweifel mehr. Doch wie er wieder vergüten könne, was er verbrochen habe, dazu war weder Hofnung noch Ausſicht. Zwar ſolte ſeine Hand noch ledig ſeyn; zwar war auch Joſephine von edlem Geſchlecht entſproßen. Doch er ſo reich, und ſie ſo dürftig! — Nein, Don Louis hofte nichts, ſondern ſann nur auf Rache. Schon wolte er zum Don Diego hin; wolte ihm alles entdecken; wolte Genugthuung fordern; wolte . . Joſephine unter-

brach den Strom ſeiner Rede und ſeiner Drohungen. Sie bat, ſie flehte ihn: durch ſeine Heftigkeit nicht alles zu verderben. Sie erinnerte ihn mit kindlicher Sanftmuth daran: daß ſie ia nur ihm zu Liebe ihres Lebens geſchont habe; ſie begehre iezt, als eine Vergeltung: daß er ihr die ganze Leitung dieſes Handels überlaſſe; und ſich nicht eher darein miſche, bis ſie ihn ſelbſt dazu auffodre.“ Es koſtete Mühe, eh ſich der Greis zu dieſen Verſprechen entſchlos; doch endlich bequemte er ſich, und Joſephine ſchien dadurch etwas ruhiger zu werden.

Um deſto ſorgfältiger ging ſie nun mit ſich ſelbſt zu Rathe. Was ſie zu thun, und was ſie ungefähr zu ſagen habe; darüber traf ſie bald Entſchlus. Doch das Wenn und Wie mußte ſie einem günſtigen Zufall überlaſſen, und dieſer half früher noch, als ſie hofte. — Der Knabe blieb eine geraume Zeit in Don Diegos Hauſe; und dieſer redliche Greis ſparte weder Mühe noch Koſten, ſeinem kleinen Gaſte güt-

lich zu thun. Das Kind lohnte ihn dafür mit tauſend unſchuldigen Schmeicheleien und ſezte ſich immer feſter in ſeiner Gunſt. Don Louis, Maria und Joſephine verbrachten einen anſehnlichen Theil des Tages bei ihrem angeblichen Neffen. Don Diego gewöhnte ſich an ihren Umgang, und ſandte fleißig nach ihnen, wenn ſie nicht ungebeten kamen; denn ihre Biederkeit und ſein Edelmuth waren einander zu nahe verwandt, als ſich nicht wechſelſeitig hochzuſchätzen. Einſt befand ſich Joſephine mit Don Diego allein. Der gute Alte hatte den kleinen Ludwig auf ſeinen Knie ſitzen; umarmte, küßte, liebkoßte ihn oft, und ſprach mancherlei von der Neigung, mit welcher er ihm zugethan ſei. Joſephinen übermante dies. Die hellen Zähren floßen ihr aus den Augen; ſie wolte dieſelben verbergen, und konte nicht. Der alte Ritter ſah es; ward aufmerkſam; und drang mit ſo vieler Theilnahme, mit ſo ungeheuchelter Freundſchaft in ſie; ihm doch zu entdecken, was ihr fehle?

daß ſie endlich glaubte: iezt ſei der Augenblick da, der ihr günſtig werden könne.

»O geſegnet,« rief ſie, »ſei die Stimme der Natur, die auch hier ihr Recht behauptet! Ehrwürdiger Don Diego, der Knabe, den Sie das Leben retten halfen; den Sie ſo lieben, ohne recht zu wiſſen: warum? hat allerdings einen Anſpruch auf Ihre Liebe; iſt Ihr Fleiſch und Blut; iſt — ihr Enkel!« — Ein ſtummes Erſtaunen band iezt noch Diegos Zunge. Mit Augen voll Thränen, die ſich nicht von Boden heben konten; mit bewegter, von Schluchzen oft unterbrochner Stimme erzählte Joſephine ihn ihre traurige Geſchichte; zog das Kruzifix hervor, und gab es ihm; er erkante es für das ſeinige; reichte ihm das Bildnis dar, und es war ſeine Mutter; auch daß man ſeit fünf Jahren ſchon dies Gemälde vermiße, war ihm bekant. — »Ihr Sohn,« ſchloß ſie endlich, und warf ſich ihm zu Füßen, »hat mich entehrt, und ich umfaße Ihre Knie. »Ihr Sohn hat mich Unſchuldige in Schmach

»und Elend geſtürzt, und ich muß doch in »Ihnen den zärtlichſten der Väter lieben.«

Der kleine Ludwig, als er Joſephinen weinen ſah, ſprang herab von ſeinem Sitze; umfaßte auch die Knie des Alten; ſtreckte ſeine Händchen aus, und bat ihn: doch ſeine liebe Muhme (denn ſo nante der Unſchuldige ſeine Mutter) nicht zu betrüben. Dieſem rührenden Anblick konte das ohnedem weiche Herz des edlen Don Diego nicht widerſtehn. Mit Schluchzen und Thränen hob er Joſephinen und ihren Sohn von der Erde auf; drückte beide zu wiederholtenmalen an ſein Herz, und ſchwur: dieſe ſo bitter, ſo unſchuldig Gekränkte ſolle Roberts Gemahlin werden; oder er habe keinen Sohn weiter. Don Louis Dazwiſchenkunft vollendete die rührende Szene. Die Greiſe umarmten ſich, als zwei neuverwandte Väter. Hofnung kehrte nun in die ſo lang beklemte Bruſt des unglücklichen Mädchens zurück.

Noch an eben dieſem Tage ſchrieb Don Diego nach Neapel: »Es ſei Zeit, daß ſein Sohn wieder ins Vaterland zurück kehre. Es ſei auch Zeit, daß er für die Erhaltung eines Geſchlechts ſorge, das ſo alt, und deſſen lezter Stammhalter er ſei. Deshalb warte ſeiner bereits eine Braut, die dieſer Verbindung würdig, und von beiden Vätern ihm beſtimt worden wäre.« — Robert gehorchte dieſem Befehl; mit dem nächſten Schiff reiſte er von Neapel ab. Man ward einverſtanden darüber: daß er Joſephinen nicht ſofort ſehen ſolle; und daß er noch minder ſein Vergehn erfahren dürfe, bevor er es nicht zu vergüten im Begrif ſtehe.

Er kam: die erſten Minuten verfloſſen in Umarmungen, in wechſelſeitiger Freude, in tauſend Fragen und Antworten; dann aber ſprach Don Diego von der Braut, die er für Roberten auserkohren habe. Robert forſchte ſorgfältig nach ihren Namen, Alter, körperlichen Vorzügen; doch ſein Vater brach, ſtatt einer Antwort auf dieſe Fragen, in ein langes

Lob derjenigen Reichthümer aus, die ſie theils beſitze, theils noch zu hoffen habe; und zeigte, als er die Ungeduld ſeines Sohnes ſteigen ſah, ihm endlich ein Gemälde, welches, ausdrücklich dazu beſtellt, ſchier alle mögliche Häslichkeiten in ſich zu vereinen ſchien. Robert bebte erſchrocken bey dieſem Anblick zurück, und rief aus: Ein ſolches Ungeheuer ſei er nicht zu lieben vermögend. — Don Diego erwiederte mit ernſtem Ton: Sie ſei unermeslich reich, und Reichthum der einzige Punkt, worauf man bei Heirathen zu ſehen habe. Mit aller nur möglichen Beredſamkeit beſtritt Robert dieſen verderblichen Grundſatz; rechnete alle die Unfälle her, die aus ihm ſchon entſprungen wären, oder noch entſprängen, und ſchwur endlich: daß er vom Himmel ſich nichts heißer erflehe, als eine ſchöne, weiſe, tugendhafte Gemalin, deren Glück er machen könne, und die dann auch das ſeinige befeſtigen würde.

Mit heimlichem Entzücken hörte Don Diego dieſe Sprache; hütete ſich aber wohl ſeine Freude ausbrechen zu laſſen. Mit einer Philoſophie vielmehr, die ziemlich habſichtig klang, widerlegte er grade die Meinung ſeines Sohnes, als man Joſephinen und ihre Familie meldete, die zum Abendeßen geladen waren. — Nie hatte dies reizende Geſchöpf mehr Schönheit in ſich vereint, als heute. Die Vorſicht ſelbſt ſchien ſie begünſtigen zu wollen; ſo viel Sanftmuth und Liebreiz war in iedem ihrer Züge. Roberts Augen, als ſie eintrat, wurden ſo angenehm überraſcht, daß er, gleichſam geblendet, einige Sekunden lang in ſtummer Bewunderung da ſtand; und dann deſto ſchneller, deſto angelegentlicher fragte: »Wer dieſe himliſche Schöne ſei?« Sein Vater that, als höre er es nicht; er eilte nur den Frauenzimmern entgegen; aber er ſah mit Bedauern, daß plözlich eine Todtenbläße Joſephinens Wangen überzog; daß ihre Hand in der ſeinigen zitterte; und daß

Roberts Anblick ſie mit einer Ohnmacht bedrohe. Wirklich ſank dies holde Mädchen, troz alles vorgefaßten Muths, troz aller Anſtrengung, gleich drauf ohne Bewußtſein zu Boden. Die Gegenwart desienigen Mannes, den ſie noch nie geſehn und doch ſo zahlloſe Thränen über ihn vergoßen hatte, war allzuangreifend für ihre empfindliche Seele. Don Diego erſchrack über ihr Hinſinken; aber er ſah zugleich mit Vergnügen die Eil und den Eifer, mit welchem Robert ihr zu Hülfe flog.

Sie kam wieder zu ſich; man ſezte ſich bald drauf zur Tafel, und die ganze Mahlzeit hindurch verwandte Robert kein Auge von Joſephinen; ſie ſah es, und ſchlug die ihrigen nieder. Sie ſprach wenig, aber dies wenige hatte ſo viel Anmuth, einen ſo liebenswürdigen, ſchwermüthigen Ton, daß iedes Wort tief in Roberts Seele haftete. Auch der kleine Ludwig, der neben ſeinen Vater zu ſitzen kam, ſah ganz unwillkührlich immer nur ſeinen Vater an; ſprach und liebkoßte ihn ſoviel,

daß er bald ſeine ganze Aufmerkſamkeit gewann; und daß Robert laut bekante: es müſſe ein neidenswürdiges Glück ſeyn, ſich den Vater eines ſolchen Sohns nennen zu können.

Man ſtand endlich von der Tafel auf. Robert, von der zärtlichſten Neigung für Joſephinen entbrant, volbrachte unruhig die Nacht. Des andern Morgens erklärte er ſeinem Vater mit einem ehrfurchtsvollen, aber entſchloſſenem Tone: »Keine Gewalt auf der Erde werde ihn zwingen, das Scheuſal zu ehlichen, das er geſtern im Gemälde geſehn habe« — Don Diego ſchwieg eine kleine Weile, gleichſam nachdenkend, ſtill. — »Und würdeſt du wohl eher,« fragte er zulezt, »die iunge, edle, ſchöne, aber arme Perſon erwählen, die geſtern Abends mit uns ſpeiſte?« — O Gott, Gott! rief Robert, ſeiner ſelbſt kaum mächtig: ich wäre der Glücklichſte aller Menſchen, wenn ſie meine Hand der Annahme würdig ſchätzte! — »Und ich der unglücklichſte aller Väter,« fiel Don Diego ein, »wenn durch dieſe Ehe

nicht

nicht mein Sohn die Schandthat wieder ausſöhnte, mit der er mich nnd mein ganzes Haus entehrt hat.«

Robert ſtaunte, und ſtarrte ſeinen Vater an; ungewiß, ob er recht gehört habe; noch ungewiſſer, wie er dies deuten ſolle? Don Diego enthüllte ihm nun, was er wußte. — »Sieh,« ſchlos er, indem er ienes goldne Kruzifix ihm vorhielt, ſieh hier den Zeugen und den Richter deines verübten Frevels. Sieh ihn, der dir nie verzeihen wird, wofern du nicht auch Joſephinens Verzeihung dir erwirbſt!« — »O führen Sie mich zu ihr, mein Vater; und zu ihren Knien will ich flehen, bis ich erhört aufſtehe.«

Es geſchah. Stilſchweigend und mit Augen voll Thränen ſah Joſephine eine Minute lang auf den Knieenden herab; dann wandte ſie ſich gegen ihren kleinen Sohn; nahm ihn empor, hielt ihn ſeinem Vater vor, und ſprach mit erſtickter Stimme: »Sieh hier meine Antwort: Möchte doch dies Kind dir eben ſo viel Ent-

zücken bringen, als es vordem Schmerzen ſeiner Mutter brachte.“ — Nichts weiter von Roberts Entzücken, von den Umarmungen des nun beglückten Paares, von der Freude ihrer Eltern, und den frohen kindiſchen Fragen des kleinen Ludwigs! — Man ſchickte ſofort nach einem Prieſter, einem Advokaten und zwei Zeugen. Noch dieſen Abend ward die Verbindung vollzogen, und Robert, der Tugend auf immer wieder geſchenkt, erfuhr nun, daß nur eine rechtmäßige Liebe ganz zu beglücken vermöge.

Bruchſtück aus Thales Leben.

Milet.

Solon.

Wie geſagt, lieber Thales, wäre nicht Athen meine Vaterſtadt, ſo würd' ich wünſchen: daß Milet es wäre. Dieſe vortrefliche Lage am Meer, dieſer milde Himmelsſtrich, dieſer fröhliche gutmüthige Karakter des Volks, — mehr noch als alles dies, deine Geſelſchaft, machen, daß ich gleichſam neu veriüngt mich fühle.

Thales. Sehr verbunden dafür, lieber Solon; wofern du mir nicht ſchmeichelſt.

Solon. Schmeicheln? Pfui, Thales! Das Gift der Natter iſt ſchädlich; ſchädlicher noch die Stimme des Schmeichlers. Sicher würdeſt du nie mit iener deinen Freund ver-

gleichen; minder noch mit dem leztern verwechſeln. — Nein, lautre Wahrheit iſt es, wenn ich deinen Umgang für lehrreich, dein Geſpräch für unterrichtend, dein Betragen für muſterhaft preiſe. — Zwar nent der Ruf dich längſt den Weiſen; zwar ſchäzt' ich dich längſt aus deinen Briefen: doch kant' ich meiſtens nur den Mann in dir, der Sonnenfinſterniſſe vorherſagen, und Piramiden meſſen *) kann; den Mann, der begierig nach den Sternen blickt, und drüber der Gruben auf der Erde vergißt.

Thales. Ha ha! (lachend) Iſt dies Mährchen auch bis nach Athen gedrungen?

Solon. Als ob Märchen nicht gewöhnlich ſchneller und weiter als Wahrheit ſich erſtreckten! — An den ſeltnern Mann nimt der Haufen gewöhnlicher Menſchen nur alzu gern Rache; leiht nur alzu gern ihm Fehler,

*) Thales ſoll zuerſt unter den Griechen Verfinſterungen der Sonne verkündigt, und den Egyptiern gelehrt haben, die Höhe ihrer Piramiden durch den Schatten zu meſſen.

die ſeinen Werth vermindern: daß auch dich dies Geſchick betraf, iſt kein Wunder. — Doch, da du des Guten ſo viel an dir trägſt, und da du mir frei zu reden vergönſt, ſo ſage mir: warum du eine einzige Pflicht ganz verabſäumſt?

Thales. Welche?

Solon. Du biſt unverehlicht; und warſt es ſtets, wie ich höre.

Thales. Ich war es, bin es, und werde es ſeyn.

Solon. Aber warum dies?

Thales (munter.) Auch meine Mutter befragte mich oft, wie du. Vor dem dreißigſten Jahre antwortete ich ihr: daß ich noch alzu iüng; nach demſelben, daß ich alzu alt mich fühle.

Solon. Ein Einfall, der nicht übel klingt, wäre nur die Pflicht, dem Staate Bürger zu erzeugen und zu erziehn, nicht eine ſo theure Pflicht; theuer für iedes Mitglied

des Staats, und noch zehnfach theurer für dich

Thales. Warum mehr für mich, als für andere?

Solon. Biſt du ſo unerhört beſcheiden, daß du nicht weißt, wie hoch dich dein Vaterland ſchäzt? Oder ſo eitel, daß du begehrſt, ich ſolt' es dir neuerdings vorrechnen? — Thales, ein Mann, der einer ſolchen Achtung bei ſeinen Mitbürgern genießt, muß untadelhaft in mehr als einer Rückſicht ſeyn. Nach dir bilden ſich die Bürger Milets. Deine glückliche Ehe würde tauſende, die izt Hageſtolze ſind, zu gleichem Schritt ermuntern! Wie du deine Kinder erzögſt, würden fortan tauſende ſie erziehn. Jede Lehre, die du deinem Sohn ertheilteſt, wäre zugleich der ganzen Jugend Milets ertheilt; und dieſer hundertfältige Nutzen . .

Thales. Halt ein, halt ein, weiſer Solon; oder ich nenne dich nicht mehr den Weiſen, und bereu es, daß ich ehemals den

Dreifus dir zuerſt zuſandte.*) — Daß viele in Milet mich achten; nicht wenige auch mich lieben; wohlan, das hof' ich und das glaub' ich gern. Doch ſo algemein geſchäzt, wie du mich ſchilderſt. . .? o da müßt' ich das Volk nicht kennen! Nicht das menſchliche Herz! und nicht ſeinen Hinterhalt, in welchem Haß und Neid gegen hervorſtechende Bürger ſich ſo gern verbergen.

Solon. So ſei es, daß auf zehne, daß auf einen nur dein Beiſpiel würkte! Sei es ſogar, daß du ganz verkant, nichts thäteſt, als nüzliche Bürger erzeugen und erziehn; auch dann! die erſte Pflicht bleibt doch: dem Vaterlande nüzlich zu ſeyn.

Thales. Die ich erkenne! doch laß mich jezt zum erſten = und zum leztenmale einen Um-

*) Anſpielung auf eine bekannte Anekdote, wo ein aufgefiſchter Dreifuß, der dem Weiſeſten gegeben werden ſolte, in einer Reihe von weiſen Männern herumging, bis er endlich dem Apoll geweiht wurde.

ſtand geltend machen, worauf ich mich noch nie bezog. Du lobteſt kurz vorher meine Verdienſte um Milet; nun ia, ich ſchmeichle mir deren einige zu beſitzen. Mein Rath half manche Fährlichkeit überwinden; mir verdankt mein Vaterland die Freundſchaft des perſiſchen Siegers, *) mir manches Geſez, das für Milet ſo erſprieslich war, wie die deinigen für Athen. Wenige Mitbürger thaten ſo viel, und zum mindeſten that keiner mehr. — Wohlan, hab' ich durch dies alles nicht erfült, was gegen meine Vatererde mir oblag? Kan Ueberflus auf einer Seite den Abgang der andern nicht erſetzen? Begehrſt du vom Krieger, daß er zu gleicher Zeit ſeinen Acker pflüge? Vom Kaufmann, daß er den Staat weidlich regiere? Warum wilſt du von

*) Cröſus, ehe er den Krieg gegen Cyrus anfing, warb um die Bundesgenoſſenſchaft der Mileſier. Thales widerrieth ſie zu ſchließen; und das war bei des Kriegs unglücklichem Erfolg ſehr vortheilhaft für Milet.

demienigen, der am Steuerruder ſeines Landes ſitzt, fodern: daß er auch iede Pflicht des gemeinen Bürgers erfülle?

Solon. Ich fodre es, weil nie dies Vaterland unſer Schuldner wird, und wir ſtets die ſeinigen bleiben. Weil iede Kraft in uns ihm zugehört; iede, die ungenützt verraucht, unſern Werth im Auge der Redlichen und im Gerichte der unſterblichen Götter vermindert. — Doch ſei es, Thales! habe ſo viel du willſt für Milet gethan; habe alle Verbindlichkeit mit Wucherzins bezahlt; auch dann giebt es der Rückſichten mehrere noch. — Sage: möchteſt du wohl einem andern redlichen Mann das höchſte Glück ſeines Lebens rauben? Möchteſt du?

Thales. Bei dem unendlichen Weſen, nein!

Solon. Sieh, und doch haſt du einem ſehr redlichen Mann, haſt dir ſelbſt des Lebens höchſtes Glück geraubt. Zu ruhen im Arm eines keuſchen Weibes, einer liebevollen Gat-

tin — welche ſüße Wolluſt, die kein Gott und keine Tugend verbeut! Sich neu auf-wachſen zu ſehn, ſich veriüngt zu fühlen, in Kindern, die uns gleichen — welche Freude, die den Olimpiern ſelbſt nicht reiner zu Theil werden kan!

Thales (etwas ſchneidend.) Und der Schmerz über ein buhleriſches Weib? Der Jammer über ausgeartete Kinder?

Solon. Kan dieienigen nicht treffen, die weislich zu wählen, und ſorgfältig zu wah-ren wiſſen! — Sieh, Thales, ich habe nur einen einzigen Sohn; aber wann ich auf ihn blicke, als auf die Stütze meines Alters; wann ich alle die Eigenſchaften ſeines Herzens, die Kräfte ſeines Geiſtes ſich entwickeln ſehe; o dann iſt iener weiland pralende Crösus mit allen ſeinen Schätzen nur arm gegen mich.

Thales. Fürwahr eine Freude, die ſelbſt einen funfzigiährigen Hageſtolz faſt bekehren dürfte!

Solon. O laß dies Ernſt, und den Zuſaz faſt vertilgt ſeyn! Noch biſt du nicht zu alt, um Gatte und Vater zu werden; noch —

Thales (einfallend) Still iezt, lieber Solon, wenn ich bitten darf! Ich ſeh dort den Hegemon kommen; er iſt einer von denen, die alles wiſſen wollen, um alles ausſchwatzen zu können. Erführ' er den Inhalt unſers Geſprächs, ſo würd' ich heut Abend noch das Mährchen von ganz Milet.

Solon. Und warum das Mährchen, da die Rede von einer Beſſerung iſt? — Doch es ſei; mit dem Bedinge, daß wir umſtändlicher bald auf dieſen Punkt zurückkommen. — Deine Hand drauf!

Thales (ſie ihm reichend.) O ſehr gern! — Wir kommen wieder drauf, Solon; das verſichert dir Hand und Herz.

* * *

Etwa zwei Tage drauf.

Thales. Solon. Gleich nachher zwei Fremde.

Thales. Und iſt es unwiderruflich dein Ernſt, Solon, daß du morgen ſchon uns verlaſſen willſt?

Solon (lächend.) Sprich lieber: Morgen erſt. Verzög' ich überall ſo lange, wie in Milet, die Athener würden mein Ausbleiben mit den Reiſen des Ulißes vergleichen.

Thales. Selbſt dein Scherz verräth, daß es dir minder in Milet, als uns Meleſiern bei dir gefält. Denn du nenſt lange, was unausſprechlich kurz mir dünkt. — Ah, ſieh da unſern Cleon! Was bringſt du?

Cleon. Mich ſelbſt, und dieſen Fremdling aus Argos, der ſo eben im Hafen ausſtieg, und deſſen erſte Frage nach dir war.

Thales. Deine Aufmerkſamkeit freut mich, mein Lieber! Nur wünſch' ich dir ſeyn zu

können, was du begehrſt, oder hoffeſt. — Wie iſt dein Name?

Fremdl. Theombrotus.

Thales. Und kömſt von Argos?

Fremdl. Bin von Argos; aber komme von Athen; von wannen ich vor wenigen Tagen abſchifte, und günſtiger Winde genoß.

Solon. Von Athen komſt du? Wie gefiel es dir da?

Fremdl. Beſſer, als in Argos ſelbſt. — Ueberall fand ich Spuren eines wachſenden Wohlſtands und einer weislichen Staatsverfaſſung. — Nur bedauer' ich den Karakter des Volks von einer andern Seite her kennen gelernt zu haben, als ich darauf gefaßt war.

Solon (aufmerkſam werdend.) Doch von keiner böſen, will ich hoffen?

Fremdl. O nein! Aber ich hofte ein luſtiges, jubelndes Volk zu finden; leichtſinnig, doch ſelbſt in ſeinem Leichtſinn liebenswerth. — Würklich zeigt' es ſich auch ſo in den erſten Tagen meines Daſeins; doch als

ich die Stadt verließ, war alles in tiefſter Trauer.

Thales. Und warum? bedroht vielleicht Athen ein Krieg?

Fremdl. Keineswegs.

Cleon. Oder riß eine gefährliche Krankheit ein?

Fremdl. Nicht doch.

Solon. Oder ſolte ein innerlicher Zwieſpalt — ſolte Piſiſtratus vielleicht ſeine ehrgeizigen Abſichten — Theombrotus, ich beſchwöre dich: Sage hurtig, worüber trauerte Athen? — Ich bin ein Athener, und zittre.

Fremdl. O es war nichts, was eine ſo tiefe — noch minder, was eine ſo allgemeine Trauer verdiente. Blos der Tod eines noch unerwachsnen Jünglings fülte aller Augen mit Thränen.

Thales. Und was hatte denn dieſer Jüngling gethan, das ihm eine ſo allgemeine Liebe erwarb?

Fremdl. Er wenig; aber ſein Vater deſto mehr.

Solon (neugierig.) Sein Vater? Und wie heißt der?

Fremdl. Er heißt — heißt — (ſich gleichſam anſtrengend.) Sonderbar, wie ein Name mir entfallen kan, den ich wohl tauſendmal hörte, und ſelbſt ausſprach. — Was den Schmerz der Athener vermehrte, iſt: daß dieſer Vater grad abweſend ſeyn mußte; daß er nicht einmal die Augen dieſes Sohns zudrücken können, der ſein Liebling und einziger Erbe war.

Solon (ängſtlich.) Gute Götter, es war doch nicht — (ſich wieder faßend.) Doch nein, die lezten Nachrichten ſind ia ſo neu und gut. — Wohlan, wenn du den Namen des Mannes vergeſſen haſt, ſo wirſt du doch wiſſen, durch welches Verdienſt er den Athenern theuer und werth geworden war?

Fremdl. O ia! durch Beilegung der innerlichen Zwiſte; durch Ertheilung vortreflicher Geſeze; durch . .

Solon (voll unausſprechlicher Angſt.) Mächte des Himmels! dieſer unglückliche Vater hies doch nicht Solon?

Fremdl. (ganz kalt.) Richtig — Solon, richtig! ſo hies er.

Solon. Ich unglücklichſter, ich elendeſter aller Menſchen!

Fremdl. (ſtutzend.) Wie?

Thales. O Theombrotus, o unſeliger Bote! Dieſen Solon, dieſen Vater jenes Jünglings ſiehſt du hier.

Fremdl. Wie? Du biſt Solon? der weiſe Solon, der Geſezgeber Athens, der angebetete Vater deiner Vaterſtadt?

Solon. Bin Solon, der bedauernswürdigſte aller Menſchen; der unſeligſte aller Väter, meines Sohnes beraubt, und mit ihm aller Freuden des Lebens! — O! O!

Cleon und Theombr. Armer Greis, wie dauerſt du uns.

Solon. O hätt' ich ihn nie gezeugt, da ich ihn verlieren ſolte. O wär doch mein

weißes Haar längſt in die Grube gefahren. — Mein Sohn, mein Einziger! — Ach, als du beim Abſchied an meinen Lippen hingſt, als deine kindlichen Arme mich umfaßten; als du riefſt: Kom ia wohlbehalten zurück, mein Vater; — hätt' ich da geglaubt, daß der Tod näher über deinem Haupt, als über dem meinigen ſchwebe? — Verwünſcht, verwünſcht ſei dieſer unſelige Tag unſerer Trennung! Ohne dieſe lebteſt du vielleicht noch! Meine väterliche Sorgfalt hätte vielleicht vor Gefahren dich geſchützt, denen deine muthige Jugend trozte; hätte vielleicht = =

Thales. Lieber Solon, vergiſſeſt du im Schmerz, daß der Schlus der Parzen unausweichlich iſt?

Solon. Sei er es; ſo hätte doch wenigſtens mein Scheidekuß deine fliehende Seele aufgefangen: hätte ſie begleitet; hätte = = o mein Sohn! mein Liebling! mein Alles!

Thales. Dein Alles? Verzeih mir Solon; ich ehre deinen Schmerz; aber du biſt unge-

recht gegen dich ſelbſt. Viel, ſehr viel mag freilich dieſer Sohn dir geweſen ſeyn; doch alles haſt du noch nicht mit ſeinem Tode verloren. Du haſt Freunde, an deren Buſen du flüchten kanſt; haſt ein ganzes Volk, das dich ehrt, liebt, und mit dir trauert; dem dein Leben wichtig, deine Weisheit nöthig iſt. — Vorzüge, wie die deinigen, beſizt kein Athener; doch mancher litt ſchon, was du iezt erleideſt. Tröſte dich daher mit ienen mehr als tauſend Söhnen, die der Staat dir liefert, für den einzigen, den du ſo früh verlorſt.

Solon. O du warſt nie Vater, Thales; das hört man an deinen Gründen. Nur ein Vater kan wiſſen, wie unbeſchreiblich es quält, von dieſer Seite her verwundet zu werden; nur er kent den namenloſen Jammer eines verwaißten Alters. — Mann ohne Liebe, ohne Ehe, ohne Kinder, du kenſt dieſe Gefühle nicht!

Thales (mit ganz geändertem Ton) Habt Dank, ihr unſterblichen Götter, daß ich ſie nicht kenne! Denn ich ſehe nur zu deutlich an

dieſem Beiſpiel, daß keine Folterqual die Schmerzen erreicht, die ein zerrißnes Vaterherz treffen. — Habe auch du Dank, Solon, daß du ſelbſt die Gründe iezt gnügſam widerlegt haſt, mit welchen du vorgeſtern erſt mein eheloſes Leben beſtritteſt. — Wiſſe demnach! Solon, dir ſtarb kein Sohn; Athens Volk hat nicht über dich getrauert; dieſer Mileſier ſah niemals, weder Argos noch Athen: aber —.

Solon (voll Staunen und Unwillen.) Wie, Thales, einen ſo grauſamen Scherz —?

Thales. Ich geſteh es, er war ein wenig grauſam. Doch die Staude, worauf Wahrheit wächſt, pflegt gewöhnlich bitter zu ſeyn; ihre Frucht hingegen nüzt. Durch eigne Erfahrung, durch den Augenſchein, durch die Prüfung des Weiſeſten unter den Griechen wolt' ich mich überzeugen: was ſtärker ſei, Vaterfreude oder Vaterſchmerz? Nun weiß ich es, da im leztern Fall der milde Solon ſelbſt mit dem Schickſal haderte; der ſtandhafte Mann

ſchier zum Weibe ward, und der gerechte Schiedsrichter von Athen ſich ungerecht gegen Freunde und Volk bewieß. — Wenn ich iezt noch ein ehloſes Leben allen übrigen vorziehe, kanſt du drüber zürnen, mein überwieſener Freund?

Solon (nach einer kleinen Pauſe, in welcher er ſich geſamlet hat.) Ich zürne nicht; aber überwieſen haſt du mich eben ſo wenig. Du haſt meinen Vaterſchmerz geſehn, doch nie meine Vaterfreuden. — Ja, Thales, noch zittert, ich läugn' es nicht, mein alter kraftloſer Körper von iener gewaltigen Erſchütterung; noch ſteht wahrſcheinlich in meinem Auge die Thräne des heiſſeſten Jammers. Doch ſiehſt du, vorlauter Spötter, auch nicht die Wonne, die iezt meine Seele beim Gefühl: daß ich noch Vater bin, durchglüht. — Daß ſichtlicher der Schmerz, verſchloßner die Freude würke, iſt ein altes Geſez der Natur. Auch ich kan daher iezt ſo laut nicht iubeln, wie ich kurz vorher wohl weinen konte. Aber die Fülle

meiner Empfindung — Worte faſſen ſie nicht; des Weines höchſter Rauſch, der Ehre ſchönſtes Glück, der Wolluſt ganzes Zaubermeer iſt nur ein Schatten dagegen. Ja, ſprächeſt du iezt mit der Stimme eines Gottes zu mir: Solon, du ſolſt dein ganzes bisheriges Leben von neuem leben; kaum würd' ich gern dieſe Stimme hören. Doch daß er noch lebt — er mein Sohn! armer Thales, wie bedaur' ich dich, daß du dies Entzücken nie fühlen wirſt; nie fühlen kanſt.

Thales. Ein vornehmer Mileſier. *)

Mileſ. Guten Morgen, lieber Thales! wie geht es dir?

Thales. Wie es dem Alter zu gehen pflegt. Meine Kraft neigt ſich zum Grabe.

*) Bis auf einige wenige Worte, aus dem Diogenes Laertius.

Mileſ. Vielleicht, weil du alzuviel von deinem Leben dem Nachdenken und den Wiſſenſchaften weihteſt?

Thales. Sage, noch alzuwenig. Ach das Leben iſt ſo kurz, und die Wiſſenſchaft ſo unendlich.

Mileſ. Haſt du ſie dennoch ergründet?

Thales. Kein Menſch konte das noch; und keiner wird es können.

Mileſ. Was nüzt dir daher dein Fleiß?

Thales. Daß ich mich ſchmeicheln darf, doch manches zu wiſſen, was andere blos anſtaunen.

Mileſ. Und wie machſt du deine Wiſſenſchaft für den Staat erſprieslich?

Thales. Indem ich Rath ertheile, wo ich Noth erblicke, und antworte, wenn man mich fragt.

Mileſ. Wilſt du auch mir antworten, wenn ich frage?

Thales. Wofern ich kan; warum nicht?

Mileſ. Was iſt das älteſte aller Weſen?

Thales. Gott; denn er iſt ungeboren.

Mileſ. Was das ſchönſte?

Thales. Die Welt; denn ſie kam aus Gottes Hand.

Mileſ. Was das gröſte?

Thales. Der Raum; denn was da iſt, umfaßt er.

Mileſ. Was iſt am ſchnelſten?

Thales. Der menſchliche Geiſt: denn er durchfliegt das Weltall.

Mileſ. Was das ſtärkſte?

Thales. Die Nothwendigkeit; denn ihr gehorcht alles.

Mileſ. Was das klügſte?

Thales. Die Zeit; denn ſie entdeckt und erfindet alles.

Mileſ. Welcher Unterſchied iſt zwiſchen Leben und Tod?

Thales. Keiner.

Mileſ. Warum ſtarbſt du alſo nicht längſt?

Thales. Eben weil es keinen Unterſchied macht.

Mileſ. Kan den Göttern eine böſe That verborgen bleiben?

Thales. Nicht ein böſer Gedanke.

Mileſ. Was iſt aber Gott?

Thales. Ein Weſen ohne Anfang und Ende. *)

Mileſ. Was dünkt dir das Lieblichſte auf Erden zu ſeyn?

Thales. Erfüllung unſrer Wünſche.

Mileſ. Was das ſchwerſte?

Thales. Sich ſelbſt erkennen.

Mileſ. Was das leichteſte?

Thales. Einem andern rathen wollen.

Mileſ. Was das verdienſtlichſte?

Thales. Seinen Feinden verzeihn.

Mileſ. Was das ſeltſamſte?

Thales. Ein Tirann, der alt geworden.

Mileſ. Was macht uns glücklich?

*) Ich hatte groſſe Luſt, ihn antworten zu laſſen: »Er würde nicht Gott ſeyn, wenn ich es vollſtändig wüßte.« Doch man hätte eine ſolche Verfälſchung des Textes mir vielleicht als Fehler angerechnet.

Thales. Ein geſunder Körper, ſatſame Güter, und ein thätiger Geiſt.

Mileſ. Läßt ſich auch Unglück leicht ertragen?

Thales. O ia! wenn wir ein größeres noch unſre Feinde treffen ſehn.

Mileſ. Wie lebt man am gerechteſten?

Thales. Wenn man nichts von allen dem thut, was man an andern tadelt.

Mileſ. Welche Freundſchaft iſt die ſtärkſte?

Thales. Diejenige, die Abweſenheit nicht mindert.

Mileſ. Wofür dankſt du dem Schickſal am innigſten?

Thales. Daß ich als Menſch, und nicht als Thier, als Mann und nicht als Weib, als Griech' und nicht als Barbar geboren ward.

Mileſ. Was hältſt du für des Menſchen ſchönſte Zierde?

Thales. Kentniſſe.

Mileſ. Was iſt die erſte mänliche Tugend?

Thales. Thätigkeit.

Mileſ. Und beim Weibe?

Thales. Schaam.

Mileſ. Glaubſt du, daß iede deiner Antworten buchſtäbliche Wahrheit war?

Thales. Wenigſtens wünſcht' ich es.

Mileſ. Und wenn nun doch hier und da ein Irrthum ſich einſchliche?

Thales. So haſt du als Menſch gefragt, und ich als Menſch dir geantwortet.

Louiſe, Gräfin von H—berg,

wahre Geſchichte.

Vor vielen Tauſenden, nicht nur ihres Geſchlechts, ſondern auch ihres Standes, ſchien Luiſe, Gräfin von S* beim Eintritt in ihr achtzehntes Jahr, beneidenswürdig zu ſeyn; ſchien ieden Anſpruch auf iedes Glück des Lebens — auf eingebildetes ſowohl, als auf wahres, — in ſich zu vereinen. Aus einem reichen, vornehmen, ſelbſt durch das Vorurtheil des Alters geehrten Hauſe entſproſſen, war ſie ſeit kurzem erſt, durch den Tod zweier ſchon erwachſnen Brüder, die einzige Erbin ſehr anſehnlicher Stamgüter geworden; hatte durch günſtige Anlagen des Geiſtes, und durch Hülfe einer weislichen Erziehung, iede Kentnis, wodurch man Männer reizt: und feſſelt,

ſich erworben; ſang mit Seele, zeichnete mit Empfindung, tanzte mit Anmuth, ſprach alle Sprachen, die ihr Zirkel und der Wahn des ſogenanten feinern Tons begehrte; hatte von der Natur auch im Aeußerlichen zwar keine idealiſch ſchöne, doch ſo einfach angenehme Form erhalten, daß ſie auch ohne Stand und Güter gefallen haben müßte; beſaß ein Herz voll Mild' und Güte, ohne Stolz und Anſpruch, wiewohl nicht ohne Gefühl ihres Werthes; und empfing endlich — damit ia kein Vorzug des Glücks ihr mangle! — von Eltern, die ſie unausſprechlich liebten, die vollſte Gewalt über ihr Herz und ihre Hand nach eigner Wilkühr zu ſchalten.

Sie bediente ſich dieſer Erlaubniß mit einer Klugheit und Mäßigung, die ihr Ehre machten. Daß um eine ſo wünſchenswerthe Braut ſich viele Freiwerber vom erſten Stande melden würden, konte man vorausſehn, und es war daher, als es wirklich geſchah, nur in der Regel. Doch daß ſich ihr ſelbſt eine Erhöhung in den

Fürſtenrang darbieten würde, dies lag — wenn auch nicht außer dem Kreis ihrer Verdienſte, doch außerhalb ihrer Erwartung. Der Erbprinz von A B—g ſah ſie auf einem Ball zu Br** und faßte eine ſo heftige Neigung zu ihr, daß er nicht ruhte, bis ſeine Eltern ihm die Erlaubniß, ernſtlich um ſie zu werben, gaben. Es war ein junger, ſchöner Mann; der ſich nur ſelten darauf zu beſinnen ſchien, daß er einſt regierender Fürſt werden ſolle; der wahrſcheinlich bei keiner Gräfin in ganz Teutſchland eine Fehlbitte gethan haben würde; der hier keine Mühe ſparte, ſich beliebt zu machen; und der unter andern Vortheilen ganz den Beifall von Luiſens Mutter beſaß, die ihn oft halb lachend, halb im Ernſt ihrer Tochter mit der Bemerkung empfahl: daß doch das Wörtchen fürſtliche Hoheit, weit beſſer als gräfliche Gnaden ins Ohr falle.

Gleichwohl ward weder Luiſens Ohr durch dieſen Klang, noch ihr Auge durch den Schimmer ſeines Rangs berückt. Sie ſorgte: er dürfte doch einſt glau-

ben, ſie ſei mehr durch ſeine Hand geehrt, als er durch ihr Herz beglückt worden. Auch war wahrſcheinlich ihre Neigung früher ſchon verſchenkt geweſen; denn indem ſie des Prinzen Antrag mit Beſcheidenheit ablehnte, wählte ſie gleich darauf den Grafen von H—berg, einen Edelmann, der ihr an Glücksgütern faſt eben ſo, wie am Stande glich, und der an ſchimmernden Eigenſchaften zwar keinen Ueberfluß, doch auch an ächten Vorzügen keinen Mangel hatte. Ein männlich ſchön gebauter Körper, ein etwas ernſt doch edel um ſich herumblickendes Auge, ein auf langen Reiſen gebildeter Geiſt, und die Gabe ein Geſpräche mit Leichtigkeit anzufangen und mit Anſtand zu unterhalten, empfahlen ihn der Geſellſchaft. Luiſens Vater empfahl er ſich vorzüglich durch den edlen Freiheitsſinn, mit welchem er ſchon manches ihm bei Höfen angetragnes Amt ausgeſchlagen hatte, und lieber ein Herr auf ſeinen Gütern, als ein Diener in der Reſidenz zu ſeyn begehrte. In ſeinen Jünglingsiahren hatte er

ſich zwar zuweilen einen fröhlichen Genuß, doch nimmer eine niedrige Handlung erlaubt. Jezt ſtand er grade im dreiſsigſten Jahre, dem Anfange der ernſtern Mannheit. Auch um Luiſen hatte er nicht mit aufbrauſender Schwärmerei, aber mit warmen, innigem Eifer geworben. Als er ihr Jawort erhielt, beneideten ihn viele ſeines Standes; daß er deſſen unwürdig ſei, wagte kein Einziger zu ſagen.

Vier Jahre hindurch lebte Gräfin Luiſe in ihrer Ehe unausſprechlich glücklich. Im Lenz, Sommer und Herbſt auf ihren mannichfachen Landſizzen, des Winters in dem lebhaften Br** wohnhaft, ward ſie hier allgemein geſchäzt, und dort beinah angebetet. Sie gebahr ihrem Gemahl zwei Töchter und einen Sohn; blieb dabey ſchön wie der Tag, und friſch wie die Geſundheit ſelbſt. Ihre Eintracht, ihre wechſelſeitige Liebe galt weit umher für muſterhaft, und ſchien mit iedem neuen Monat noch unzertrennlicher zu werden. Zwar bemerkte die Gräfin an dem Gemal verſchie-

dene Launen, die der Bräutigam entweder gar nicht gehabt, oder verborgen hatte. Doch es ward ihr ſo leicht, ſich in dieſelben zu fügen; und indem ſie ſich bemühte, ſeine Wünſche auch zu den ihrigen zu machen, ſchien endlich iene ſo oft gemißbrauchte Schmeichelei hier buchſtäblich einzutreffen, und in zwei Körpern nur Eine Seele zu wohnen.

Erſt beim Anfange des fünften Jahres erfuhr dieſes edle Weib, daß weder Reichthum noch Jugend, weder ein ſchuldloſes Herz noch häuslicher Friede, vor allem Kummer ſchütze. Sie verlor binnen wenig Monden ihre beiden Eltern, auf deren Leben ſie, nach dem Laufe der Natur, noch lange rechnen konte. Innig und anhaltend beweinte ſie dieſelben. Die große Erbſchaft, die ihr zufiel, vermocht' auch nicht eine einzige Thräne zu mindern, geſchweige zu trocknen. Sie überließ alles, bis auf eine mäßige, im Heiratsvertrag ſchon ausgeworfne Summe, ihrem Gemal. In Haushaltung, Tafel und Staat ging wenig oder gar

keine Aenderung vor. Nur nach Gelegenheit Gutes zu thun, ſah ſich Gräfin Luiſe noch fleißiger, als bishero um, und fand ſie im reichlichſten Maaſe.

Eben begann gegen Schluß dieſes Jahres ihre Trauer ſich zu mäßigen, ihre Wunde zu heilen, als eine gefährliche Krankheit auch ihren Gemal wegzuraffen drohte. Ein Faulfieber von der bedenklichſten Art brachte ihn dicht am Rand des Grabes. Die Geſchicklichkeit der Aerzte rettete ihn zwar noch, aber langſam. Eine einſtweilige Zerrüttung des Verſtandes (die nicht ganz ſeltne Folge iener Krankheit,) blieb noch geraume Zeit zurück. Endlich wich zwar auch dieſe; doch eigentlich nur halb; mehr dem Schein, als der Wirklichkeit nach. Ein tiefer Hang zur Schwermuth, den man ſehr gütig mit dem vielumfaſſenden Namen der Hypochondrie belegte, widerſtand allen fernern Heilungsmitteln, und machte einen Glücklichen, im Schoos des Glücks ſelbſt, elend. Bei einem Körper, dem Anſchein nach

wieder ſtark und rüſtig genug, bei einem Geiſte, gewiß ieder Arbeit, die er nur freudig angrif, wieder fähig, und beim höchſten Ueberfluß aller andern zeitlichen Güter, blieb Graf H—berg traurig, müßig, ſtets in ſich ſelbſt gekehrt, von einem Eigenſinne, dem nichts gnügte, von einem Unmuth, den nichts erheiterte. Unter dreien oder vieren ſeiner Schlöſſer, in Schl* anmuthigſten Gegenden verſtreut, wählt' er ſich grade dasienige, das im Sommer furchtbar ſchön, in rauher Jahreszeit faſt ſchauderlich lag, zu ſeinem Aufenthalte; kam keiner Stadt, faſt keinem ſeiner Nachbarn nahe; und blickte auf iede geſellſchaftliche Freude, auch von weitem ſchon, wie ein Kranker auf eine wohlbeſezte Tafel blickt, von welcher er ſelbſt nicht eſſen darf, und deren Genuß er auch den Uebrigen beneidet.

Der Gräfin Lage ward iezt ſchon nur alzu bedauernswürdig. Während iener Todeskrankheit ihres Gemals hatte ſie alles, was einer

treuen, liebevollen Gattin zukömt, ia gewiſſermaßen wohl noch mehr gethan. Mit einem Eifer, dem nichts zu läſtig dünkte, mit einer Ausdauer, die nichts ermattete, war ſie faſt keinen Augenblick von ſeinem Lager gewichen; hatte des Tages ihn gepflegt, des Nachts bei ihm gewacht; hatte ieden Tropfen Arznei, faſt ieden Becher Thee ihm ſelbſt gereicht; und wann man, eigner Lebensgefahr halber, ſie warnte, oder ſie erinnerte: daß ia auch andre dieß verrichten könten! ſtets mit entſchloßner Seele geantwortet: „Nein! kein andrer iſt „ihm ſo nah verwandt als ich! Ich ſteh' auf „meiner Pflicht! Treffe mich hier, was der „Vorſicht gutdünkt!“ — Auch iezt, bei ſeiner düſtern, grillenvollen Laune, unter Umſtänden, wo iede andre Dame aus der großen Welt ſich bald Rath gewußt, den milzſüchtigen Mann ſeiner Milzſucht, ſich ſelbſt aber den Zerſtreuungen überlaſſen haben würde, zu welchen Stand und Alter ſie zu berechtigen ſchienen; — auch iezt fügte ſich Gräfin Luiſe

heldenmüthig in ihr Schickſal. Mit trocknen Auge ſchied ſie von allem bisherigen Umgange; folgte ihrem Selbſtpeiniger, ohne den kleinſten Widerſpruch, in ſeine romantiſche Einöde; ſuchte dort durch ihre Geſellſchaft, durch Klavier, Geſang und Vorleſen, durch die freundlichſte Miene, und die heiterſten (ihr oft ſo ſchwerfallenden) Reden ſeine Stirne zu entwölken; nahm den Unwillen, womit er faſt alles vergalt, ſo gelaſſen hin, als ob es ein verdienter Lohn wäre, und lebte der feſten Hofnung: eine anhaltende Liebe werde doch endlich auf das kranke, im Grunde edle Herz ihres Gemals einen kräftigen Einfluß äußern; werde ſolches, wenn auch nicht gänzlich heilen, doch wenigſtens aufheitern. — Wohl möglich auch, oder wahrſcheinlich vielmehr, daß ihre Hofnung ſie nicht getäuſcht haben würde, hätte nur nicht fremde Bosheit in ihren ehelichen Frieden ſich gemiſcht, und ihn ſo unbemerkt untergraben, daß dem Feinde ſchon ſein Werk gelungen war, ehe die

Gräfin noch an einen Feind dachte. Ein kleiner Rückblick iſt hier unvermeidlich, um dann auch vorwärts deſto ſchärfer zu ſehen.

Schon ſeit ſeinem erſten Jünglingsalter hatte der Graf faſt unablässig einen Menſchen um ſich, der hier Monter heißen mag. Es war ein Mann, der faſt in iede Rolle paßte, weil er in ieder, gegen Recht und Unrecht gleichgültig, nur nach dem Winke ſeines Obern ſich zu richten pflegte. Auf Reiſen hatte er den Kammerdiener, nebenbei auch den Vertrauten und Beförderer mancher kleinen, ſtandesmäßigen Ausſchweifung gemacht; hatte dann einige Jahre hindurch über die gräfliche Kaſſe eine ſehr bündige Rechnung geführt, und endlich, unter dem Titel eines Wirthſchaftsraths, das Heft der ökonomiſchen Verwaltung ganz an ſich gezogen. Längſt dran gewöhnt zu kriechen, wo es etwas abwarf, zu trozzen, wo er ſich für nöthig achtete, war er hier das im Kleinen, was der Premierminiſter eines Königs gemeiniglich im Großen zu ſeyn pflegt, — die rechte Hand

ſeines Gebieters, und die Geißel der Unterthanen! — als ihm plözlich die Heirath des Grafen ſeine Zirkel, wenigſtens auf eine Zeitlang, ſtöhrte.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte dieſe Heirath nie ſehr die Ehre ſeines Beifalls gehabt. Je tadelloſer Graf H—bergs Wahl geweſen war, ie weniger freute ſich ſein unwürdiger Günſtling darüber. Daß er aber weislich ſeine Geſinnung unter den feierlichſten Glückwunſch verbarg, verſteht ſich von ſelbſt. Unter allen Beamten des Grafen bückte ſich gewiß keiner ſo tief vor der iungen Gräfin; ſuchte keiner ſo eifrig ihre kleinſte Miene zu deuten, nebenher auch ihre kleinſten Schwächen zu errathen, als Monter. Selbſt an ienen kleinen Schmeicheleien weiblicher Eitelkeit, die nicht ſelten dem Herzen auch dann gefallen, wann der Mund ſie verbietet, ließ er es nicht ermangeln. Denn kein Geburts- oder Namenstag verging, wo nicht ein ländliches Feſt, ein Tanz, eine Erleuchtung oder ein Feuerwerk die Gräfin überraſchte;

und die frühſten ſowohl als die ſpäteſten Roſen, die ſchönſten Früchte, die niedlichſten Singvögel, und Schooshündchen kamen immer von der ſchuldigſten Aufmerkſamkeit des Herrn Wirthſchaftsraths Monter her.

Dennoch, troz ſeiner vielfachen Mühe, wolte es ihm hier nicht gelingen! Wußte vielleicht die Gräfin durch zugeflüſterte Nachrichten doch mehr von der geheimen Geſchichte ihres Gemals, als ſie wohl merken ließ; konte ſie einige kleine Liebesabentheuer zwar, wie auch billig, dem Gemal, doch nicht ſo ganz dem Unterhändler verzeihen; warnte ſie vielleicht ihr Genius, oder folgte ſie blos ihrem natürlich feinem Gefühle, und konte, als eine Ausnahme von Tauſenden, die Schmeichler wirklich nicht vertragen; — kurz, Monter behagte ihr nie! Und wiewohl ſie aus Gefälligkeit gegen den Grafen dieſe Abneigung aufs möglichſte verbarg; wiewohl ſie ſolche nie in Worte oder Handlungen übergehn ließ, ſo bemerkte dieſelbe doch unter allen Menſchen grade Monter

ſelbſt am richtigſten und ſchnelſten. Daß ihn dieſer Widerwillen höchlich ſchmerzte; daß er ihn als die unverdienteſte Kränkung betrachtete; daß er oft in Geheim drauf ſann, wie er im Nothfall ſich ſchüzzen — wo möglich auch rächen könne; dieß alles iſt ein ſo gewöhnlicher Gang menſchlicher Seele, daß ſelbſt die Erwähnung davon überflüßig ſeyn dürfte.

Zwar ſo lange Graf H—berg noch geſund an Geiſt und Körper blieb, konte Monter nichts thun, als fruchtlos an ſeinem Verdruß im Verborgnen nagen. Die Gräfin beſaß ſo entſchieden den erſten Plaz der Liebe und des Zutrauens im Herzen ihres Gemals, daß ieder Verſuch dagegen Tollkühnheit geweſen wäre. Von ihr ermuntert, nahm ſich der Graf ſelbſt ſeiner Güter und Unterthanen mit ziemlich ofnen Augen und ziemlich richtigen Grundſäzen an. Monters Herrlichkeit ſank damals gewaltig. Höchſtens bei Kleinigkeiten durfte er ſich noch zuweilen ein eigenmächtiges Betragen erlauben. Wenn dann doch etwas vorfiel,

was einer Bedrückung ähnelte; wenn ein gekränkter Häusler oder Gärtner an ſeine gnädigſte Frau ſich verwandte, ſo bedurfte es nur einer Silbe von ihr, und Monter traf mit gebeugtem Rücken und — ergrimten Herzen dieſem Verſehen, (wie er es nante) abhülfliche Maaſe. Wenig Mühe hätte es vielleicht damals der Gräfin gekoſtet, Montern ganz zu entfernen. Doch warum ſolte ſie einem Menſchen ſchaden, der ſo demüthig vor ihr kroch! Nicht gefährlich, nur verächtlich ſchien er ihr.

Erſt nach iener, ſchon ſo oft erwähnten Krankheit des Grafen änderte ſich wieder Monters Einfluß gewaltig. So lange der Graf, theils in Todesgefahr, theils im bewußtloſen Taumel ſich befand; ſo lange die Gräfin nur mit dem traurigen Zuſtand ihres Gemals ſich beſchäftigte, ſo lange hatte Monter auch, der weder das Auge ſeines Herrn, noch das Ohr ſeiner Gebieterin zu ſcheuen brauchte, manchen Eingrif in herrſchaftliche Gelder und Rechte,

noch mehrere ins Wohl und Weh der Unterthanen ſich erlaubt. Mochten doch Anzeigen und Beſchwerden einlaufen; mochten doch die Bedrückten abermals zu ihrer vorigen Beſchüzzerin die Zuflucht nehmen! Jene Papiere blieben ungeleſen; und dieſe Klagen wurden beim eignen Kummer bald vergeſſen. Noch kühner ward er, als einer von den Aerzten ihn verſicherte: »Der Graf könne noch lange le»ben, doch nie ſeines Verſtandes wieder mäch»tig werden!« Schon träumte er ſich nun eine fortdauernde Unmündigkeit; hofte den Vormund mit zu ſpielen, weil er allerdings den Zuſtand der Güter vorzüglich kante; und — erwachte erſt dann mit Schrecken aus ſeinem Traume, als er den Wahnſinn des Grafen, bei der Rückkehr von einer kleinen Reiſe, ganz verſchwunden, ſeine Geſundheit wieder wenigſtens viel gebeſſert ſah.

Jezt ſtand er in der bängſten Erwartung: Seine angemaßte Statthalterſchaft werde bald aufs ſchimpflichſte ſich enden; das Gericht

über ihn bald aufs ſtrengſte angehn! Jezt erinnerte er ſich erſt wieder einiger bedrohlichen Worte, welche die Gräfin, ſelbſt in ihrer Betrübniß, habe fallen laſſen; und nahm als ausgemacht an, daß in ihr ſeine erſte, furchtbarſte Anklägerin auftreten werde. Jezt glaubte er aber auch alles wagen zu müſſen, um ſich in der Gunſt des Grafen feſtzuſezzen; und ein günſtiges Ungefähr — das ſchon oft der Dummen Vormund und der Böſewichter Schuzherr war, erleichterte ihm ſein Vorhaben; brachte ihn weiter, als er ſelbſt wohl hofte. Viele und heftige Bewegung war dem Grafen als das würkſamſte Mittel gegen hypochondriſche Beſchwerden anempfohlen worden; die Geſundheit der Gräfin hingegen erforderte eine Zeitlang Ruhe. Zum viertenmal ſchwanger hatte ſie, durch Anſtrengung und Sorgen, eine allzufrühe Niederkunft ſich zugezogen. Ihr Kräfte kehrten langſam zurück. So gern ſie auch wolte, durfte ſie doch iezt die Erſchütterung des Fahrens und Reitens mit ihrem Gemal nicht thei-

len. Ganz abgeſondert von Perſonen ſeines vorigen Umgangs bot daher der Graf die Ehre ſeiner Begleitung gewöhnlich Montern an. Mit welchem Vergnügen ſie dieſer annahm, läßt ſich errathen. Seit fünf Jahren war es ihm nicht ſo gut geworden. Kaum drei oder viermal hinter einander der alleinige Begleiter ſeines Gebieters, wußt' er ſich auch zum unentbehrlichen zu machen. Nicht blos, weil er in iede Laune ſich ſchickte; denn dieſer Kunſtgrif war ihm ſchon alltäglich. Auch nicht blos durch Verleumdung aller Nachbarn rings herum — wiewohl dieß allerdings den Menſchenſcheu des Grafen ſtärkte! — ſondern auf einem Wege ſo einfach, und doch ſo weitführend, daß man Montern wenigſtens das Lob eines richtigen Planes nicht verſagen konte.

Mismuthige denken ſo gern an vergangne Zeiten. Manches dünkt ihnen dort unſäglich reizend, was ihnen in der Gegenwart gleichgültig, wo nicht läſtig ſcheinen würde. — Perſonen, die ehmals reiſten, ſprechen in nachheriger Ruhe von ihren Reiſen

ſehr gern. — Was Wunder alſo, daß Graf H—berg, iezt in Mismuth und Unthätigkeit zugleich, auch gern an iene Zeiten dachte, wo er in der Blüthe ſeines Alters Europens treflich= ſten Erdſtrich durchwandert, an ſo manchen Schönheiten der belebten und unbelebten Natur ſich gelabt, und den Becher der Freude, — in ie= dem Verſtande des Wortes! — oft leergetrunken hatte. Damals war Monter ſein Begleiter gewe= ſen, der um manche ſeiner Vergnügungen, beſſer als irgend ein Menſch, gewußt hatte. Als dieſer Schlaue daher iezt, ſo oft er konte, unbemerkt das Geſpräch auf Gegenſtände aus dieſer Epoche brachte, da erheiterte ſich die Stirne des Grafen oft plözlich, da ſpann er ſelbſt die Unterredung weiter, oder kam nach kleinen Zwiſchenräumen darauf zurück. Monters Aufmerkſamkeit entging dies nicht. Sein Schritt ward feſter! — In Italien hatte ſich der Graf am längſten verweilt; dort war er von manchem ſchönen Munde der ſchöne Deutſche genant worden; ſelbſt dem Dolche

der Banditen hatte er zu Rom getrozt, als er mit einem Neffen Sr. Heiligkeit um die Liebſchaft der reizendſten Römerin wetteiferte; und auch nur von Italien, am öfterſten von Rom ſprach der ſchlaue Monter. — Nicht ohne Würkung! Immer heitrer ward des Grafen bisher trübe Seele. Alles, was er dort geſehn, gehört, empfunden hatte, ſah, hörte, empfand er von neuem wieder. Aeuſſerſt wohlthätig ſchien für den erſten Anblick Monters Maasregel zu ſeyn. Aber von Stund' an war Monter auch faſt der Einzige, mit welchem der Graf zu ſprechen ſich herabließ. Nur Er verſtand ihn ganz; nur Er wußte um alles Beſcheid; nur Er erſezte ihm die übrige menſchliche Geſellſchaft, die er faſt durchgängig floh. — Noch mehr: an iene anfangs tröſtende Erinnerung ſchloß ſich auch ſehr bald und ſehr natürlich die ſtille Sehnſucht an, iene Szenen noch einmal zu durchleben, iene Gegenden noch einmal zu beſuchen. Mit iedem Morgen ſchien ihm nun das vater-

ländiſche Klima drückender und rauher. Mit iedem Tage ward ihm das Leben allhier läſtiger. In Italien hofte er wieder zu geneſen. Nach Italien ſehnte rr ſich, wie das Kind nach dem Chriſtabend. Wenn er dann ſeinem Monter dieſen Wunſch geſtand; wenn derſelbe (wie er gewöhnlich that,) halb ernſt, halb lächelnd erwiederte: »Aber was hindert denn Ew. »gräfl. Exzellenz dran? Sind Sie nicht noch »iung? ſind reich und Ihr eigner Herr? Können »Sie nicht reiſen, wann, wohin und wie Sie »wollen? Sollte denn der kleine Umſtand mit »der gnädigen Gräſin gar ſo viel ändern? Könnte ſie nicht mitreiſen? Oder würde ſie nicht »auch zurückbleiben, wenn es gehörig einge»leitet würde?« — Haſtig brach dann gemeiniglich der Graf das Geſpräch ab, und redete für die nächſte Viertelſtunde — vom Wetter, oder von nichts mehr.

Nur allzuwahr iſt die traurige Bemerkung: Leichter macht ein Böſewicht zehn rechtſchafne Männer ſtraucheln, ehe zehn redliche Männer

einen Nichtswürdigen auf rechten Pfad zu wandeln bewegen! — Schon war der Graf in Monters Nezzen verſtrickt, bevor er noch den kleinſten Verdacht von Nez und Hinterliſt hegte. Denn iezt, ſeit faſt ſechs Jahren zum erſtenmal, fühlte er: Es ſei doch zuweilen äuſſerſt läſtig, eine — auch noch ſo gute Gemalin zu haben. Daß er unmöglich, in Geſellſchaft der ſeinigen, Italien wieder auf ehmalige Art beſuchen könne, ſah er ein; ſie daheim zu laſſen, fand er unſchicklich; ihrenthalber ſeinen Lieblingswunſch aufzugeben oder zu beſchränken, verdroß ihn. Alle die zahlloſen, erſt neulich von ihr empfangnen Dienſte, alle ihre unausſprechliche Liebe, alles das mannichfache, durch ſie genoßne häusliche Glück — alles dieß dünkte ihm in ſeiner iezzigen undankbaren Laune eine unbedeutende Kleinigkeit zu ſeyn, die mit der Ehe gegenſeitigem Zwange keinen Vergleich aushalte. Täglich, ſtündlich faſt, wurd' er gegen ſie kälter, mürriſcher, unverträglicher; floh ihre Geſellſchaft;

machte

machte ſich ſelbſt deshalb Vorwürfe, geſtand ſich, daß er fehle; und beſſerte ſich — doch nicht.

Würklich hatte Monter nun bereits alles, was er anfangs wünſchte. Feſter als iemals ſtand er in der Gunſt ſeines Herrn. Getroſt kont' er nun ieden Angrif abwarten; konte gewiß ſeyn, daß der Graf unter zehn Klagen über ihn neune überhören, und die zehnte aus Trägheit und Leichtgläubigkeit ihm ſelbſt zur Entſcheidung überlaſſen werde. Er ſah deutlich, daß das Anſehn der Gräfin geſunken ſei. Er konte ſchon über ſeine Hausgenoſſen Gnade und Ungnade nach Wilkühr verhängen; und dennoch gnügte ihm dieß alles noch nicht! Er wolte die eheliche Liebe eines bisher glücklichen Paares nicht blos mindern, ſondern vernichten. Entweder aus Furcht, daß die Gräfin doch einmal wieder in ihre vorigen Rechte eintreten dürfe; oder aus Rachgier wegen des Kummers, den ſie ihm ehmals erregt, ſuchte er ihr nun den Krieg ins eigne Land zu ſpielen; hat-

te den dreiſten Plan, das edelſte Weib in Verdacht ehlicher Untreue zu bringen.

Zwar ſchien, von einer Seite betrachtet, nichts ſinnloſer, als eine Anſchuldigung dieſer Gattung zu ſeyn. Von allem ſtädtiſchen Umgang entfernt; vor allen nachbarlichen Beſuchen verläugnet, lebte die Gräfin in einer Einſamkeit, die faſt noch über klöſterliche Zellen ging. Nur ihren Gemal, nur ihre Hausgenoſſen ſah und ſprach ſie. Nie hatte ſie einen großen Briefwechſel, am wenigſten mit Männern geführt. Zwei oder drei Jugendfreundinnen ſchrieben und beſuchten ſie — quartalsweiſe. Der Neid ſelbſt hatte nie einen Flecken auf ihre Tugend zu bringen gewagt. Monter vermocht' es!

Unter den Beamten des Grafen zeichnete ſich noch ein gewiſſer Dondorf aus; nicht durch körperliche Wohlgeſtalt, ſondern durch einen gebildeten Geiſt und durch ein untadelhaftes Herz. Er war der Sohn eines alten Jägers, der um Gräfin Luiſe das allerdings große

Verdienſt hatte, noch vor ihrer Geburt ihr und ihrer Eltern Leben errettet zu haben. Denn als zwei ſcheu gewordne Pferde den Wagen in einen unüberſehlichen Abgrund ſtürzen wolten, beſaß er Geiſtes-Gegenwart genug, eines dieſer Roſſe, grade in der lezten Sekunde, wo es noch nüzte, niederzuſchießen; war dadurch des alten Grafen Leibiäger, ſeine Frau der bald darauf gebornen iungen Gräfin Amme, und Karl, ſein älteſter, damals ungefähr dreiiähriger Sohn, der leztern Spielgenoſſe geworden. Freilich hatte dieſe Spielgenoſſenſchaft kaum bis ins zehnte Jahr der Gräfin gedauert; doch hatte ſie dem Knaben viel genüzt. Bis dahin gleiches Unterrichts mit ihr in Sprachen und Künſten theilhaftig, hatte ſein fähiger Geiſt manche Kentniß, und — was das beſte war! — die Liebe zu noch mehrern gewonnen. Als er iener Unterweiſung nicht ſchicklich mehr genießen konte, ruhte er nicht, bis ihn ſeine Eltern, oder vielmehr die Freigebigkeit ſeiner Herrſchaft auf eine ſtädtiſche Schule ſchickte.

BIBLIOTHECA CIVITATIS BAMBERGENSIS

Unermüdeter Fleiß erſezte den Mangel akademiſcher Wiſſenſchaften. Eben als Gräfin Luiſe ſich vermälte, war er Hausſekretär bei ihren Eltern geworden. Es lag bald nur an ihm ein weit beßres, ausſichtsvollres Amt im Staate zu erhalten. Faſt übertriebne Beſorgniß, undankbar gegen ſeine Wohlthäter zu ſcheinen, Wunſch, ſeinem Vater nahe zu bleiben, und Vorliebe gegen ein ländliches Leben machten, daß er ieden andern Antrag ablehnte. Nach dem Tode von Gräfin Luiſens Eltern waren ſein Vater und er die Einzigen, denen Graf H—berg gleichen Eintritt in ſein Haus anbot. Gern nahm er dieſen Poſten an; ſtand mit unübertreflichem Eifer und muſterhafter Treue ihm vor; war es oft allein, der einer, von allen Seiten her einreißenden Unordnung ſich noch entgegenſtemte.

Ein ſolcher Mann konte freilich Monters Freund nie ſeyn, noch werden. Mit Zittern hatte dieſer anfangs den Eintritt eines neuen, gleich redlichen, gleich geſchickten Hausgenoſ-

ſen vernommen; hatte ſchon, (zumal in damals ſchwankender Lage) beſorgt: dieſer dürfe für ihn, was einſt Mardochai für den Hamann, werden; und war dann erſt etwas ruhiger geworden, als er ſah: daß Dondorf, troz mancher wichtigern Kentniß, doch die große Kunſt ſich tief zu bücken und derb zu ſchmeicheln nicht verſtehe. Jezt fürchtete er ihn ſchon lange nicht mehr, aber haßte ihn nicht minder. Mit Einem Streiche zwei Feinden weh zu thun, war ihm doppelte Freude. Auch bedurfte die Führung dieſes Streiches nicht einmal eines ſtarken, nur eines gewandten Armes. Daß die Gräfin auch nicht Einen Funken Liebe gegen Dondorfen hegte, war mehr als wahrſcheinlich, war gewiß; doch daß er unter allen gräflichen Beamten den erſten Plaz in ihrer Gunſt beſaß; daß ſie ſichtliche Spuren der Zufriedenheit, oder vielmehr des Vergnügens äußerte, als ihr Gemal (damals noch geſund und heiter) in ſeinen kleinen Poſten ihn anſtelte; daß ſie oft und gern mit

ihm, wenigſtens zehnmal öftrer als mit Montern ſprach; daß ſie nicht ſelten über die Wahl ihres Leſens ihn zu Rathe zog, und das Buch, das er empfahl, wohl gar durch einen eignen Boten aus dem nächſten Buchladen ſich holen ließ; daß ſie ſich gern der frühern Bekanntſchaft ihrer Jugend erinnerte; daß ſie ihn einigemal um die Urſache, warum er nicht heirate, fragte, und ſeiner Verlegenheit mit der Verſicherung ſpottete: Sie hoffe doch noch hinter ſein Geheimniß zu kommen! daß ſie ihn endlich während der Krankheit ihres Gemals zwei oder dreimal auf ihr Zimmer berufen, und mit ihm, zwar in Gegenwart ihres Kammermädchens, doch italieniſch — das heißt, in einer Sprache, die dieſe Leztere zu großem Misbehagen nicht verſtand! — geſprochen hatte; dieß alles war unbezweifelt! dieß alles, ſo ſchuldlos an ſich ſelbſt, waren Kleinigkeiten, die durch Monters Kunſt und böſen Willen nicht lange klein bleiben ſolten.

Seine erſte Sorge war — um Gehülfen ſeines Plans. Er fand ſolche bald und leicht. Nicht zur Ehre menſchlicher Natur, doch wohl der Wahrheit zu Folge ſei es geſagt: Gräfin Luiſe, ſanft und gut, muſte unter ihrer Dienerſchaft manchen heimlichen Feind haben, eben weil ſie ſo gut war. Wohlthätigkeit war freilich ihr höchſtes Vergnügen, Billigkeit und Milde ihr ſtäter Endzweck. Aber ſie hatte ia ſonſt den Grafen aufgemuntert, ſelbſt nachzuſehn: ob es auch überall recht und gut hergehe? Jezt ſah Er nicht mehr nach; iezt ging es an hundert Orten bunt und kraus genug zu. Aber ſo Manche befanden ſich wohl dabei. Mit Vergnügen ſpürten dieſe, daß das Anſehn der Gräfin im Sinken ſei; und wünſchten nichts ſehnlicher, als daß die alte Ordnung der Dinge nie wiederkehre. — Mit dem ungerechten Mammon ſich wenigſtens einige Freunde zu machen, verſtand überdieß Monter meiſterlich. Daß er dazu immer Menſchen mit weitem Gewiſſen wählte, verſteht ſich von ſelbſt. Bald hatte

er an Leuten, wie er ſie haben wolte, eher einen Ueberfluß, als einen Mangel.

Wie er indeß das ganze Siſtem ſeiner Verleumdung ordnete; wie er zuerſt durch ein unmäßiges Lob von Dondorfs Geſchicklichkeit und gefälligem Weſen, durch Bewundrung des allgemeinen Beifalls, den er, zumal beim ſchönen Geſchlecht, finde, und durch einige zweideutige, ihm gleichſam unwiſſend entſchlüpfte Worte, die Aufmerkſamkeit des Grafen reizte; — wie er dann durch Briefe, die ohne Unterſchrift einliefen; durch Gerüchte, die ſeine Helfershelfer zuflüſtern muſten, und die er ſelbſt für nachbarliche Verleumdungen erklärte; durch ein paar Verſe, die man von Dondorfs Hand gefunden haben wolte, und die von einer glücklichen Liebe ſprachen, iene Aufmerkſamkeit gar bald in Argwohn verkehrte; — wie er, ſobald der Graf dieſen Argwohn gegen ihn zu lüften begann, erſt den Vertheidiger, dann den Zweifler, und endlich den Gutmüthigen, der — wenig-

ſtens nichts Böſes glauben will, ſpielte; dieß alles hier Schritt für Schritt zu verfolgen, könte eben nicht ſehr ſchwer ſeyn, würde aber bald ins Umſtändliche, und eben dadurch ins Langweilige führen. Kurz, ehe noch ein Monat verging, war Graf H — berg nicht nur (was er ſchon längſt geweſen,) mislauniſcher als ie ein Britte, ſondern auch eiferſüchtiger als ie ein Welſcher. Auf ieden Blick, auf iedes Wort ſeiner Gemalin lauſchte er, bald in der Nähe, bald in der Ferne; glaubte in ieder freundlichen Miene ein buhleriſches Verſtändniß, in ieder noch ſo unſchuldigen Frage eine Hinterliſt, in iedem flüchtigen Wörtchen eine Verabredung zu ſpüren; verſchloß ſich oft Tage lang in ſeinem Zimmer, und lauerte hinter dem Vorhang eines Fenſters, das im Garten, der Gräfin gewöhnlichem Spazierorte, ging; wich dann andre Tage kaum eine Minute von ihrer Seite; folgte ihr überall nach, ſo dicht und ſo ſtum wie ihr Schatten; grif haſtig nach iedem Pa-

pierchen, das er irgendwo liegen ſah; fand nirgends das geringſte, wodurch ſein Argwohn ſich begründen konte; und wußte doch nicht ſelten aus Nichts ſich ein Etwas zu machen.

Ein Betragen dieſer Art mußte allerdings der Gräſin auffallen; doch auf den wahren Grund deſſelben rieth ſie leider nicht. Daß in dem Gemüthe ihres Gemals eine gewiße Unruhe tobe; daß ſein Auge überall ſchwarz ſehe; ſeine Seele überall Stof zu Beſorgniſſen finde, fing ihr allmälig an etwas gewohntes zu werden. Sie hielt es für Ueberreſte ſeiner Krankheit; beweinte oft ſeine und ihre Lage im Stillen; beſorgte auch ſchon, daß Monters Einfluß auf ſeine Laune nicht erſprießlich ſei; doch daß ein neues moraliſches Uebel ienes phyſiſche verſtärke, argwohnte ſie nicht; und der Gedanke an Eiferſucht fiel der Schuldloſen, eben weil ſie ſo ſchuldlos war, auch nicht von weitem ein. — Wann ſie ihn oft ſo düſter, ſo verſchloſſen, mit ſo ſeitwärts ſchielenden Blicken neben ſich ſizzen ſah, wann ſie

zärtlich ihren Arm um ſeinen Nacken ſchmiegte; wann ſie ſo beſorgt ſich erkundigte: Was denn eigentlich ihm fehle? Ob ſie durch nichts ihn aufzuheitern vermöge? — wie unendlich vielen Gram hätte er ſich und ihr erſparen können, wenn er nur ein einzigesmal frei von Herzen weg geſprochen hätte! Wie leicht würde die Gräfin ſeinen Argwohn widerlegt, wie gern ſelbſt in ſeinen Eigenſinn ſich gefügt haben! Aber er ſchwieg; er glaubte, — ſo groß war ſein Zutrauen auf die nichtswürdige Horde, die ihn umgab, — ſchon genug zu wiſſen, um den ſchuldigen Theil nicht erſt befragen zu dürfen. Er lauſchte nun auf eine Gelegenheit, um ſeinem Verdacht eine ofne Beſtätigung zu geben, und nahm ſich vor, dann in einem Tone zu ſprechen, der ernſtlich genug klingen ſolte.

Leider fand er dieſe Gelegenheit, ſich ſelbſt und die Unſchuld zu beſchimpfen, gar bald. Der Gräfin Geburtstag fiel ſtets gegen Ende des Sommers. Immer war er durch ein klei-

nes ländliches Feſt gefeiert worden. Monters Aufmerkſamkeit, wie wir ſchon früher erwähnten, hatte ſich oft dabei ausgezeichnet. Nur im leztern Jahre war dieſer Tag, weil eben damals der Graf tödtlich darnieder lag, ſtill und traurig vorübergegangen. Um ſo mehr ſuchten iezt einige von den Beamten das Verſäumte einzubringen. Ihre Abſicht war, ein Schauſpiel unter ſich aufzuführen. Als ſie Montern um Rath befragten, entſchuldigte er ſich mit ſeiner Unkunde in dieſem Punkte, und verwies ſie an Dondorfen, der grade hier unendlich mehr Kentniſſe beſizze! „Vielleicht,“ fügt' er ſchlau hinzu, „könte dieſer wohl gar ein kleines Vor- oder Nachſpiel verfertigen, das dieſem Tag genau anpaßte, und um ſo mehr ihn verherrlichte!“ — Sein Rath ward befolgt. Dondorf, von ihren Bitten beſtürmt, ging ganz unbeſorgt in die Falle. Da er allerdings die kleine Schwachheit beſaß, zuweilen an einem Gedichtchen zu ſtümpern; da er auch eitel genug ſeyn mochte, ſeine Gedichte

nicht für ganz zu ſchlecht halten; ſo ward binnen Kurzem ein Nachſpiel fertig, das aus ein paar Szenen, ein paar Tänzen, und einem Epilog — der Nuzanwendung des Ganzen! — beſtand. Die geſprochnen Rollen übernahmen einige von den Beamten; zum Tanz, von einem Liedchen begleitet, wurden Bauermädchen abgerichtet; den Epilog hielt er ſelbſt.

Bei Gedichten dieſer Art — ſie mögen für eine fürſtliche Bühne, oder für das kleinſte Privattheater geſchrieben werden — laſſen es die Verfaſſer zwar oft an Plan, Wohllaut, Einbildungskraft, kurz an ieder Eigenſchaft eines ächten Gedichts ermangeln; doch gewiß an — Lobe nie. Iſt der Weihrauch zumal einer Dame beſtimt — welcher Dichter hätte dann nicht von Roſenwangen, Cederwuchs, Götteranmuth und himliſcher Tugend geſprochen! Auch Dondorfs Muſe hatte wahrſcheinlich in gleichem Tone ſich ausgedrückt. War doch die Gräfin wirklich noch ſo iung,

ſo ſchön und gut, daß man viel rühmliches von ihr preiſen konnte, ohne durch übertriebne Schmeichelei ſich zu erniedrigen! Daß er aber gewiß nichts mehr und nichts minder dabei ſich dachte, als -- ſeinen Glückwunſch recht ſchön zu machen, aller Freude recht lebhaft zu ſchildern, höchſtens einige Lobſprüche recht fein oder recht würkend anzubringen; dieß war ſo gewiß, daß nur die abſichtlichſte Bosheit oder der ungerechteſte milzſüchtigſte Argwohn in ſeinen Ausdrücken etwas anders finden konte. Das leztere war der Fall des Grafen. In iedem Worte Dondorfs hörte er die Sprache der Liebe. In iedem Beifallslächeln der Gräfin erblickt' er ein ofnes Geſtändniß ihrer Schuld. Mit verbißnem Zorn blieb er noch einige Minuten, als ſchon die Rede geendigt, die Gardine ſchon gefallen war, ſtum und kalt auf ſeinem Seſſel ſizzen. Erſt die wiederholte Frage ſeiner Gemalin: Ob nicht alle, einige Schmeicheleien abgerechnet, ihre Sache gut gemacht hätten? weckte ihn aus ſeinen Gedan-

ken. Er ſtand im Begrif mit ſeinem Unwillen loszubrechen; noch einmal zwang er ſich zu einem zweideutigen: O ganz vortreflich! Noch einmal beſchloß er abzuwarten: ob nicht mehr komme?

Von ieher hatte ein kleiner Hausball zu den Feierlichkeiten dieſes Tags gehört. Von ieher hatte bei ſolchem die Gräfin mit allen ihren Beamten, dem Erſten wie dem Lezten, ohne Unterſchied, getanzt. Von ieher hatte ſie zulezt einige kleine Geſchenke an die Hauptakteurs des Feſtes ausgetheilt. Monter ſelbſt hatte bei dieſer Gelegenheit ſchon einigemal eine Doſe, einen Stockknopf, oder ſonſt ein ähnliches Andenken, wenn auch nicht mit ſehr huldreichem Herzen, doch mit ſehr freundlicher Miene erhalten. Alles dieſes glaubte die Gräfin, ganz in ihrer Unſchuld, auch heute wiederholen zu dürfen. Daß Dondorfen, als Verfaſſer des kleinen gelegentlichen Stücks, der vorzüglichſte Preis gehöre, ſchien ihr außer allem Zweifel zu ſeyn. Ihn hatte ſie daher zwei-

mal, alle übrigen einmal, zum Tanz aufgefordert. Ihm reichte ſie, als er ſie ehrerbietig zu ihrem Seſſel führte, eine goldne Uhr, die ſie bisher an ihrer Seite getragen, mit freundlichem Lächeln und mit den Worten dar: Es iſt billig, daß der Dichter des heutigen Tages einen Beweis meines Dankes empfange!

Argloſer war wohl noch nie eine Verbindlichkeit geſagt worden! Auch Dondorfs Antwort: daß dieſe Uhr ihn ſtets an einen der glücklichſten Tage ſeines Lebens erinnern ſolte! war ein Ausdruck der ſchuldigen Höflichkeit und nichts weiter. — Aber ganz anders nahm beides Graf H—berg auf. Dieß war der Augenblick, worauf ſeine Eiferſucht gewartet zu haben ſchien. Indem er raſch von ſeinem Sizze aufſprang; raſch Dondorfen, der die Hand der Gräfin geküßt hatte, zurückſtieß, rief er laut: »Nein, Nichtswürdige, das geht zu weit! Vor meinen Augen wenigſtens ſolſt du nicht deinen Buhler beſchenken und aufmuntern!« — Erſchrocken

blickte die Gräfin ihn an. — »Mein Gemal, rief ſie, um Gotteswillen, was iſt Ihnen?« Aber kein Zureden, keine Liebkoſung fruchtete. Vorwürfe über Vorwürfe, Schmähworte über Schmähworte ergoſſen ſich aus ſeinem Munde. Daß ſich alles erſchrocken um ihn herum drängte, die Muſik ſchwieg, der Tanz aufhörte, alles dies rührte ihn nicht; alles dies ſchien er vielmehr haben zu wollen. Indem er Dondorfen gebot, nie wieder vor ſeinen Augen zu erſcheinen; indem er der Gräfin befahl, ſich ſofort auf ihr Zimmer zu begeben; indem er, als ſie halb ohnmächtig ihrer Kammerfrau in die Arme ſank, mit bitterm Hohnlachen ſie wegtragen hieß, wenn ſie nicht weggehen könne; indem er nicht eher ruhte, bis ſie, nach einigen fruchtloſen Verſuchen ſprechen zu wollen, ſich ungehört entfernte; und dann endlich auch die ganze übrige Geſellſchaft ſeiner Hausgenoſſen, mit den troſtreichen Worten: Packt euch zum T**! entließ; — ſtelt' er ſich ſelbſt auf eine Art zur Schau, die tadelnswerth, auch

beim gerechteſten Argwohn, geweſen wäre, und für zwiefach ſinnlos bei einem ſo nichtigen gelten muſte.

Welche fürchterliche, ſchlafloſe Nacht die Gräfin nach einem ſolchen Auftritte haben mochte, läßt ſich leicht erachten. Kein Wunder, wenn es ihre lezte geweſen wäre. Sie hatte, wie ſie nachher oft ein paar Freundinnen verſicherte, grade an dieſem Tage ſeit einigen Monaten wieder zum erſtenmale etwas froh und heiter ſich gefühlt; hatte mancher bisherigen Sorgen vergeſſen; hatte die kleine Feſtlichkeit, die man ihr zu Ehren anſtelte, als einen Beweis wahrer Liebe angenommen — und nun ein ſo überraſchender, kränkender, entehrender Auftritt! Beinahe hatte ſie Luſt zu muthmaßen: alles dies ſei ein neuer Anfall von Verſtandsverrückung bei ihrem Gemal geweſen. Doch wenn ſie wieder erwog: Wie zuſammenhängend, obſchon ungerecht, wie überdacht, obſchon ſchneidend und bitter ein iedes ſeiner Worte geweſen ſei;

wenn ſie damit ſein Betragen ſeit einiger Zeit verglich; wenn ſie ſo mancher frühern, damals unverſtändlichen Rede ſich wieder entſann; dann ſchien von ihren Augen gleichſam ein Schleier zu ſinken. Sie ſah einen eiferſüchtigen Gemal, eine Schaar ſchändlicher Zwiſchenträger, eine ehliche Hölle vor ſich; ſah im voraus ihren guten Namen beſchimpft, ihre Ruh' auf immer zertrümmert; und ſich ſelbſt unglücklich ohne Ausweg und Rettung. Mit Gedanken dieſer Art brachte ſie den Morgen heran. Viel muſte ſich an ihm entſcheiden; und — entſchied ſich würklich.

Sie ſchickte zeitig ihre Kammerfrau aus, um zu hören: wie ihr Gemal ſich befinde? Bald kam dieſelbe zurück, doch mit einem Geſicht, das (nach Shakſpears Ausdruck) ein Titelblatt böſer Nachrichten war. Der Graf, hieß es, habe den größten Theil der Nacht wachend, in Monters Geſellſchaft hingebracht. Jezt ſei er für Niemand ſprechbar. Mit Tages Anbruch hätten beide Dondorfs den er-

Staatsbibliothek Bamberg

neuten Befehl erhalten: heute noch die Herrſchaft zu verlaſſen. Dem Vater ſei ſein Gehalt auf ein Jahr, dem Sohn auf ein halbes ausgezahlt worden. Der Leztere habe es mit edlem Stolze zurückgeſchickt. Einſtimmig beklage man die ſeltſame Verblendung des Grafen; einſtimmig ziſchle man ſich ins Ohr: daß dies alles ein Meiſterſtreich von Montern ſei.« — Die Gräfin ſchwieg, und ging zu ihrem Schreibtiſch! Was gekränkte Unſchuld zu ihrer Vertheidigung, beleidigte Tugend zu ihrer Rechtfertigung ſagen kan, drängte ſie in zwanzig oder dreißig Zeilen zuſammen. Sie bat ihren Gemal nur um ein Gehör von wenigen Minuten, doch ohne Zorn und ohne Vorurtheil. Sie unterwarf ſich der ſtrengſten Unterſuchung, der härteſten Buße, wenn ſie ſchuldig erfunden werde. Aber ſie beſchwur ihn, nur iezt keinen Schritt weiter zu thun, der ihren guten Namen und den ſeinigen noch ſtärker beflecke. Sie ſchloß mit einer Betheurung ihrer Unſträflichkeit, in einem Tone, der

unläugbar von Herzen kam, voll Zärtlichkeit auf einer, voll Würde auf der andern Seite.

Ihr Brief ging ab. Wenige Minuten drauf kam ſtatt aller Antwort die einzelne Zeile zurück: »Vortreflich geſagt, nur ſchade, daß es nicht wahr iſt!« — Ungeſiegelt war dieſes Billet; war, um die Schmach deſto bittrer zu machen, Monters Handſchrift, blos mit des Grafens Namen unterzeichnet. Einzelne Thränen hatte die Gräfin ſchon genug vergoſſen; iezt zum erſtenmal ſchoß ein ganzer Strom aus ihren Augen. Sie brauchte wohl eine Stunde, ehe ſie ſich faßte. Dann entſchloß ſie ſich, ſelbſt hinzugehn, und ward — nicht vorgelaſſen. »Er habe ihr geſtern geboten, auf ihrem Zimmer zu bleiben. Doch ſoll ihr vergönnt ſeyn, bei der Tafel zu erſcheinen!« Dies war die Nachricht, die ihr — Monter hinterbrachte. Bei eben dieſer Tafel war der Graf finſter und ſtum. Nur dann lächelte er ſpöttiſch, wenn er ſah, daß die Gräfin wieder eine Schüſſel, ohne davon zu

genießen, bei ſich vorbei gehen ließ. Einige mal redete ſie ihn an. Seine Antworten waren einſilbig und dumpf. Nach dem Eſſen wolt' er ſogleich wieder auf ſein Zimmer ſich entfernen. Sie ergrif ſo raſch und feſt ſeine Hand, daß er ſie früher nicht wegzuziehn, ſpäter nicht loszureißen vermochte. Sie beſtand auf einem Spaziergang im Garten. Er ſchlug es ab. Sie ſchwur, nicht eher von dannen zu weichen, bevor er ſie und zwar allein angehöret habe. Er gab endlich in dieſem Punkte nach. — Aber auch nur in dieſem! Ihre wärmſten Liebkoſungen, ihre innigſten Bitten, ihre dreiſte, gerechte Aufforderung, ihr im ganzen bisherigen Leben auch nur einen Flecken, nur eine vernachläßigte Pflicht vorzurücken! — alles blieb ohne Wirkung. — »Er wiſſe nur allzugut, was er wiſſe!« das war die kalte, unwürdige Antwort, die er ihr unabläßig ertheilte. Selbſt durch den ſpöttiſchen Troſt: »Er werde ſich nie mehr in die Angelegenheiten ihres Herzens

miſchen, wenn ſie nur nicht vor ſeinen Augen abgethan würden!« erniedrigte er ſich; und ſchloß, indem er ſich losriß, mit der noch herbern Ermahnung: des Abſchieds nicht zu vergeſſen, weil ihr Geliebter noch vor Abends ſich entfernen werde.

Ungerechtfertigt, mit thränenden Augen, aber auch im Herzen mit dem feſten Entſchluß: daß dies ihre lezte, freiwillige Erniedrigung geweſen ſeyn ſolle! wankte die Gräfin wieder auf ihr Zimmer. Kaum war ſie dort, ſo befand ſie ſich in neuer Verlegenheit. Der ältere Dondorf ließ würklich fragen: Ob es ihm nicht erlaubt ſei, Abſchied zu nehmen? Sie bedachte ſich ein paar Augenblicke. Hohes Gefühl ihrer Schuldloſigkeit rieth ihr, den ehrlichen Alten vorzulaſſen. Furcht, ihren Gemal noch mehr aufzubringen, widerrieth es ihr. Endlich ſiegte die Leztere. Sie ſchickte ihm einige Goldſtücke zum Geſchenk, und ließ ſich mit Unpäßlichkeit entſchuldigen. Wohl einige Minuten lang betrachtete der

Greis dieſe Goldſtücke in ſeiner hohlen Hand; ſeufzte halbleiſe: Ich hätte ſie ſo gern noch einmal geſehen, ehe ich ſterbe; legte dann ſtillſchweigend jenes Geld auf einen Tiſch im Vorzimmer, und entfernte ſich mit Thränen im Auge. Aeußerſt gerührt rief die Gräfin, als man es ihr wieder erzählte: Guter Gott, laß keine dieſer Thränen auf mir und meinen Gemal, ſondern nur auf den Böſewicht laſten, der einen Schwachen mißbraucht! — und verſchloß ſich für den Ueberreſt des Tages in ihr Kabinet.

Von dieſem Tage an war der ehliche und innere Frieden eines edlen Weibes auf immer zerrüttet! Nur bei der Tafel ſah fortan die Gräfin ihren Gemal. Auch alsdann war er, obſchon nicht ganz ſo mürriſch wie das erſtemal, doch ernſt, lakoniſch und kalt. Seine einzige Beſchäftigung war Tag für Tag die Jagd. Seine gewöhnliche Begleitung dabei blieb Monter, oder noch dann und wann ein paar Menſchen, die ihm glichen, und die

er empfohlen hatte; Nichtswürdige, die alles thaten, alles litten, einer freien Mahlzeit willen. Wenn ſich die Gräfin ſelbſt zur Begleitung antrug, war immer eine Ausflucht in Bereitſchaft. Noch einigemal verſuchte ſie ſein Zutrauen wieder zu gewinnen; ſtets ſah ſie ſich dann auf eine ſo ſchnöde Art zurückgeſtoßen, daß ſie endlich, in gerechter Empfindung ihres Werths, der fernern Verſuche müde ward. Wann ſie allein ausging oder ausfuhr, lauſchten Kundſchafter von allen Seiten. In nichts vermochte ſie mehr zu würken; in nichts galt ihre Stimme oder ihr Vorwort. Der Unterthan, der ſich an ſie verwandte, hatte Unrecht; derienige von ihren Hausgenoſſen, mit welchem ſie zwei oder dreimal freundlich ſprach, verſchwand binnen kurzem; Kreaturen von Montern füllten das ganze Schloß. Die einzige Zuflucht der Gräfin war ihr einſames Zimmer; ein Geſpräch mit ihren Kindern und das Leſen eines guten Buchs, machten dort ihr leztes noch übriges Vergnü-

gen aus; und auch bis hieher verfolgte ſie oft kränkende Verläumdung.

Was ſie vorhergeſehen hatte, geſchah. Jener unſelige Auftritt, im Beiſein ſo vieler Zeugen vorgefallen, von ſo augenſcheinlichen Folgen begleitet, muſte bald ſich weiter verbreiten, war bald in der Gegend rund herum das Mährchen an manchem Kaffeetiſch und in manchem Kränzchen geworden. Verändert, vergrößert, verſchlimmert, hatte er nirgends billige Richter, der unbilligen deſto mehrere gefunden. Unter hunderten, die davon ſprachen, ſchalten zwar neun und neunzig das Betragen des Grafen, für unziemend, ungeſittet, — ungereimt wohl gar. Doch daß ſein Verdacht auch ganz ungegründet ſei, wolten nur äußerſt wenige glauben. So manche Dame, ſonſt von den Vorzügen der Gräfin beſchämt, mancher Stuzzer, der ehmals ſeine Schmeicheleien fruchtlos verſchwendet hatte, ſo manche Spröde, die von ſich ſelbſt auf andre ſchloß, — alle dieſe fanden es äußerſt natürlich,

daß eine junge, lebhafte, einſam lebende Frau den artigen, geſunden Sekretair lieber als den mürriſchen, kranken Mann geſehen habe; alle ſpöttelten minder über den angeblichen Fehltritt, als über den unvorſichtigen Selbſtverrath. Sogar der Gräfin bisher muſterhaftes Leben entſchuldigte nichts. Ein lange tadellos gebliebner Ruf iſt ein ſchöner, aber oft gefährlicher Vorzug. Er weckt Neid, begünſtigt Argwohn und reizt Verläumdung. Strenge Moraliſten fanden, daß die Gräfin auch ſelbſt im Fall der Unſchuld den Schein beſſer hätte vermeiden ſollen. Noch andre zogen aus der Nachgiebigkeit, die ſie anfangs gezeigt, aus der Geduld, die ſie noch beweiſe, Folgerungen, die eben ſo lieblos als ungerecht waren. Keine ihrer Verläumdungen fiel ganz auf die Erde. Selbſt Monter ſorgte durch Helfershelfer dafür, daß ſie bis ins Ohr der Gräfin drangen. Er konte mit Recht vermuthen, daß grade dies ſie zwiefach ſchmerzen würde. Sie glaubte endlich im Auge je-

der Bäuerin, die ſie beim Spaziergehn durch's Dorf anblickte, einen unverdienten Spott, im Flüſtern jeder Hütte, wo ſie vorüberging, einen unverdienten Vorwurf zu entdecken. Sie lebte zwei Monate hindurch ſo, daß jeder einzelne Tag ein Jahr ihr dünkte. Oft wähnte ſie: es ſei nun unmöglich noch unglücklicher zu werden. Sie ward bald eines andern überführt.

Unter den drei oder vier Mädchen, welche die Gräfin als ihre nähere Bedienung umgaben, hatte ſie immer eine, deren Vorname Friedricke war, ihrer beſondern Gunſt gewürdigt. Sie hatte dieſelbe in ihrem zwölften Jahre, als die Tochter ſehr armer Eltern, — die ihren Kindern kaum das trockne Brod zur Stillung des Hungers, kaum das nothdürftigſte Gewand zur Bedeckung der Blöße geben konten, — zu ſich genommen; hatte ſie in allen weiblichen Künſten unterrichten laſſen; hatte ſich zum Scherz ſelbſt in müßigen Stunden mit Unterweiſung derſelben am Flügel

ergözt; hatte wieder in ernſtern Minuten oft ihr ganzes Herz vor ihr ausgeſchüttet; hatte eine anſehnliche Ausſteuer ihr verſprochen, und — mit einem Worte, — mehr wie Halbſchweſter, als wie Bediente ſie behandelt. Und eben dieſe Friedricke vergalt ihrer Wohlthäterin iezt alle iene Wohlthaten mit ſchändlichem Undank! — Einer ſehr wahrſcheinlichen Vermuthung zu folge, hatte ſie, die ſchon zu einem recht netten, hübſchen, artigen Geſchöpfe herangewachſen war, für Dondorfen in Geheim Neigung empfunden; hatte ihm merken laſſen, was in ihrem Herzen vorgehe, und doch entweder gar keine Gegenliebe, oder nur eine trügliche Spur der Erwiedrung gefunden. Mit Schmerz vernahm ſie ſeine Entfernung. Ob ſie nun würklich glaubte: Neigung zur Gräſin ſelbſt hab' ihn für ihre Reize verblendet? Ob ſie in der Gräſin ſeitdem die Nebenbuhlerin beeiferte; oder wenigſtens die unſchuldige Urſache ſeiner Entfernung haßte? Ob iezt ſchon Monter durch Verſpre-

chung eines beſſern Glücks ſie heimlich reizte; oder ob ſie würklich niedrig genug dachte, und ihre Gebieterin ſchon deshalb weniger achtete, weil ſie auch von andern Seiten dieſelbe gekränkt und beleidigt ſah? Dies zu unterſuchen und zu entſcheiden lohnte nicht der Mühe. Kurz, Friedricke, dieſes ſonſt einſchmeichelnde, dienſtwillige, ſanftſcheinende Mädchen nahm iezt täglich mehr und mehr den Ton des Trozzes und des Ungehorſams an; ward endlich von der Gräfin auf offenbarer Untreue ertappt. Aeußerungen, die der Leztern, im Gefühl des Unrechts, über ihren Gemahl und deſſen Günſtling entfuhren, hörte ſie des andern Tages im Munde des Grafen mit beißendem Spotte wieder. Niemand, als Friedricke konte dies gehört, niemand als Friedricke dies ausgeplaudert haben. Als die Gräfin ein ſolches Vergehen ihr vorhielt, antwortete ſie mit einer Unverſchämtheit, die den Zorn der Sanftmuth ſelbſt erzwungen haben würde. Ihren Abſchied ſogar nahm die Nichtswürdige mit einer lächelnden, ihres Vortheils ſchon gewiſ-

ſen Miene hin. Was hätte ſie auch viel zu bitten oder zu bedauern nöthig gehabt! Sontags verließ ſie den Dienſt der Gräfin und das Schloß; Montags kehrte ſie als Wirthſchafterin, auf Befehl des Grafen, oder vielmehr durch das zugeworfne Schnupftuch ſeines Premierminiſters zurück, und löſte eine alte redliche Dienerin ab, die zwar noch flink und thätig war, aber das Unglück hatte, — bei der Gräfin in Gnaden zu ſtehn.

Sehr vieles hatte dieſe Leztere ſchon ſchweigend und geduldig ertragen. Doch dieſe neue, ſo abſichtlich, ſo ſpottend ihr erwieſne Kränkung, die ſelbſt im Angeſicht des niedrigſten Geſindes ihr Anſehn herabſezzen muſte, glaubte ſie wenigſtens nicht ſtum ertragen zu können. Eines Tages, als der Graf ihr, zwar nicht freundlich, doch etwas minder unfreundlich zu ſeyn ſchien, folgte ſie ihm, ſelbſt wider ſeinen Willen auf ſein Gemach, und ſprach allda mit einer Entſchloſſenheit, die ſie — vielleicht ſchon früher hätte anwenden

ſollen. Ihre Unſchuld, ihren Kummer, ihre mannichfache Kränkung, vorzüglich die iezt erlittene ſchilderte ſie ihm mit Wahrheit und Wärme. Er ſchwieg ein Weilchen; er ſchien ſie anhören zu wollen. Schon glaubte die Gräfin, der günſtige Augenblick ſei da, und wolt' ihn nüzzen. Sie verſuchte auch über Monters Betragen ihm die Augen zu öffnen. Mit unwiderleglichen ſchriftlichen Beweiſen ſeiner vielfältigen Betrügereien hatte ſie ſich gerüſtet. Mit einigen Worten lenkte ſie dahin ein, und — der Zorn des Grafen brach voll Ungeſtüm aus. Vorwurf reihte ſich wieder an Vorwurf. Mit den feierlichſten Eiden betheuerte er: »nur allzugewiß ſei er von ih»rer Untreue überzeugt; habe Spuren, daß »ihr Buhler noch iezt in den Abendſtunden oft »das Schloß umſchleiche, — habe Wahr»ſcheinlichkeit, daß ſie iezt noch mit ihm »in Briefwechſel ſtehe. Allzuviel Güte ſei es, »daß man noch ſo viel Freiheit ihr laſſe, ſo »viel Schonung an ſie verſchwende. Aber feſt

»ent-

»entſchloſſen ſei er auch — ein fürchterlicher Schwur bekräftigte den Ernſt ſeiner Drohung! — »bei der kleinſten Widerſpenſtigkeit, »die ſie äuſere, bei der kleinſten Schmähung, »mit welcher ſie einen redlichen Diener, viel»leicht ſeinen einzigen Freund, verfolge, ſtren»gere Maasregeln zu ergreifen, und eine »Schlange, die ſeinen Buſen ſchon genug zernagt »habe, entweder ganz von ſich zu ſchleudern, »oder wenigſtens in feſtern Gewahrſam zu »bringen.« — Keine Bitte, keine Vorſtellung, keine Zähre half der Gräfin wieder zum Worte. Wenig fehlte, ſo hätte er ſich thätlich an ihr vergriffen. Auch ſtieß er ſie ſchon unſanft genug zurück, als ſie ſeine Knie umarmen wolte. Sie muſte ſich endlich entfernen; — entfernte ſich mit dem feſten Vorſaz, ohne weiters Bedenken nächſtens ihre Kette zu ſprengen.

Man übereile ſich hier nicht im Urtheil über Graf und Gräfin! Der Erſtere war noch kein Barbar, ſo nah er für den erſten Anblick

dran zu gränzen ſcheint. Er war nur ein Verblendeter, ein Spielwerk in der Hand eines Böſewichts. Wem dieſe Verblendung bei ſeinen Jahren, ſeiner Aufführung unglaublich ſcheint, der bedenke dies noch: Ein ſiecher Mann, iſt alzuoft nur ein halber Mann! Stärker würken auf ihn Leichtgläubigkeit und Eiferſucht. Alles hat der Schmeichler über ihn gewonnen, der ihn in ſchwachen Minuten, deren er ſo viele hat und haben muß, zu faſſen verſteht.

Dies zu Entſchuldigung des Grafen! Noch weit minder kan man mit der Gräfin zürnen. Auch die höchſte weibliche Geduld reicht nur bis zu einem gewiſſen Punkt. Ueber ihn hinausgerieben beſchämt das ſchwächere Geſchlecht oft ſelbſt das ſtärkere an Entſchloſſenheit und Kraft. Ob der Gräfin bisher ſo nachgiebige Tugend iezt an dieſem Punkte ſtand, bedarf nur eines genauern Blicks auf ihr Loos im Ganzen. — In der Blüthe ihrer Jahre ſah ſie ſich losgeriſſen von allem Umgang menſchlicher Geſell-

ſchaft; verbannt auf einen einſamen, faſt grauſenden Landſitz; ſah ſich von eben dem Gemal, den ſie aus Liebe gewählt, dem zu Liebe ſie alles aufgeopfert, an dem ſich nie ihre kleinſte Handlung, vielleicht nie einer ihrer Gedanken vergangen hatte, zuerſt durch ſinnloſe Eiferſucht gequält, beſchimpft, in Mund der Menſchen rund herum gebracht, — dann mit kalter Verachtung behandelt, keines freundlichen Blicks, keines traulichen Wortes gewürdigt; und troz allen dem bewacht, beargwohnt, gemishandelt; hatte keinen Freund, der ihr rathen, keine Freundin die ſie tröſten konte; ſah die Gegenwart ſchlim, und die Ausſicht der Zukunft noch viel ſchlimmer; muſte in ihrer Nähe die Nichtswürdigen dulden, die das Herz ihres Gemals ihr geraubt hatten; die ihr hohnlachend ins Angeſicht blickten; die da befahlen, wo das Recht des Befehls ihr zukam; ia, die bald ſogar ihr ſelbſt zu gebieten Miene machten. — Faſſe man dieſes alles zuſammen, und man kan es der Grä-

ſin unmöglich verargen, wenn ſie glaubte, in einem unverdienten Kerker zu leben; wenn ſie feſt entſchloſſen war, dieſen Kerker bald mög- lichſt zu verlaſſen.

Würklich muſte ſie auch, was ſie thun wolte, ſchnell thun. Die winterliche Jahreszeit rückte mit Macht heran; ſelbſt die kleinen Erholungen, deren ſie bisher genoſſen, fielen dann weg. Mit noch größerer Einſchränkung war ſie bedroht worden. Unter allen ihren männlichen Bedienten war noch ein einziger, dem ſie trauen durfte. Wie ſie ſich ihm entdeckte; wie ſie durch ſeine Beihülfe alle Anſtalten traf; wie ſie bei Nacht und Nebel ſich entfernte; in Geſellſchaft einer Kammerfrau durch die Hintertreppe und durch den Garten ſich fortſchlich; nichts mitnahm, als ihren Schmuck, ihr ſeit zwei Jahren erſpartes Nadelgeld, und ihre älteſte Tochter; wie ſie bereitſtehende Pferde fand, und dann ſo raſch als möglich entfloh; dies alles umſtändlich hier zu erzälen, wäre Unrath. Viele glaubten

im Verfolg: der Graf ſelbſt, oder vielmehr dieienigen, die ſtatt ſeiner regierten, hätten die Flucht der Gräfin vermuthet, gewußt, unter der Hand befördert, wenigſtens nicht zu verhindern geſucht. Wohl möglich! denn erſt ſpäte am Morgen merkte man dieſelbe, — oder ſchien ſie zu merken. An Nachſezzen oder Zurückholen dachte Niemand. Manches Kummers hätte die Entfliehende überhoben ſeyn können, wenn ſie nicht von dem allen grade das Gegentheil ſich gedacht hätte.

Schon längſt hatte die Gräfin von väterlicher Seite keinen Verwandten, von mütterlicher Seite blos ein paar entfernte Vettern, und eine Tante am Leben. Zu dieſer Lezteru, die auf einem Gütchen, ohnweit Br** lebte, nahm ſie zuerſt ihre Zuflucht, und fand die Aufnahme nicht, die ſie gehoft hatte. Es war eine brave, gutherzige Matrone, die Gräfin Luiſen ſonſt herzlich geliebt hatte, und im Grunde noch liebte. Aber von ieher hatte ſie nicht nur auf Zucht, Anſtand und Ehre ihrer

Familie gewaltig viel, ſondern auch auf Gebrauch und Vorurtheile mehr als nöthig gehalten. Durch das allzeit fertige Gerüchte ſchon etwas mit dem ehelichen Zwiſte der Gräfin, und zwar wahrlich nicht zu ihrem Vortheil, bekant, erſchrack ſie gewaltig, als ſie ihre Nichte iezt in ſo kärglicher Begleitung, auf einer leichten Poſtchaiſe anlangen ſah; ſchüttelte noch bedenklicher den Kopf, als ſie vernahm: wie, woher, und warum ſie komme. Zwar ward ſie durch eine aufrichtige Erzälung bald von der Unſchuld der Gräfin überzeugt. Doch daß die Verlaſſung ihres Gemals einer Dame, von Stand und Jugend, unter keiner Bedingung zieme, darauf verharrte die Tante mit des Alters gewöhnlichem Starrſinn; moraliſirte viel über die Nothwendigkeit ſich in die Männer zu ſchicken; ließ durchaus kein Aber gelten; war zwar erbötig, ihrer Nichte Quartier und möglichſte Bequemlichkeit auf — ein paar Tage zu geben; hing aber immer die Bedingung der Rückkehr

mit dran; und übertrieb die Unmöglichkeit ſie zu ſchüzzen, wenn ihr Gemal, — was höchſt wahrſcheinlich ſei! — ſie mit Ernſt zurückbegehre.

Nie fühlen wir gewiſſe Schmerzen heftiger, als wenn man die Stärke derſelben uns bezweifeln will! Nie werden wir ſtörriſcher auf unſer Recht, als wenn man es uns beſtreitet! — Dies war auch der Gräfin Empfindung bei der eiskalten Moral ihrer Tante. Alle Kränkungen ihres unbilligen Gemals fühlte ſie iezt faſt ſchärfer noch als in der Würklichkeit ſelbſt; war feſt entſchloſſen, ſich nicht wieder blindlings ihm zu überliefern; aber beſorgte alles von ſeiner ernſtlichen Zurückforderung. Was desfalls die Furcht ihr rieth, verbarg ſie glücklich genug. Die Gründe ihrer Tante ſchien ſie überzeugend zu finden. Nur daß ſie noch vor ihrer Rückkehr nach Br** fahren, und allda den Präſidenten von M*, einen genauen Freund ihres Gemals, um Rath und Vermittlung erſuchen wolle,

wandte ſie vor. Auch dies dünkte der Alten ziemlich unnüz, doch gab ſie nach. Des andern Morgens fuhr Gräfin Luiſe nach Br**, aber nicht zum Präſidenten. Mit neuen Poſtpferden ſezte ſie ihre Flucht fort. Nicht eher, als bis ſie die kurſächſiſche Grenze erreicht hatte, mäßigte ſie ihre Eile. Erſt in Dr** endigte ſie ihre Reiſe. Von da aus, nachdem ſie vorher mit einem Rechtsgelehrten ſich beſprochen, ſchrieb ſie an ihren Gemal; ſchrieb nicht im erbitterten, aber im entſchloßnen Tone; erzälte alles, was ſie im lezten Geſpräche gern geſagt hätte, aber nicht ſagen durfte; forderte, daß unpartheiiſche Richter ihren Zwiſt unterſuchen ſolten; forderte, daß ihr Gemal diejenigen Unwürdigen entferne, die ihn bisher gegen ſie Schuldloſe aufgehezt hätten, die allein die Quelle ihres Zwieſpalts ſowohl, als mancher andern auf ſeinen Herrſchaften eingerißnen Unordnung wären; und erbot ſich dann ſogleich wieder zurückzukehren, Freud und Leid gern mit ihm zu theilen, und

zu beweiſen, daß ſie in ehlicher Lieb' und Treue nie gewankt, geſchweige ſich verſündigt habe.

Kein Zweifel, daß in einige Maasregeln der Gräfin Uebereilung ſich einmiſchte! daß ſie minder raſch, minder öffentlich gehandelt haben würde, hätte gleich vom Anfange her ein weislicher Rathgeber an ihrer Seite geſtanden. Doch erſt in ihrer Einſamkeit — dann mit einem raſchen Sprunge in die weite Welt — nicht ſo empfangen, wie ſie hofte, — geſchreckt von dem Gedanken, ihre Feſſel eher erſchwert, als zerbrochen, oder erleichtert zu haben, — unbekant mit ihren Rechten, — mistrauiſch gemacht durch ſo manche bittre Erfahrung, ſtrauchelte ſie nicht aus Vorſaz, ſondern grade aus Furcht nicht zu fallen; that allzuviel, aus Beſorgnis, noch allzuwenig gethan zu haben. Vorzüglich ſchadete ihr eine ſo weite Flucht: Unnöthig auf einer Seite, galt ſie auf der andern für eine förmliche Entweichung; beleidig-

te manchen ihrer Freunde, der ihr den Schuz gern gegeben haben würde, den nur iene Tante ihr verſagte; erzürnte dieſe, die ſich betrogen ſah; beſchimpfte (wenigſtens für ein Weilchen) ihre Verwandſchaft; gab ihren Neidern und Feinden zu den boshafteſten Nachreden einen weiten Spielraum; gab den weiteſten ihrem eignen Gemal. — Welche Würkung bei ihm die ſchriftliche Erklärung der Gräfin machte, läßt ſich leicht errathen. Weit entfernt ſich ihren Wünſchen im geringſten zu fügen, betrachtete er ſie als eine Urkunde mehr, die ihn zur förmlichſten Trennung berechtige. Vergebens, daß doch iezt einige von der Gräfin entferntern Vettern ihm Vorſtellung thaten; daß einige ſeiner beſſer geſinnten Freunde ungerufen zu ihm kamen, ſich als Vermittler anboten, und ihn manchen Umſtand unter einer günſtigern und wahrern Anſicht vorſtelten; vergebens, daß die Gräfin ſelbſt (die indeß vom Schuz der Geſezze verſichert worden, von ihrer erſten übertriebnen Furcht-

ſamkeit geheilt, und in ihr Vaterland zurückgekommen war) noch einmal eine Vertheidigung ihres ganzen Betragens aufſezte, und in etwas milderer Sprache, aber mit einer Klarheit, einer Innigkeit ſich ausdrückte, die auf ieden, der nicht vom ſtarrſten Vorurtheil geblendet war, Würkung äußern muſte. Der Graf blieb auf ſeinem Sinne. Hatten die Worte der Anweſenden nichts gefruchtet, die Schriftzüge der Entfernten nüzten noch minder. Ein Prozeß, wo er auf Eheſcheidung klagte, nahm ſeinen Anfang.

Ungrosmüthig war auch hier der Weg, den er einſchlug. Verdacht des Ehebruchs, und bösliche Entweichung waren die zwei Beweggründe, worauf er ſich ſtüzte. Willig hätte ihm, bei einem minder beſchimpfenden Vorwande, die Gräfin ſelbſt zur Scheidung die Hand geboten; iezt muſte ſie wenigſtens um Erhaltung ihrer Ehre kämpfen. Leicht ſchien ihr Anfangs dieſer Sieg zu ſeyn. Aeußerſt nichtig war ia die Veranlaſſung des ganzen

Zwiſtes. Mit edelm Stolze, mit verächtlichem Lächeln hofte ſie daher iedem Verleumder unter das Auge treten zu können; und fand es — doch nicht ſo ganz leicht. Mancherlei Umſtände, zum Theil ihr ſelbſt fremd, zum Theil durch die Niederträchtigkeit ihrer Feinde erdichtet, traten iezt aus ihrem Dunkel ans Licht. Zeugen erboten ſich zum Schwur: daß ſie in der Mitternachtsſtunde Dondorfen eine Hintertreppe hinaufſchlüpfen geſehn, die zur Gräfin Schlafgemach führte; Aufſäzze wurden vorgezeigt, die ſeine Hand — wenigſtens zu ſeyn ſchienen, und die man von ihm gefunden haben wolte, voll ſchwärmeriſcher Liebe zu einer höhern, ihn wieder liebenden Perſon; Briefe wolte man aufgefangen haben, die er ſchon nach ſeiner Entfernung geſchrieben, die der Gräfin für den Genuß ihrer Huld in einem Tone dankten, der allerdings zwiefache Auslegung litt. Alles wahrſcheinlich Kunſtgriffe aus Monters Fabrik! alles Mährchen, erſonnen die Eiferſucht eines milzſüchtigen Ehe-

manns theils zu reizen, theils im erſten Feuer zu erhalten. Alles Anſchuldigungen, die zwar von einem ernſten unpartheiiſchen Gerichte, als unzulänglich verworfen werden muſten die aber doch der Gräfin gutem Rufe keinen Vortheil brachten; die um ſo ſchmerzlicher ihr fielen, ie unvermutheter ſie ihr kamen, und die endlich, durch eine ſonderbare Zufälligkeit, eben ſo unwiderleglich auf dieſer, als unbeweislich auf iener Seite blieben. Denn der Einzige, der die Verleumder vielleicht ganz zu beſchämen vermocht hätte, der iüngre Dondorf, war — nirgends zu finden: erſchien ſelbſt auf eine Vorladung in öffentlichen Blättern nicht. Daß ſein Vater wenige Wochen nach iener Vertreibung zu L—z geſtorben, ſein Sohn kurz nach der Beerdigung weggereiſt ſei, das war alles, was man gewiß wuſte. Ein unverbürgtes Gerücht ließ ihn nach Hamburg reiſen, und dort nach Nordamerika ſich einſchiffen. Ein noch ſchwankenderes ließ

ihn unterwegens, ohnweit Englands Küſten, ſcheitern und untergehn. Romantiſch genug war auf iedem Fall ein ſolches Verſchwinden; für die Vertheidigung der Gräfin war es höchſt verdrüslich.

Endlich gab der Graf die Hofnung ſelbſt auf, von dieſer Seite durchzudringen. Entſchloſſen, die Eheſcheidung doch auszuwürken, wandt' er den Spieß; berief ſich blos auf ihre heimliche Flucht, und auf einen Widerwillen, der unauslöſchlich daraus entſpringe; die Gräfin ſelbſt, im Lauf des Prozeſſes immer überzeugter in der Vermuthung, daß doch alle Rückkehr von Zutrauen und Frieden unmöglich ſei, widerſezte ſich hier keineswegs. Die Geſezze des Landes unterſtüzten ſein Geſuch. Mehr des Ueblichen, als des Erſprieslichen halber verſuchte das geiſtliche Gericht noch einmal einen gütlichen Vergleich. Die Gemüther blieben entfernt. Die Trennung ging vor ſich.

Doch ein ſehr wichtiger Punkt war erſt ganz zulezt zur Sprache gekommen. Ueber alles, was Geld und Geldes werth war, hatten die Parteien ſich bald verglichen. Keine von beiden kante Eigennuz. Aber deſto ſchwüriger, oder vielmehr deſto unmöglicher ward ihr Einverſtändnis in Rückſicht einer andern Theilung. — Die Gräfin war Mutter, — Mutter von drei Kindern; ihr Herz hing an allen dreien mit innigſter, wärmſter Mutterliebe; die älteſte Tochter hatte ſie ſogar auf ihrer Flucht mitgenommen. Nur die augenſcheinlichſte Unmöglichkeit, Mangel des Plazzes, eine kleine Unpäßlichkeit des Kindes ſelbſt, und Rückſicht auf die Rauhigkeit des Wetters bei einem ſo zarten Alter, hatte ſie mit der zweiten ein Gleiches zu thun verhindert. — Wem ſolten dieſe Kinder iezt verbleiben? Mit Fug und Recht glaubte ſie wenigſtens die Töchter für ſich fordern zu können. Gewöhnlich werden ſie bei Fällen dieſer Art das Antheil der Mutter. Auch beſorgte ſie nicht einmal, daß der Graf in dem

Punkte viel Schwürigkeiten machen werde. Immer hatte nur der Sohn faſt ausſchlieſſend ſeine Liebe beſeſſen. Er allein war oft um den Vater. Die Töchter ſahen ihn wochenlang nicht anders, als bei der Tafel, oder gleich nach derſelbem. Warum ſolt' er alſo die Mühwaltung bei ihrer Erziehung nicht auch jezt der Mutter überlaſſen? — So, ſchlos die Gräfin; ſchlos aus ſehr wahrſcheinlichen Gründen, und dennoch falſch. Ob Graf H—berg hier aus Erbitterung oder nach ſeinem wahren Gefühl handelte, iſt ungewiß. Genug, er begehrte die Aufſicht über alle ſeine Kinder, und ausſchließend! — »Noch halte er dieſe ſämtlich für ſein Fleiſch und Blut! Nie könne er daher die Sorgfalt für ſolche einer Mutter anvertrauen, die ſchon einmal zwei ihrer Kinder muthwillig verlaſſen habe!« Dies war ſeine Erklärung; und zum erſtenmal, während des ganzen rechtlichen Handels, verlohr die Gräfin, als ſie dies vernahm, Gegenwart des Geiſtes und Muth. Zu den inſtändigſten Bitten, ſogar

gar zu Vorſchlägen eines Vergleichs, einer Rückkehr ins eheliche Gefängnis (wie ſie ſelbſt es nante) ließ ſie ſich herab. Umſonſt, der aufgebrachte Graf wies dieſe leztere verächtlich ab; beſtand drauf, daß über ienen Punkt das Gericht entſcheiden ſolte, und das Gericht entſchied für — den Vater. Selbſt die ältere Tochter, die ſie bisher noch immer bei ſich gehabt, muſte die Gräfin ausliefern.

Sie that es nicht ohne Vergießung von tauſend Thränen! Hätt' ich dieſen Augenblick vorausgeſehn, rief ſie mehr als einmal, ich hätte geduldet ohne Murren, ohne den unſeeligen Einfall mich zu retten! — Endlich ermannte ſie ſich raſch. »Ich fühl' es, wir trennen uns nicht auf immer.« Mit dieſen Worten umarmte ſie iedes derſelben noch einmal, und riß dann ſchnell ſich los. Das Gericht hatte dem Grafen die vollkommenſte Freiheit ertheilt, wie und wo er ſeine Kinder erziehen wolle. Die einzige Erlaubnis, die man auch ohne ſchreiende Ungerechtigkeit der Mutter

nicht rauben konte, ward ihr vorbehalten: die Erlaubnis nemlich, dann und wann ſie zu beſuchen, und nach ihrem Befinden ſich zu erkundigen. Aber auch dieſe ſogar beſchränkten oder entzogen ihr vielmehr nachherige Umſtände.

Der Graf kehrte auf ſein Schlos zurück. Noch einige Monate ſezte er dort ſeinen bisherigen zwekloſen Lebenslauf fort. Dann gedacht' er im Ernſt an ſeinen frühern Plan, Welſchland und das ſüdliche Europa noch einmal zu beſuchen. Nichts hielt ihn mehr davon ab. Der ſchändliche Trupp ſeiner Mauldiener freute ſich in ſeiner Abweſenheit noch ſicherer ſeine Güter ausſaugen zu können. Monter rieth am ſtärkſten dazu. Lange war er unſchlüßig, was beſſer wäre: des Grafens Begleiter oder der Vicekönig in ſeiner Entferuung zu ſeyn; zulezt wählt' er das zweite. Die Kinder des Grafen wurden nach Berlin geſchickt. Eine ältliche Verwandte, die Witwe des Miniſters von W., übernahm die Sorgfalt der Oberaufſicht. Es war allerdings eine Dame von Verſtande; Graf H—berg ſelbſt hatte im Hauſe ihres Ge-

mahls ein paar ſeiner vergnügteſten Jünglingsiahre zugebracht; aber ſeit ſeiner Rückkehr nach Teutſchland waren ſie einander ziemlich fremd geworden. Ob ſie izt doch aus einem Ueberreſt von Gefälligkeit, oder gereizt durch das hohe, ihr angetragene Koſtgeld die Mühwaltung übernahm, iſt ungewiß, und hat für die Folge keinen Einflus. Der Graf, froh auch dieſes Geſchäft beſorgt, oder vielmehr von ſich abgewälzt zu haben, reiſte bald drauf ab, mit dem feſten Vorſaz: ſich in Welſchland wieder zu veriüngen, und dort wenigſtens drei Jahre lang entfernt von Teutſchlands rauhem Klima zu bleiben.

In ſelbſt gewählter Eingezogenheit brachte indeß Gräfin Luiſe den gröſten Theil ihrer Zeit auf eben dem Landgute hin, wo ſie geboren und erzogen worden war: wo ſie ſo zahlloſen Stof der Erinnerung an die frohen Tage ihrer Jugend, und an ſo manche, leider! getäuſchte Hofnung finden mochte. Zwar ſtand ihr, da ſie ſich wieder im freiſten Beſiz anſehnlicher Einkünfte

befand, ganz die Rückkehr zu den Zirkeln der großen Welt offen, aus welchen nur der Eigenſinn ihres bisherigen Gemals ſie geriſſen hatte. Jener kleine, zweifelhafte Fleck, den ihre Ehre erlitten, hinderte ſie keineswegs. Ihn zu überſehn, ihn ganz verwiſchen zu helfen waren zwanzig Häuſer vom erſten Rang erbötig. Auch wohl ganz andre Dinge, — unleugbare Verbrechen, erwieſene Nichtswürdigkeiten! — verzeiht dieſe gutmüthige große Welt leicht, ſobald ſie an denienigen, der zu ihr ſich flüchtet, nur die zwei höchſten menſchlichen Verdienſte, Reichthum und Ahnen, findet. Zudem war die Gräfin noch, in ieder Rückſicht, ein liebenswürdiges Weib! Dem dreißigſten Jahre, dieſer berufnen Klippe weiblicher Schönheit, zwar nahe, doch noch nicht vorüber, hatte ſie, troz der Ehe gewöhnlichem Schickſal, und troz ſo vielfältig erlittenen Kummer, noch manchen ehemaligen Reiz errettet, manchen ſchon erblichnen, oder entflohnen gegen eine linde, Theilnehmung erregende

Schwermuth im Blick des Auges, im Zug des Mundes umgetauſcht. Nicht eitel, nicht eroberungsſüchtig, nur ihres Vortheils kundig brauchte ſie zu ſeyn, und manches iüngre Mädchen hätte ſie neidiſch gemacht; manche Verehrer der ernſtlichſten Art hätte ſie wieder um ſich verſammelt. Doch von allen dieſen ſchien kein Gedanke ihr beizufallen! Aeußerſt ſelten nur, ſogar im Winter kaum, hielt ſie in Br** einige Tage hintereinander ſich auf. Mit ſehr wenigen ihrer ehmaligen Bekanten erneuerte ſie genaue Freundſchaft; vermied neuen Umgang nicht, ſuchte ihn aber noch minder: war in Geſellſchaften äußerſt ſtill, im Anzug äußerſt beſcheiden; prahlte nie mit der Beleſenheit, die ſie wirklich beſaß; lächelte beim muntern Scherz der übrigen ſelten, lachte noch weniger. Auf ihrem Gute machte ein alter, verabſchiedeter Hauptmann, der ſchon bei ihren Aeltern, faſt möchte man ſagen, das Gnadenbrod gegeſſen hatte, ihren Maior Domus, und eine verwitwete Baronin E—, der man ihre vierzig

Jahre reichlich anſah, die von ihrem hochſeeligen Herrn nichts als ſeinen Namen und Schulden geerbt haben mochte, ihre Geſellſchafterin aus. Faſt nirgends begrif man, wie eine junge Dame, die ihren milzſüchtigen Mann noch grade zur rechten Zeit abgeſchüttelt, ſich nun muthwillig ſelbſt begraben könne; man lud ſie ein; man that ihr Vorſchläge zur Zerſtreuung. Sie lehnte nichts mit Unwillen ab, und dennoch blieb ſie bei ihrer Lebensart.

Zu Anfange des zweiten Sommers erzählte die Gräfin allen ihren wenigen Freunden: der Arzt habe ihr den Gebrauch des Emſer- oder des Schwalbacher Bades gerathen. Man wunderte ſich, daß er nicht auf nähere Bäder gefallen ſei; doch ſie folgte, und verreiſte; die Baronin C—. reiſte mit. Nur auf zwei oder höchſtens drei Monate hatte man die Anſtalten des Ausbleibens getroffen; doch am Ende des dritten Monats meldete die Gräfin einigen Bekanten: die dortigen Aerzte riethen ihr, zur Befeſtigung der Kur, eine etwas fort-

geſezte Zerſtreuung; ſie gedenke daher nach Hamburg zu reiſen und allda den Winter hinzubringen. — Es geſchah; den nächſten Frühling kam Baronin C—. allein zurück. — „Die Gräfin (erzälte ſie allen, die es anhören wolten) „habe doch ihre beſondre Launen. „Schon ſei alles zur Heimreiſe veranſtaltet ge„weſen, auf einmal wäre ſie mit einer durchrei„ſenden Ladi genau Freundin geworden, habe „ſich entſchloſſen nach England zu reiſen, einen „Sommer in Bath, einen Winter in London „zuzubringen. Auch ſie habe mitgehn ſollen, „doch der Abſcheu vor einer Seefahrt hätte ſie „abgehalten.“ — Man fand nichts in allem dieſen unglaublich. Die Gräfin ſchrieb von nun an viel ſeltner noch, als bisher, und immer durch Einſchlus an die Baronin von C—, die auch alle Antwortſchreiben zu beſtellen ſich erbot. Ueberhaupt vermißte man äußerſt wenig eine Perſon, die ſchon ſeit ein paar Jahren an Kaffeetiſchen nicht verläumdet, in Schauſpielen nicht geplaudert, auf Bällen

nicht getanzt, und in Geſellſchaften nicht geſpielt hatte. Man ergrif endlich die kluge Parthei — gar nicht mehr an ſie zu denken.

Grade um dieſe Zeit, als Gräfin Luiſe dem Gedächtnis ihrer Landleute allmälig abſtarb, kam Graf H—berg von ſeinen Reiſen zurück. Häusliche Umſtände, vorzüglich der raſche Tod ſeines Stellverweſers, des nichtswürdigen Monſters — der durch einen Schlagflus aller Strafe hienieden, ſelbſt der Strafe des erwachten Gewiſſens entgangen war, — hatten gemacht, daß H—berg doch um einige Monate früher, als er anfangs ſich vorgeſezt, heimkehrte. Eine ziemlich ſichtliche Veränderung war mit ihm vorgegangen. Daß durch Abwechslung von Ort und Luft, von Gegenſtänden und Beſchäftigungen, von Umgang und Lebensart ſeine Geſundheit gebeſſert, ſein Mismuth zerſtreut, ſein Geiſt um vieles heitrer geworden, war augenſcheinlich. Dennoch hatte er auch dort bei weiten die Ruhe nicht ganz gefunden, die man überhaupt immer nur da antrift, wo man ſie —

oder wenigſtens den Keim zu ihr — ſchon mitbringt. Immer hatte er auch dort zwiſchen Jezt und Ehmals Vergleichungen angeſtellt, die dieſem Jezt nichts weniger als vortheilhaft waren. Auf den Gletſchern und auf dem Veſuv, beim Staubbach und Rheinfall, auf Cenis und Aetna, auf der Rhede von Genua und Neapel, auf allen Eilanden des mittelländiſchen Meeres hatte er die Natur, bald in ihrer furchtbarſten Größe, bald in ihrer lieblichſten Schönheit bewundert; hatte oft ſich herzlich an ihr ergözt: aber wenn er ſich dann an ienes trunkne Entzükken erinnerte, mit welchem er dieſen oder einen ähnlichen Anblick ſchon im Jünglingsalter genoß, dann macht' er ſich plözlich ſelbſt, ſeiner iezzigen Kälte halber, bittre Vorwürfe. Auch manches andre Vergnügen hatte er ſich abermals erkauft! Doch daß er iezt faſt immer nur daſſelbe ſich erkaufen muſte: daß ihm nicht mehr, wie ehmals — wenigſtens ſo oft und ſo innig nicht! — das Schmeichelwort: ſchöner Teutſcher, zu

Theil ward, ſchmerzte nur alzu oft ihn mitten im Genuß. Wollüſtige, blos wollüſtige Freuden dünkten demienigen doch nicht mehr ſo ſüß, der indeß auch die Freuden reiner, ächter, häuslicher Zärtlichkeit genoßen, obſchon im Uebermaaß des Glücks wieder von ſich geſtoßen hatte. Nach des menſchlichen Geiſtes gewöhnlichem Wankelmuth hatte ſich der Graf vorher oft im Hafen der Ruhe die Anmuth des Herumſchwärmens, und iezt im Herumſchwärmen nicht ſelten die Sicherheit der Ruhe zurückgewünſcht. Als er nun heimkam, warteten mancherlei Sorgen, mancherlei Entdeckungen unangenehmer Art auf ihn. Daß Miethlinge indeß vieles gethan hatten, was nicht recht war, daß ſeine Unterthanen gedrückt, herrſchaftliche Gelder verſchwelgt, kleine Schulden vergrößert, manche ſeiner Befehle gemisdeutet, noch mehrere gar nicht befolgt worden; — alles dies konte iezt um ſo minder ihm verborgen bleiben, ie heller wirklich wieder, durch Entfernung und gebeſſerte Laune, ſeines

Geiſtes Augen geworden waren. Anklagen über Anklagen erſchienen gegen Montern: daß nicht alle blos daher entſprangen, weil ein Todter ſich nicht verantworten kan, bewieſen unwiderlegliche Zeugen und zuweilen Monters Handſchrift ſelbſt. Allmälig ſtieg dem Grafen die Beſorgnis auf: er dürfe ſchon ſeit langer Zeit einen Wolf zum Hüter geſezt, einen Skorpion an ſeinem Buſen gepflegt haben.

Auch nach ſeiner vorigen Gemalin hatte ſich Graf H—berg, gleich bei ſeiner Rückkunft, vielfältig und genau erkundigt; die Nachricht von ihrer Eingezogenheit, ihrer Traurigkeit, und der merklichen Abnahme ihrer Geſundheit ſchien ihm nicht gleichgültig zu ſeyn; doch noch ſtärker fiel ihm ihre ſchon ſo lange Abweſenheit auf. — Nach Hamburg, ſprach er bei ſich ſelbſt, und dann nach England! Sonderbar! iſt das nicht ganz derſelbe Weg den ehmals Herr Dondorf ergriffen haben ſollte? Wenn ſie ihm dann doch vielleicht noch — Warum er hier abbrach,

was er im Geheim ſich dachte, ließ nicht ſchwer ſich errathen; und daß er zur Zeit der Erſte und der Einzige war, der auf die Idee eines ſolchen Argwohns kam, bewieß wie unheilbar Eiferſucht ſei. — Nicht ſelten ſchien er mit einer Art von Rührung ihr Bild zu betrachten, das noch in einem ſeiner Gemächer hing. Selbſt das Geſtändnis: Vielleicht war ich doch zu raſch und zu hart! ſchlüpfte ihm einſt von ohngefähr über die Lippen. — Man trug ſich ein Weilchen mit dem Gerüchte: daß er auf eine zweite Ehe denke. Immer widerſprach er demſelben ernſtlich: Er ſei feſt entſchloſſen künftighin für ſich und ſeine Kinder zu leben! Dies war gewöhnlich ſeine Aeußerung. Ueberhaupt gedacht' er an dieſe leztern oft, und mit den ſtärkſten Merkmalen wahrer Zuneigung. Sie gegen Ende des nächſten Herbſtes (das hieß damals in ſieben oder acht Monaten) ſelbſt von Berlin abzuholen, nahm er ſich oft im Geſpräche vor; daß er ſie nicht eher ſehen, nicht eher bei ſich haben wolte,

bis auf dem Schloſſe (welches immer noch ſein Lieblingsaufenthalt blieb) ein neuer Flügel ausgebaut worden, konte für eine ſeiner mannigfachen Launen, den Ueberreſten ehmaligen Hipochonders, gelten. Ein ſehr unerwarteter Vorfall zwang ihn auch hier von ſeinem Plan abzugehn.

Daß ihm von ſeinen Kindern wenigſtens monatlich einmal, und dann von allem, was ſie betreffe, ziemlich genaue Nachricht gegeben werde, hatte Graf H—berg gleich anfangs als Bedingung feſtgeſezt. Treulich kam derſelben Frau von W. nach; immer von iedem erſten Tage des Monats waren ihre Berichte datirt; und faſt immer klangen die Nachrichten in ſolchen erfreulich. Noch nie hatte ſie ihn mit einer wichtigen Krankheit, mit einem bedenklichen Vorfall beunruhigt. Auch den moraliſchen Karakter, den Eifer ſich zu bilden, und die Zunahme in nüzlichen Kentniſſen rühmte ſie an ihren kleinen Hausgenoſſen oft. Ganz vorzüglich ſtimte ſie in dieſem Tone ſeit

Jahr und Tag. Sie war ſo glücklich geweſen, nach mancherlei Abwechſelungen, in einer Elſaſſerin, Madame Laboche mit Namen, eine Gouvernante zu finden, wie es deren nur wenige giebt. Sie geſtand dem Grafen oft: daß er dieſer braven Perſon, wenn ſie ſo ausdaure, unendlich mehr Dank, als ihr ſelbſt ſchuldig ſei. Beider Sprachen, der teutſchen und franzöſiſchen gleich mächtig, habe ſie ſich von Jugend auf, durch Erfahrung und Leſen, in dem ſchweren Geſchäfte der Erziehung seltne Kentniſſe geſamlet; ſei unermüdet, willig, und uneigennüzzig zugleich; habe ſich die Achtung und Liebe ihrer Untergebenen im hohen Grade erworben; habe einige kleine Fehler ſo glücklich verbeſſert, wiſſe andre günſtige Anlagen ſo geſchickt zu entwickeln, daß der Graf verſichert ſeyn könne: beſſer gezogene Kinder ließen ſich ohne ein Wunderwerk nicht begehren.

Verſicherungen dieſer Art, ſelbſt wenn er ſie nur mit einiger Einſchränkung glaubte, er-

freuten H — bergen ungemein. Um deſto unerwarteter kam es ihm, als einſt dieſe monatliche Anzeige mit der Nachricht ſich ſchloß: »Daß ſchon ſeit einigen Tagen ſeine Kinder, »und zwar alle drei zugleich, zu klagen und »zu kränkeln begönnen. Noch wiſſe man nicht: »ob und was es zu bedeuten haben dürfe? »In voraus ſei ſo eben nach dem beſten Arzt »in ganz Berlin geſchickt worden. Er muthmaße auf ein kleines Katharfieber, und nichts »weiter. Solte es eine ernſtlichere Krankheit »werden, ſo erfahre es Graf H — berg mit »nächſtem Poſttage. Komme kein Brief, ſo »ſei es ein günſtiges Zeichen von wieder gehobner Unpäßlichkeit.« — Daß dieſem Poſttag H — berg mit Angſt entgegen ſah; daß er aufs nächſte Poſtamt einen eignen Boten ſendete, um ia den Brief zeitig zu erhalten, verſteht ſich von ſelbſt. Kein Brief kam; mit Ende der Woche eben ſo wenig; der Graf ward wieder ruhig. Seine Geſchäfte riefen ihn eben damals auf ſein entlegenſtes Gut an

Ober-Schl** s Grenzen. Er reiſte hin; doch hinterließ er, daß alles, was von Berlin komme, ihm ſchleunigſt nachgeſchickt werde. Kaum war er dort, ſo holte ein eigner Bote ihn ein. Zitternd erbrach er den Brief; erblaſſend las er die Nachricht: »Alle ſeine drei Kinder lä»gen an Blattern krank, an höchſt gefährli»chen Blattern; nur wenig Troſt gäben die »Aerzte. Am kränkeſten, oder vielmehr am »hofnungsloſeſten, befände ſich ſein Sohn, — »ſein einziger Sohn! Die nächſte Nacht gelte »für entſcheidend; Tod ſei vermuthlicher, als »Leben. Um ihn nicht vor der Zeit durch Un»gewißheit zu ängſtigen, durch böſe Nachricht »zu erſchrecken, habe man dieſe Botſchaft noch »einen Poſttag verzögert, habe Beſſerung ge»hoft, und Verſchlimmerung erwartet.« Man muß Vater ſeyn; muß geliebte Kinder verloren haben, um zu wiſſen: wie ſehr ein ſolcher Schlag, und oft noch mehr als der Schlag ſelbſt die Vermuthung deſſelben beſtürze. Graf H—berg kante ſeines Jammers kein Maas

noch

noch Ziel. Sein erſter Gedanke war: „Ich „muß hin! muß wenigſtens noch einmal ſie „ſehn!“ — Sein zweiter: „Auch ſo gut „wird mir's nicht werden! Sieben Tage ver„liefen eh dieſer Brief in meine Hände kam. „Sie ſind wahrſcheinlich nicht nur todt be„reits, ſondern auch ſchon begraben!“ — Sein dritter: „Und dennoch will ich hin! „Auch Gräber eröfnet man ja wohl, wenn ein „Vater es begehrt! Ich verſäumte die Leben„den zu ſehn; ich will wenigſtens die Modern„den erblicken.“ — Er gab ſofort Befehl alles zur ſchleunigſten Abreiſe zu veranſtalten. Ehe eine Stunde verging ſaß er ſchon im Wagen, und rolte den nächſten Weg nach Berlin zu. Noch einmal ſo viel Pferde, als er brauchte, ließ er vorſpannen. Geld über Geld bot er den Poſtknechten, die grade in dieſer Gegend, und überhaupt in dem nördlichen Teutſchland, die Gedult der Reiſenden ſo oft misbrauchen. Tag und Nacht gab er ſich ſelbſt auch keine

Stunde Raſt. Dennoch konte er erſt am Schlus des vierten Tages in Berlin eintreffen.

Mit ieder Meile näher war ſeine Angſt noch gewachſen. Jezt — iezt lautet man deinen Kindern vielleicht zum Grabe! dacht' er beim Schlag ieder Uhr, die er durch ein Ohngefähr vernahm. Die qualvolle Erwartung zumal, als er nun die Thürme dieſer, in mehr als einem Sinn, königlichen Stadt erblickte. — die zitternde Eil, mit welcher er aus dem Wagen ſprang, als ſolcher endlich vorm Hauſe der Frau von W. ſtill hielt, — die Haſtigkeit, mit welcher er die Treppe hinauf flog, um wenigſtens für ein paar Sekunden früher die Gewißheit ſeines Verluſtes zu erfahren, — alles dies überſteigt Sprach und Ausdruck. Der Diener, welcher die Saalthüre ihm öfnete, ſtuzte und glaubte einen entſprungnen Wahnſinnigen zu erblicken. — »Lebt eines meiner Kinder noch!« rief er, und eilte, ohne eine Antwort zu erhalten und zu erwarten, der Thüre des erſten beſten Zimmers zu. Er öf-

nete ſie, fand dieſes Gemach leer, hörte im nächſten reden; flog darauf zu; fand mehrere Menſchen drinnen; ſah alle übrigen nicht, ſah nur ein kleines, ohngefähr achtiähriges Mädchen mit ſcharlachrothem Geſichte, das an einem Tiſche ſaß, und ein Bilderbuch vor ſich liegen hatte. — »Ha, das iſt meine Karoline! rief er: Dank dir, guter Gott! wenigſtens bin ich nun nicht ganz kinderlos!« — Er ſtürzte auf ſie los; umarmte ſie, überdeckte ſie mit Küſſen; das laute Erſtaunen aller Anweſenden, der ſchreckensvolle Ausruf des Kindes ſelbſt — nichts hielt ihn zurück. — »Kenſt du deinen Vater nicht mehr? fragte er erſt nach dem zehnten oder zwölften Kuſſe das Mädchen, hielt plözlich inne; ſah auf, ſah um ſich herum; ſchien ſich iezt erſt zu beſinnen: daß dieſes nicht ſein einziges Kind ſei, und daß er auch nach den übrigen fragen müſſe.

In dieſem Augenblick öfnete ſich eine gegenſeitige Thüre, und Frau von W. trat herein; ſie hatte in ihrem Gemach das Getöſe vernom-

men, das Graf H—berg im Gemach ihrer Kammerfrauen (denn hierin befand er ſich) erregte, kam zu ſehn, was es gäbe? erkante, oder errieth vielmehr den Grafen auf den erſten Blick. Etwas überraſchend, doch nicht ganz befremdend war ihr ſeine Ankunft. — »Sind Sie es wirklich? rief ſie, und eilte mit ofnen Armen ihm entgegen; Gottlob, daß wir ſo uns wieder ſehen! Wiſſen Sie ſchon ihr Geſchick?« — »Ich weiß nichts, als was dieſer Augenſchein »mich lehrt! Nichts, als daß ich wenigſtens »nicht alle meine Kinder verlohr.« — — »Sie haben keines derſelben verlohren! Sie »leben noch alle.« — — »Alle? Alle? und »mein Sohn?« — — »Iſt zwar noch krank, »doch ſeit vier Tagen ſchon außer Gefahr.« — »O wo, wo iſt er? Führen Sie mich hin »zu ihm.« — — »Wenigſtens ſo raſch nicht, »Graf! damit die Freude weder Ihnen, noch »auch Ihr froher Ungeſtüm dem Geneſenden »ſchade. Er ſchlummert ſo eben ein wenig. »Ihn zu ſtöhren wäre grauſam. Auch kan ich

»Sie in das Gemach, wo er liegt, nicht ohne »eine kleine Vorbereitung, Vorerzälung füh»ren. Ihre iüngſte Tochter hingegen, ſeit ge»ſtern aufgeſtanden, können Sie gleich ſehen. »Sie iſt auf meinem Zimmer; kommen Sie »mit!«

Sie führte ihn hinein; iener vorige Auftritt erneute ſich; obwohl mit einer kleinen Veränderung. H—berg kante nun bereits ſein ganzes Geſchick. Wehmüthiger ward daher iezt ſeine Freude. Er ſah in dieſer ſeiner zweiten Tochter nicht mehr das blos gerettete Kind, ſondern auch dasienige, das viel indeß gelitten haben müſſe. Frage an Frage drängte ſich. Selten erwartete er die Antwort; noch ſeltner gnügte ihm dieſelbe. Alles wolt' er ſo kurz, ſo ſchnell und doch auch zugleich ſo umſtändlich als möglich wiſſen. Freud' und Schmerz, Neugier und Furcht, glühender Dank und zärtliches Mitleid, — alles ſchmolz zuſammen, und zerſtörte ſich wechſelſeitig. Selbſt Beſorgnis und Zweifel an ſeinem Glücke er-

wachten ſchon wieder. »Ob ſein Sohn auch »würklich noch lebe? würklich iezt nur ſchlafe? »nicht etwa doch todt, und wenigſtens nicht »noch in Gefahr ſei?« dies fragt' er wohl zehnmal; dankte ſeiner Freundin für ihre günſtige Verſicherung; und blickte ihr gleich drauf wieder ſtarr und ungewiß ins Auge, um zu erforſchen, ob ſie auch Wahrheit ſpreche. — Erſt als das Brauſen ſeines Geiſtes ein wenig ſich legte, gewann Frau von W. zu einer ordentlichen Erzälung Raum; ſchilderte mit Wärme und Genauigkeit zugleich die Gefahr, in welcher ſich ſeine Kinder, die Unruhe, in welcher faſt drei Wochen hindurch ihr ganzes Haus ſich befunden habe.

Nach dem einſtimmigen Urtheil von mehreren geſchickten Aerzten, ſagte ſie, habe das Leben von allen dreien oft nur noch an einem ſeidenen Faden geſchwebt; vorzüglich ſei der Stab über ſeinen Sohn ſchon gebrochen geweſen. Bewußtloſigkeit, Zurücktritt alles Giftes, Röcheln eines Sterbenden, Stocken

aller Pulſe — iedes Merkmal eines äußerſt nahen, oder vielmehr ſchon anhebenden Todes, hätten ſich bei ihm, und zwar zu verſchiedenen malen geäußert. Nur ein halbes Wunderwerk habe ihn errettet, und dieſe Rettung habe H—berg nächſt Gott, und nächſt der Kunſt des Arztes, noch einer Perſon — Madame Labochen, und der unglaublichen Sorgfalt, die ſie angewendet, zu danken. Mehr als ein Freund von ſeinem innigſten Freunde, ein Blutsverwandter von dem andern begehren könne, habe ſie unbegehrt gethan. Acht Tage und Nächte ſei ſie, ohne Schlaf und Ermatten, nicht von ſeinem Lager gewichen: habe ihn gehoben, gepflegt, getröſtet; iezt durch Liebkoſungen das Gefühl der Schmerzen ihm gelindert; iezt durch freundlichen Ernſt zum Genuß der Arznei ihn bewogen, die er von ieder Hand, nur nicht von der ihrigen, zurück zu ſtoßen pflegte; Sie habe ihm mehrmals den Odem gleichſam wieder eingehaucht, der ſchon entfliehen wollen — kurz, habe eine Treue, eine

Sorgfalt bewieſen, die man nur zu ſehn und zu bewundern, nicht nachzuahmen, ſelbſt nicht nachzuerzälen vermöge. Oft ſei der Arzt in die Worte ausgebrochen: »Eine ſolche Wartung nüzt mehr als meine kräftigſten Arzeneien. Unter funfzig tödtlich Kranken würden neun und vierzig geneſen, wenn es überall Wärterinnen, wie Madame Laboche gäbe.«

Immer inniger war, indem ſie dies ſagte, der Ton der Erzälerin geworden. Thränen glänzten in ihren Augen. H—bergs Herz ward nicht minder von Bewunderung und Erkentlichkeit ergriffen. »Und wo, rief er mit lebhafteſter Ungedult, wo iſt dieſe edle Frau, daß ich ihr danke? Wenn auch nicht in dem Maaße, wie ſie es verdient, doch mit dem Feuer, womit ich es fühle! Rufen Sie ſolche her! Führen Sie mich hin zu ihr!«

»Das will ich! Aber erſt muß ich Ihnen zur Bewunderung noch ſtärkern Stof, aber auch leider! leider! deſſen nur allzuviel zur

Bedaurung geben. Ihre Kinder, Graf, ſind gerettet. Aber ich fürchte, der Tod hat ſie nur für ein andres Opfer losgegeben, und dieſes Opfer wird Madame Laboche ſeyn!« — Um des Himmels Willen, wie — »Hören Sie mich aus, und ſtaunen Sie! Als dieſes edelmüthige Weib ſich mit ſolchem Eifer der Wartung ihrer Zöglinge annahm, da fiel uns allen, die wir dies ſahen, nicht ein Gedanke, ia auch nicht ein Schatten der Möglichkeit ein: daß ſie ſelber noch nicht iene ſchreckbare Krankheit überſtanden habe. Kein Wort, keine Miene von ihr verrieth Sorgſamkeit für eigne Verſchonung. Ob die Kranken ſich oft dicht an ſie ſchmiegten, ihr Odem ſie anhauchte, ſelbſt das Gift der Pokken ſie benezte — dies alles und mehr noch galt ihr gleich. Zu Stunden lang ruhte Friz mit ſeinem blattervollen Geſichte auf ihren Armen, wo ſeine kindiſche Einfalt Erleichterung zu finden glaubte; ſie litt es willig, ia dem Anſchein nach ſogar gern. Erſt vor vier Tagen, eine Stunde

nachher, als der Arzt verſichert hatte: Frizzens Leben ſei nun außer Gefahr! da ſank ſie plözlich an ſeinem Bette ohnmächtig nieder, und als wir ſie an die friſche Luft, auch durch Riechen und Reiben wieder zu ſich ſelbſt brachten, da war beim Erwachen ihre erſte Rede: Ich fühle mich, ich bekomme auch die Blattern! Wie wir iezt erſchracken, näher nachfragten, ſtaunten, ſie viel zu ſpät beſchwuren, auch an ſich ſelbſt zu denken, — alles dies erräth ſich leicht. Noch dieſen Tag muſte ſie ſich legen. Bedenklich ſchüttelte ſogleich der Arzt den Kopf; von großer Gefahr ſprach er geſtern; daß faſt alle ſeine Hofnung verſchwinde, ſagt' er erſt vor zwei Stunden bei ſeinem lezten Beſuche. Schon zeigten ſich die Blatterflecken einmal häufig, plözlich verſchwanden ſie wieder. Jezt ſchlummert ſie, und von dieſem Schlummer, wie mich dünkt, hängt viel ab. Mit Angſt wart' ich auf das Zeichen, das ihr Mädchen beim Erwachen uns geben ſoll. Daher hielt ich auch Sie, Graf, bisher von ihrem Sohne zurück. Er liegt ohn-

weit von ihr. Selbſt in der Krankheit wolte ſie ſich nicht von ihm trennen, verlangte durchaus in ein Zimmer mit ihm gebettet zu werden, und hat auch heute noch unabläßig nach ihm gefragt.«

Zähren hemmten hier auf einige Augenblicke die Worte der Frau von W. Auch H—bergs Freude war nun wieder verſchwunden. Mitleid und Bedaurung traten an deren Stelle. Freilich war die Rede nur von der Todesgefahr einer ihm perſönlich Unbekanten; freilich pflegt in Fällen dieſen Art der hohe Adel ſich oft mit den Gedanken zu tröſten: daß es auf ein bürgerliches Leben mehr oder minder nicht ankomme! Doch zu neu war das Verdienſt, das Madame Laboche ſich um ihn erworben; zu vielfach das Lob, das Frau von W. ihr ertheilte; zu unerwartet die Wendung, welche iene, anfangs frohe, Nachricht genommen hatte, um nicht auf H—bergs würklich grosmüthiges Herz den ſtärkſten Eindruck zu machen. Er warf ein paar wehmüthige Blicke

auf ſeine Töchter; auch dieſe weinten; Eine derſelben erbot ſich mit Freuden noch einmal krank zu werden, wenn dies nur ihre liebreiche Lehrmeiſterin rette. H—berg umarmte dieſe Kleine zärtlich, ſuchte ſie zu tröſten; verſprach dem Arzt ein fürſtliches Geſchenk zuzuſichern, wenn er retten könne, und wolte grade noch nach einigen Umſtänden genauer ſich erkundigen, als eine Bediente meldete: ſo eben ſei die Kranke, aber dem Anſchein nach mit großen Beängſtigungen erwacht. — Frau von W. eilte alsbald zu ihr. Ohne zu fragen: ob er mitgehn ſolle? oder ob es ſich ſchicke? folgte Graf H—berg ihr auf dem Fuße nach; an iede Hand von ihm hing ſich eine ſeiner Töchter.

Eben hatte man die Kranke, auf ihre Bitte, ein wenig im Bette aufgerichtet; eben wolte Frau von W. ihr melden: Wer angekommen, und ihr in der Nähe ſei? als ſie ſelbſt die Augen aufſchlug, ihn erblickte, anſtarrte, und

ausrief: Iſt das Traum oder Wahrheit! Um Gotteswillen, wen ſeh ich?

»Um Gotteswillen, wen hör ich?« rief H—berg in eben dieſer Minute: »Luiſe, Luiſe, biſt du es?« — Sie ſchwieg; ſie wandte mühſam ſich ſeitwärts. Eine Ohnmacht ſchien ſie anzuwandeln; ihr Haupt began rückwärts zu ſinken. — Sie ſtirbt, ſie ſtirbt uns unter den Händen! riefen die Frauen, die ſie hielten. Seine Kinder hatte H—berg weggeſtoßen. An das Bette der Kranken hingeeilt und hingeworfen rief er noch einmal, ohne das Getöſe um ſich herum zu achten: »Luiſe, — bei allem, was heilig iſt! — ſage, biſt du es? Iſt dies der Ort, wo wir uns wieder finden? Biſt du die Retterin meiner Kinder? Samleſt du ſo glühende Kohlen auf meinem Haupte? Ich beſchwöre dich: rede! Gieb meiner Ahndung Gewißheit! gieb meiner Verzweiflung Troſt!«

Ihre Lebensgeiſter erneuten, ihre Kräfte ſamleten ſich. Mit einiger Gewalt wandte —

richtete ſie ſich auf! — »Ich bin Luiſe, ſprach ſie, war Ihre Gemahlin, bin die Mutter dieſer Kinder! Verzeihn Sie, Graf, wenn ich da mich eindrang, wo die Geſezze mich verbanten, die Stimme meines Herzens mich hinrief! Nicht nuzlos, hof ich, iſt mein ſchuldloſer Betrug zur Bildung unſrer Töchter, zur Lebensrettung ihres ehmaligen Lieblings geweſen. Er bitte für mich, wenn Sie zürnen ſolten.«

»Zürnen! Ich zürnen? O wo nähm' ich Worte her zur Bewundrung, zur» — — »Bewundrung verdien' ich nicht, ich habe nur meine Pflicht gethan. Mit Freude ſeh ich dem Ende manches Kummers entgegen. Meiner Minuten, das fühl' ich, ſind wahrſcheinlich noch wenig. Laßen Sie mich eine davon zur heiligſten Verſicherung nüzzen: Ich war Ihnen nie ungetreu! Schriftlich werden Sie dies nach meinem Tode, und umſtändlicher in einem eignen Aufſaz erwieſen finden; doch auch der Mund einer Sterbenden lügt nicht.«

Der Ton, womit ſie dies alles ſprach, konte wahrlich nicht für den Ton einer Kranken, einer dem Tode ſchon ſo naheſtehenden Perſon gelten. Feſtigkeit, Beſonnenheit und Stärke ſchienen ſich in ihm zu vereinen. Dennoch war er nur das lezte Auflodern einer Flamme, die dann auf einmal erlöſcht. Mit ienem lezten Worte entwich aufs ſchnellſte Sprach und Kraft. Bewußtlos ſank ſie hin; Leichenbläſſe auf Wangen und Lippen; gebrochen ihr Auge; ſtarr Nacken, Hand und Füße. Einige Minuten ſpäter traten Zuckungen ein, furchtbar für den Zuſchauer, unempfunden für die Leidende ſelbſt.

Kein Wort hier von ſo manchen Dingen, die ienſeits den Grenzen wörtlicher Darſtellung liegen, oder wenigſtens dem gegenwärtigen Erzäler zu liegen ſcheinen! Das Erſtaunen der Frau von W. der Wechſel von Bewunderung und Schrecken, von Begreifen und Nichtbegreifen, H—bergs Gefühle, ſeine Reue, ſeine raſche Ueberzeugung ehmaliger Un-

gerechtigkeit, ſein Anſtaunen eines ſo verborg-nen Edelmuths — der Jammer ſeiner Kinder, die freilich nicht einmal halb verſtanden, was um ſie herum vorging, die Mühe, die man lange Zeit vergebens anwandte, die Bewußt-loſe wieder zu erwecken — alles, alles dies überſteigt jede Beſchreibung. Boten über Bo-ten ſuchten den Arzt auf. Er kam; mit we-nigen Worten erfuhr er, was hier vorgegangen ſei. Graf H — berg bot ihm die Hälfte ſeines Vermögens, wenn er noch retten könne. Er zuckte die Achſel und entſchied: daß ſeine Kunſt hier ihre Grenzen finde. »Auch der lezte Fun-»ke von Hofnung,« ſprach er, »iſt nun erlo-»ſchen! Es iſt möglich, daß ſie noch bis ge-»gen Mitternacht lebt! Möglich, daß ſie noch »auf einige Minuten zu ſich kömt! Mehr »als dies, ja, ſelbſt ihr Leben bis zum nächſten »Morgen, würde ich für ein Wunder hal-»ten.«

Dieſes Wunder geſchah nicht; zwar nach Zuckungen, die faſt drei Stunden lang unaus-

geſezt

geſezt dauerten, kehrte noch einmal erſt Ruhe, dann Bewußtſein zurück. Ihr gebrochenes Auge ward wieder klar; mit faſt unmerklicher Wendung des Hauptes ſuchte ſie ſofort Kinder und Gemal. Jammernd knieten iene am Bette; mit ſtarrem thränenloſen Schmerz ſtand dieſer zu ihrem Haupte. »Luiſe,« rief er, »lebe »wieder auf! geneſe! und mein ganzes künf»tiges Weſen ſoll Liebe zu dir, mein einziges »Dichten und Trachten Vergütung meiner Un»billigkeit ſeyn!« — Sie lächelte ſanft, ſtrengte ſichtlich ſich an; die Zunge gehorchte ihr. — »Ich geneſe ia;« ſtammelte ſie: »denn wie könt' ich ſchöner ſterben als izt? — »Meine Kinder! — Wo ſind ſie?« — Hier! hier! Man hob ſie empor. — »Gottes Segen über euch! Euch noch einmal im Angeſicht eures Vaters mein nennen zu dürfen — war ſo oft mein Wunſch. Auch ihn ſeh ich gewährt. Lebt wohl!« — Und vergiebſt du mir? Luiſe! vergiebſt du mir? — »Ich that

es ſchon, thu es noch, — Gern, ſehr gern! Hier!«

Ihre ſchon krampfende Hand ſchien die ſeinige zu ſuchen. Indem ſich H—berg herabbükte; indem er mit dem Feuer tobender Seelenangſt ſie küßte; indem ſchnell ein ganzer Strom von Zähren aus ſeinen bisher trocknen Augen brach — ergrif die Gräfin der Arm des Todes. Ein einziger tiefer Seufzer und ſie war nicht mehr! Jeder neue Verſuch, ihr Leben zurückzurufen, blieb fruchtlos. Kaum vermochte man H—bergen von dem Leichnam wegzureißen. Jezt erſt bekam ſein Schmerz Worte: »Gott! Gott! warum kam ich nicht »einige Wochen früher? warum grade heute? »Mein Anblick vielleicht hat ihren Tod beſchleu»nigt. Ich hab ein edles Weib, vielleicht das »edelſte unter der Sonne, nicht nur, verkant »und verſtoßen; ich habe ſie auch umbringen »helfen!« — So wechſelte ſeine Klage faſt die ganze Nacht hindurch. Frau von W. ver-

mocht' ihn nicht zu tröſten; nur mit ihm zu weinen vermochte ſie.

Unendlich viel war ſelbſt bei dieſem nur zu gewiſſen Verluſte ihm räthſelhaft. Als er deshalb am andern Morgen Luiſens Schreibſchrank zu eröfnen, ihre Papiere zu durchſuchen begann, war ein dickes Paquet, an ihn ſelbſt gerichtet, das erſte, was ihm in die Hände fiel. Es ſchlos der Gräſin lezten Willen, und einen langen — langen Brief in ſich. Dieſer Brief (angefangen gleich in den erſten Tagen von ihrer Kinder Krankheit, geendigt in der lezten Nacht, die ſie am Lager ihres Sohnes verwachte) war ein Beweiß mehr, daß ſie frühzeitig ihre Krankheit und ihren Tod vorausgeſehen, beide nicht gefürchtet habe. Er enthielt eine nochmalige Rechtfertigung ihrer Unſchuld; er lieferte auch eine kurze, doch gnügende Rechenſchaft aller der Maasregeln, die ſie getroffen, um ihr Vorhaben, ihre heldenmüthige Verleugnung durchzuſezzen. Es ſei, verſicherte ſie mit einer Innigkeit, die

unter dieſen Umſtänden wohl für ſo wahrhaft, wie ie ein Spruch in der Bibel gelten konte, — keineswegs ein raſcher Einfall romantiſcher Schwärmerei, oder ein Wunſch ſich auszuzeichnen, ſondern ein feſter Entwurf mütterlicher Sehnſucht geweſen. Schon am erſten Morgen ihrer Scheidung habe ſie ſich dunkel dieſe Möglichkeit gedacht. Immer beſtärkter ſei ſie durch Nachdenken und durch den glücklichen, von ihr ſchon vorher vermutheten Zufall geworden, daß man Berlin zum Erziehungsort ihrer Kinder gewählt habe; eine Stadt, wo ſie nie geweſen, ein Haus, wo ſie niemand perſönlich kennen konte! Von Stund an habe kein andrer Gedanke als dieſer ſie beſchäftigt. Um von ihren Kindern ſelbſt — ihre höchſte Sorge! unerkant zu bleiben, habe ſie die ſchwere Entſagung ſich aufgelegt, zwei Jahre lang ſich ihnen nicht zu nahen. Durch Schwärzung ihres ſonſt blonden Haars, durch Herabſtimmung ihres Anzugs, durch die Veränderung, die Gram und Schwermuth

in Geſichtszügen und Farbe hervorgebracht, hätte ſie gehoft, ſelbſt Erwachsnen unkentlich geworden zu ſeyn; wie viel mehr Perſonen von ſo zarten, ſo vergeßlichem Alter! Schwer ſei es ihr gefallen, den Poſten im Hauſe der Frau von W. zu erlangen. Zweimal vergebens unter fremden Namen ihr vorgeſchlagen, wäre ſie ſchon Willens geweſen, ſich ihr zu entdecken; ſie — und ſolt' es fusfällig ſeyn! um Gewährung ihres Wunſches zu bitten; da wäre endlich doch der dritte Verſuch ihr gelungen. Erfüllt ſei dann ihre Hofnung worden; ihre Kinder hätten ſie nicht erkant. Nur zwei oder dreimal in Jahresfriſt wären ehmalige Bekanten ihr aufgeſtoßen; hätten ſie geſehn, und — überſehn. Oefterer hätte ſie ihr eignes Herz in Gefahr ſich zu verrathen geſezt. Willens ſei ſie geweſen, ihre Rolle fortzuſpielen, bis der Graf ſeine Kinder zurückfodre; dann habe ſie ſich der Frau von W. (deren Freundſchaft ſie zu beſizzen hoffe,) entdecken, und durch ihre Beihülfe verſuchen

wollen: ob ſich — nicht etwan erneute Ehe, — aber wohl ein gütlicher Vertrag bewürken laſſe. Nur eine einzige Perſon wiſſe um ihr ganzes Geheimnis; ſei erſt lange die Abratherin ihres Vorſazzes, dann deſſen Vermitlerin geweſen — die Baronin L. Ein anſehnliches Legat, blos unter der Bedingung eines unerſchütterlichen Schweigens ihr vermacht, ſei redlich von ihr verdient worden.

Klar und deutlich lag nun vor H — bergs Augen alles aufgedeckt, was bisher noch dunkel und unbegreiflich geſchienen hatte. Doch was er mehr bewundern ſolte, den Entſchlus ſeiner Gemalin, die Weisheit ihrer Maasregeln, oder das Ausdauern in ihrer Selbſtverläugnung? Was er mehr zu bedauern habe: ſeine erſte Verblendung, oder ſeinen iezzigen Verluſt? das vermochte er weder iezt, noch iemals ganz zu entſcheiden. Daß er mit allen dem Prunk, den ihr Stand zu erfordern ſchien, ihren Leichnam beſtattete; mit

genauſter Pünktlichkeit dem kleinſten Wörtchen ihres lezten Willens nachkam; iener verſchwiegnen Freundin das ihr beſtimte Legat zwiefach auszahlte; ſeiner ehmaligen Schwermuth auf geraume Zeit wieder nahe kam, und unzäliche Thränen noch an Luiſens Grabhügel weinte; — dies alles konte nur, theils für eine Kleinigkeit, theils für eine Schuldigkeit gelten. Doch daß nach zehn, und zwanzig Jahren noch ihr Andenken ihm unvergeßlich, ihr Name heilig blieb; daß er ſelbſt dann, als ſein Sohn ſchon zum Jüngling heran gewachſen war, ihn oft mit dem Ausruf betrachtete: Warum mußteſt du durch das Leben deiner edlen Mutter erkauft werden! daß überhaupt keine Frauenliebe iemals wieder in ſeinem Herzen aufkeimte; dies bewies allerdings, daß er den Verluſt derienigen gehörig zu ſchäzzen wiſſe, deren Beſiz er, leider! nicht genug geachtet hatte.

Die Maske,

eine wahre Geſchichte.

Graf von T** Kammerherr am Herzoglich B**giſchen Hofe verlohr durch ein hizziges, raſch um ſich greifendes Fieber, ſeine iunge, ſchöne, in iedem Betracht liebenswürdige Gemalin, mit welcher er kaum ein Jahr in der Ehe gelebt, und für die er ſtets die wärmſte, ihm treulich wieder vergoltne Zärtlichkeit empfunden hatte. Dieſer Verluſt ſchlug ihn beinahe ganz zu Boden. Zwar war er ſelbſt noch iung, war reich, geachtet von ſehr vielen, beneidet von noch mehrern, ausgezeichnet durch ſeinen Rang, noch ausgezeichneter durch die entſchiedne Gunſt des Fürſten. Er durfte nur winken, und alle Töchter des Hofes boten ihm ihre Hand. Aber dies alles tröſtete ihn nicht.

Troz ſeiner altadlichen Abkunft dacht' er bür-gerlich genug, ein gefühlvolles Herz und in ihm dauernde Empfindungen zu haben. Indem er halb menſchenſcheu aus allen größern Zirkeln floh, indem er den Fürſten oft ganz allein auf die Jagd und ins Schauſpiel gehn ließ, ſaß er faſt immer daheim; verſchloß ſich oft halbe Tage lang mit ſeinem Gram und mit einem wohlgetrofnen Bildnis ſeiner Gemalin in ein enges, einſames Kabinet; ſprach, wann er dieſes öfnete, höchſtens mit zwei oder drei vertrautern Jugendfreunden; war ſelbſt im Geſpräche mit ihnen oft ſichtlich abweſend; und lächelte ſchmerzhaft und ſtumm, wenn ſie ihm zuweilen männliche Faſſung, irgend eine Zerſtreuung, oder wohl gar ein Vergnügen anriethen. — So vergingen einige Monate. Die Karnevalszeit kam, und war für ihn ſo unluſtig, als die bisherige. Er ſchien jeder Freude ein Lebewohl für immer geſagt zu haben.

Endlich ward der Fürſt dieſes langen Traurens überdrüßig. Es hatten ſich zwar indeß ſchon manche Höflinge — und wahrſcheinlich blos aus uneigennüzzigem Attachement für Seine Durchlaucht, bemüht den Plaz des nachläßigen Günſtlings auszufüllen; hatten wohl auch gelegentlich einige fein ironiſche Züge von ſeiner ſombern Melancholie, von der extravaganten Tendreſſe dieſes neuern Orpheus, der nur immer Euridice! Euridice! rufe, fallen laſſen. Doch ihr Wiz und ihre Abſicht ſcheiterten. Ein ernſter Blick des Herzogs hatte ſtets den ſchönſten Erguß ihrer Laune wieder ſchnell gehemt. Es that dem Fürſten im Ernſte um einen Mann leid, den er von Jugend auf kante, und mit welchem er — wiewohl er ſtets Regierungsgeſchäfte vermieden hätte, — doch zuweilen von mehrern Dingen, als von dem lezt geſchoßnen SechszehnEnder, oder von der neuſten Ballet-Tänzerin hatte ſprechen können. Er beſchlos daher ſelbſt mit Hand an ſeine Kur zu legen.

»Kammerherr,« ſprach er einſt — als Graf T** abermals zwei oder drei Tage lang bei Hofe nicht erſchienen war; — »Kammerherr, es iſt recht gut und löblich, iſt ſogar exemplariſch für iezzige Zeiten, daß ſie ihre Frau ſo innig liebten. Aber da ſolche nun einmal todt iſt, und todt bleibt, ſo ſolten Sie ſich doch ihrentwegen nicht ganz mit allen Lebenden überwerfen! Unter dieſen leztern haben doch auch manche, und ganz vorzüglich Ich einen rechtsbegründeten Anſpruch auf ihre Liebe; und gleichwohl vergehen ganze Wochen, wo ich mit keinem Auge Sie ſehe!«

»Der ſchmeichelhafteſte Verweiß, Ewr. Durchlaucht, der mir iemals gegeben ward! Verzeihen Sie mir indeß, wenn eine kleine Unpäßlichkeit — —«

»Ja unpaß — unpaß, lieber Graf, ſehen Sie allerdings aus. Aber wahrſcheinlich leiden Sie an Uebeln, die Sie ſich ſelbſt durch Ihr ſtetes Trauren, durch Ihr Wachen, Weinen und ewiges Daheimbleiben ſzuziehen. —

Laſſen Sie einmal hören: Wie genoſſen Sie dieſes Karneval? Auf wie viel Bällen waren Sie ſchon?«

»Die Wahrheit zu geſtehn, Ewr. Durchlaucht! auf keinem einzigen.«

»Dacht' ichs doch! Und wundern ſich dann, daß Sie krank ſind, da Sie freiwillig alle Arznei verſchmähen. Aber auf Einem Ball wenigſtens ſollen Sie nicht ausbleiben dürfen! Ich geb' übermorgen eine Redoute. Auf dieſer, hof' ich, werden Sie erſcheinen?«

»Wenn Ewr. Durchl. ſo befehlen —

»Vortreflich! Sie hätten Luſt, auch da ſich zu entziehen. Sie wiſſen, daß ich das Wort Befehl faſt nirgends und am allerwenigſten bei Ihnen liebe; deshalb — Aber Liſt wider Liſt! Ja, Herr Kammerherr, ia, Herr Graf von T** ich verlange dieſe freundſchaftliche Nachgiebigkeit von Ihnen, und erwarte Sie Schlag acht Uhr.«

Der Kammerherr verbeugte ſich und verſprach zu gehorchen. Zur Redoute traf man

ſofort alle erforderliche Anſtalt. Halb B** freute und rüſtete ſich zu derſelben. Sie ward würklich am dritten Abend mit vielem Glanz und Anſtand eröfnet. Eine große Anzahl von Masken erſchien auf dem weiten, ſchön erleuchteten Schloßſaale. Der Fürſt mit ſeiner ganzen Hofſtaat ſtelte nicht minder ſich ein. Graf T**, faſt immer in der Nähe des Herzogs befindlich, und ſehr oft mit ihm im Geſpräch begriffen, zwang ſich wenigſtens einigermaßen heitrer als bisher zu ſcheinen. Zwei Stunden ſchon, und vielleicht noch etwas drüber mochten verfloſſen ſeyn, als er, ebenfalls an der Seite ſeines Gebieters, vom ſteten Herumgehn — vielleicht auch von verhehlter Langweil — ermüdet, ſich ein Weilchen, um auszuruhen, an das Geſimſe eines Kamins lehnte, der in des Saales Mitte ſich befand, und an welchem man die ſchönſte Ausſicht aufs ganze Gewühl des Feſtes haben konte.

Nicht lange befand er ſich hier, als eine weibliche, zwei oder dreimal dicht bei ihm vor-

beiſtreifende Maske ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zog. Es war ein ſchwarzer Domino, mit einer weißen, das ganze Geſicht genau bedekkenden Larve. Sie ging immer ganz allein; hatte eigentlich in ihrer Tracht, ſo nett, fein und neu auch ſolche zu ſeyn ſchien, nichts auszeichnendes; keine Schmucknadel im Haar, nichts was glänzt oder prahlt; aber in ihrem ſchönen, ſchlanken Wuchſe, in ihrem gleichſam ſchwebenden Gange, und in der ganzen Art, wie ſie ihren Körper hielt und trug, glaubte der Graf eine große Uebereinſtimmung mit dem Wuchs und Gange ſeiner verſtorbnen Gemalin zu finden. Als ſie endlich an einen Pfeiler ihm ſchief gegenüber ſich anlehnte, und gleichſam unbekümmert um alles das Getümmel und Geſauſe rund herum, ihr Geſicht nur immer nach ihm hinwandte, da ſtieg eine gewiſſe Unruh und unwillkührliche Neugier in ihm empor; auch er blickte nur immer nach jenem Pfeiler hin, und der Fürſt, der eine

Veränderung in ſeiner Miene bemerkte, fragte zulezt: ob ihm etwas fehle?

O nichts, Ew. Durchl. gar nichts! Ich ſah nur da eine Maske, die mich intereſſirt, — die ich wohl kennen möchte.

„So würd' ich ſie anreden! Ohne Zwang, Graf! Gehn und kommen Sie wieder, ſo oft und wenn Sie wollen! Es freut mich ſchön, wenn Sie nur an irgend etwas Antheil nehmen.“

Der Kammerherr folgte dieſer Ermahnung. Doch jene Maske, wiewohl ſie von dieſen leiſen Reden unmöglich etwas gehört haben konte, ſchien das Vorhaben des Grafen errathen zu haben und ihm vorbeugen zu wollen. Denn kaum machte er Miene ſich ihr zu nahen, ſo verließ ſie ihren Poſten, und flüchtete ſich ins tiefſte Gewühl. Je mehr ſie ſich entfernte, je ſorgfältiger ſuchte nun Graf T** ſie auf. Dem Günſtlinge des Fürſten machte, wie man leicht begreift, gern alles Plaz. Endlich konte ſie nicht länger, ohne offenbare

Beleidigung, ihm ausweichen. — Er redete ſie mit einer von ienen gewöhnlichen Redoutenfragen an, die, unbedeutend an ſich ſelbſt, nichts anders ſagen wollen, als: Maske, ich kenne ſie nicht, aber ich wünſchte wohl ſie ſprechen zu hören. Sie antwortete ihm nur etwas weniges, etwas eben ſo gleichgültiges als er gefragt hatte. Aber ſelbſt dieſe wenigen Worte erſchütterten ihn: denn er glaubte auch in der Stimme die möglichſte Gleichheit mit iener ihm entrißnen und doch immer gegenwärtigen Perſon zu finden. Er zwang ſein Erſtaunen und ſprach weiter. Sie gab ihm auf alles Beſcheid; that es mit anſtändiger Höflichkeit, aber auch ſtets in einem gewiſſen, traurigen, ſeiner Fantaſie nur alzuſehr entſprechenden Tone. Er bot ihr endlich ſeinen Arm zu einem Spaziergang' im Saale an; ſie war es zufrieden; als ſie ihn, wiewohl ganz leiſe nur anfaßte, ſchien gleichſam ein geheimer Schauer ihn anzuwandeln; auch dieſem trozte er, und fragte:

„Warum,

»Warum, ſchöne Maske, berühren Sie mich ſo ſchüchtern? Sehen Sie es vielleicht ungern, daß ich Sie führen will?

Vielmehr gern, ſehr gern! Im ganzen Saale, Graf, ſind Sie der Einzige, zu dem ich dies ſagen kan.

»Eine Verbindlichkeit, die mich beſchämt! — Gingen wir ſchon iemals, ſchon irgendwo mit einander?«

Oft! Hier und anderswo! Mit und ohne Maske!

»Sie kennen mich alſo?«

O ia!

»Und zwar genau?«

Ich ſchmeichelte mir einſt damit; iezt hof' ich es noch mehr, als einſt.

»Aber ich auch Sie?«

Ja wohl, ia wohl!

»Sonderbar! Und Ihren Namen — darf ich ihn nicht wiſſen?«

Sie dürften wohl! Doch nüzzen kann er Ihnen iezt nichts; eher ſchaden.

„Schaden! Ihr Name mir ſchaden? Irgend ein Name mir ſchaden? — Unbegreiflich — unmöglich!“

Aber doch wahr! Sie ſind hier, um ſich zu zerſtreuen; ein einziges Wort von mir dürfte ihre Gedanken gewaltig ſammeln. —

So ohngefähr fing ein Geſpräch ſich an, das mit iedem Worte mehr für den armen Grafen immer wichtiger und dunkler ward; das mit Bangigkeit ihn erfüllte, und wovon er ſich doch nicht loszureißen vermochte. Er ſpielte den Gang der Rede auf verſchiedne längſt verfloßne Begebenheiten ſeines Lebens; die Maske kante ſie alle, mit einer Beſtimtheit, mit einer Treue, worüber nichts ging; ſogar manchen kleinen, ihm ſelbſt entfallnen Zug rief ſie in ſein Gedächtnis zurück. Da war kein Wort, das ihn aufzog oder neckte, und doch auch faſt kein einziges, das — nicht traf. Er kam endlich, mit heimlichem Zittern, aufs Glück ſeiner Ehe zu ſprechen. Die Maske ſchwieg hierbei, oder ſprach einſil-

dig. Dumpfer, unterdrückter ſchien ihre Stimme zu werden. Als der Graf in ſie drang, ihm zu ſagen: ob ſie auch hievon etwas wiſſe? brach ſie zulezt in die Worte aus: Warum ſoll ich Wunden aufreißen, die bei mir ſelbſt noch bluten? Sie fühlen, Graf — Sie fühlen allerdings, was Sie verloren haben. Doch da man Sie wieder hier findet, ſo ſcheinen Sie bereits nach Troſt und nach Vergeſſenheit ſich umzuſehn.« — Es war ihm, als ob ſie bei dieſen Worten ſich losreißen wolte; doch er hielt ſie alzufeſt.

»Bei allem was heilig iſt, rief er — rief es viel lauter, als es für dieſen Ort ſich ziemte, — ich laſſe ſie nicht! Unbegreifliche, wer ſind Sie? Und woher kommen Sie?«

Eine Bewegung mit ihrer rechten Hand nach oben hin, diente ſtatt der Antwort, und ſchien zu ſagen: von dorther!

Nun konte der Graf den Ausbruch ſeiner Empfindungen kaum mehr zurückhalten. Indem er ſich mit ihr, um nur nicht zum Augen-

merk, zum Geſpötte aller Anweſenden zu werden, in einer Ecke des Saales niederſezte; indem er aufbot, was er nur an Beredſamkeit und Verſprechungen aufzubieten vermochte, drang er unabläßig darauf, daß ſie entweder ihren Namen ihm ſage, oder was er noch lieber wünſche, ſich ihm entlarven möge. Lange widerſtand ſie noch iezt, oder ſchwieg vielmehr. Endlich, als er ſie bei allem, was Erd und Himmel ehrfurchtswerthes in ſich faßt, und auch, wenn ſie iemals geliebt habe, beim Gegenſtand ihrer Liebe, beſchwur, ſagte ſie, gleichſam halb unwillig: Wohlan, ihre Bitte ſoll gewährt werden. Ich will mich entlarven; aber nicht hier! Wiſſen Sie irgendwo im Schloſſe ein ſichres, einſames Zimmer, und beharren Sie durchaus auf ihrer Neugier, ſo führen Sie mich hin!« — Er ſtand ſofort auf. — »Aber ich fürchte, Graf, oder vielmehr, ich weiß es gewiß, ihr Eigenſinn wird ſie gereuen!« — Er bot ihr, ſtatt der Antwort, den Arm.

Sie gingen. Dem Günſtling des Fürſten ward ohne Bedenken von der Reihe von Zimmern, die längſt dem Saale fortlief, eines geöfnet. Beim Eintritt ſah ſich die Maske erſt überall um, ob ſie auch gewiß allein wären? Ueberzeugt davon fragte ſie nochmals ihren Begleiter: »ob er ihr wahres Geſichte zu erblicken wünſche?« — Ja! ia! ich beſchwöre Sie darum! — »Es ſei!« Sie hob die Larve, und Graf T** ſank, wie vom Blizze getroffen, zu Boden; denn er ſah — einen Todtenkopf.

Wie lange er in dieſer Ohnmacht gelegen haben mag, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Doch daß er endlich wieder, und noch zur rechten Zeit erwachte, dies hatte er wahrſcheinlich nur des Fürſten Vorſorge zu danken. Immer hatte dieſer ein aufmerkſames Auge auf ſeinen Liebling gerichtet. Sein langer Spaziergang mit einer Maske, die durchaus Niemand kennen wolte, die Wärme ihres Geſprächs, oder vielmehr die Wärme,

womit der Graf faſt immer das Wort allein führte, ſeine Theilnahme an dieſer Perſon, worüber er alles um und neben ſich vergaß, — dieß und mehreres noch befremdete den Herzog ein wenig. Am ſtärkſten wunderte er ſich, als er ſie endlich beide aus dem Saale mit graden Schritten gehen ſah. — Gern hätte ſich Se. Durchl. dabei einen Grund gedacht, der bei Redouten und bei gewiſſen warmgewordnen Geſprächen nicht ſelten ſich finden ſoll; und hätte ſich dann von ganzem Herzen über die Heilung eines ſo tiefen Jammers gefreut. Doch alzuraſch dünkte ihm dieſe Geneſung, alzuernſt die Miene des bisherigen Geſprächs und alzuunvorſichtig eine ſo ofne Entfernung. Daß vollends der Graf ganz weggegangen ſei, ohne ſich vorher bei ſeinem Gebieter zu beurlauben, ließ ſich durchaus nicht vermuthen.

Als daher nach einer geraumen Friſt Graf T** immer noch nicht wieder kam, ward der Fürſt im Ernſt unruhig; erkundigte ſich genauer,

erfuhr, daß ſie in ein Zimmer gegangen und ſich verſchloſſen hätten; ging ſelbſt an dieſe Thüre; rief zuerſt; klinkte dann; und — ſiehe, die Thüre ging auf; in der Mitte des Zimmers lag der Graf hingeſtreckt, einem Todten ähnlicher als einem Lebenden. Bediente und Wundärzte flogen beim erſten Winke hinzu. Man gab ſich viele Mühe, und lange vergebens. Als der Ohnmächtige endlich ins Leben zurückkam, als er ſich ein wenig zu erholen ſchien, befragte ihn dringend der Fürſt um die Urſache des ganzen Vorfalls. Er bekante alles offenherzig. Der Herzog staunte, und hätte lieber geargwohnt: der Graf ſprech' in Fieberhizze; doch Puls und Zeugniß der Wundärzte widerlegten einen ſolchen Verdacht. Auch hatte ia der Fürſt wenigſtens einen kleinen Theil dieſer ſonderbaren Begebenheit mit eignen Augen beobachtet! — Nach iener Maske wurde nun ſofort die ſtrengſte Nachſuchung angeſtellt. Niemand hatte ſie weggehn, niemand nur aus dem Zimmer heraus kommen geſehn; und doch war ſie

auch nirgends. Alle Lohnkutſcher, die vorm Schloſſe hielten, alle herrſchaftliche Bedienten wurden befragt; niemand hatte ſie gefahren, niemand ſie bedient. Endlich, als man des Nachfragens ſchon müde ward, meldeten ſich zwei Sänftenträger.

»Sie hätten, ſagten ſie, vor einer kleinen Stunde ohngefähr, allerdings einen weiblichen Domino, der von einer Hinterthüre des Schloſſes hergekommen ſei, wegtragen müſſen.« — »Nun! und wohin, wohin?« — Dies zu ſagen trügen ſie faſt Bedenken, denn ⸗ ⸗ »Ohne Umſtände! Wohin, wohin?«

»Nach dem Kirchhof! Dort habe die Maske zu halten befohlen; habe beim Ausſteigen dem hintern Träger einen alten, ganz verſchimmelten Dukaten in die Hand gedrückt; ſei an die Thüre des Gottesackers gegangen; habe ſolche mit einer einzigen Berührung geöfnet, und ſchnell wieder hinter ſich zugeworfen. Wo ſie dann hingekommen ſei, wüßten ſie nicht genau. So viel ſie bei ihrer Furcht und Beſtürzung ſpüren können, ſei ſolche in den Grüften

tief rechter Hand hineingeſchlüpft und verſchwunden.« — Hier lag die Erbgruft des Grafen! Hier war ſeine Gemalin eingeſenkt! Die Thüre der Gruft fand man des andern Morgens eröfnet. Alle übrige Spuren ſchnitten nun gänzlich ab. Troz oft wiederholter Nachforſchungen ſah und hörte man von dieſer Maske nichts weiter.

Daß dieſe Begebenheit, als ſie bekant ward — und ſie muſte es wohl am andern Morgen iedem Kinde in B* ſeyn! — große Würkung hervorbrachte, läßt ſich leicht begreifen, und daß man ſehr verſchieden darüber urtheilte, liegt in der Natur der Sache ſelbſt. Der größre Haufen ſah hier eine unläugbare Geiſtererſcheinung; ein andrer, nicht unbeträchtlicher Theil entſchied mit äußerſt weiſer Miene — gar nichts; und nur einige wenige glaubten: es liege gewiß auch hier irgend eine menſchliche Hinterliſt zu Grunde. Mit Fug und Recht ſpotteten dieſe darüber: daß ein Geiſt zu ſeinem Wegkommen erſt ein paar Sänftenträger bedurft ha-

be; und bemerkten: „Auch ſelbſt dann, wenn würklich Geiſter der Verſtorbnen den Lebenden ſich zeigen dürften; wenn ſie dann ſogar ganz den vorigen Körper mit allen ſeinen Hüllen und Zufälligkeiten wieder annehmen könten; ſei wenigſtens dieſe Erſcheinung äußerſt tadelnswerth zu nennen. Was habe ſie ſeyn ſollen? Ein Strafbeſuch? Womit habe dieſen der Graf verdient? — Ein freundſchaftlicher vielleicht? Nun wahrlich, dann habe Zeit, Ort und Art nicht ſchlechter gewählt werden können! Dann handle man ia ienſeit des Grabes noch zweckwidriger, als man leider oft genug diſſeits deſſelben handle!“

Gewiß war dieſe lezte Klaſſe von Beurtheilern die vernünftigere; aber leider hatte der gute Graf nicht Kälte der Empfindung, nicht Stärke des Geiſtes genug, ſich zu ihr zu ſchlagen. Er war feſt überzeugt, daß würklich der Geiſt ſeiner Gemalin ihm erſchienen ſei, und ihm die Ermahnung geben wollen, ihrer nie zu vergeſſen. Noch mehr, als bisher, entzog er ſich aller zerſtreuenden Geſellſchaft; noch

ſtärker hing er ſeinem Gram und ſeiner Liebe zur Einſamkeit nach. Keine Vorſtellung, kein Gegenbeweis fruchtete. Seine ſchon vorher geſchwächte Geſundheit litt durch dieſen Schreck und dieſe Lebensart bald noch mehr. Er begann zu kränkeln. Eh' ein Jahr verging war die Abzehrung entſchieden; gegen Ende des zweiten ſtarb er. Jezt ſprach man abermals ein Weilchen von iener Erſcheinung. Dann vergaß man ihrer wieder — wenigſtens für lange Zeit.

Ohngefähr fünf und zwanzig Jahr nachher ward ein ſchon alterndes Hoffräulein, Baroneſſe U*, zu ihren Hochwohlgebornen verblichnen Stammeltern verſamlet; ſie hatte, wie man zu ſagen pflegt, ein ſehr erbauliches Ende gehabt; und auch in ihrem lezten Willen Kirche und Schulen mit einem Legat von funfzig Thalern bedacht. Bald nach ihrem Begräbnis aber flüſterte man ſich in einigen Zirkeln ein Geſchichtgen zu, wozu ſie ſelbſt durch ein Geſtändnis auf ihrem Todbette die Veran-

laſſung gegeben haben ſolte. — Graf T**, hieß es, ſei in ihrer Jugend ihre erſte, und gewiſſermaßen auch ihre einzige Liebe geweſen. Von ihr ſelbſt aufgemuntert hab' er eine Zeitlang ihren Anbeter gemacht, und ihre Gunſt im vollſten Maaße beſeſſen. Sehr ernſtlich ſei es dabei auf ihrer, wahrſcheinlich nie ſo ganz auf ſeiner Seite gemeint geweſen. Denn nach einigen Monaten hab' er ſich in beſter Ordnung zurückgezogen, und bald drauf öffentlich um die Hand ſeiner nachherigen Gemalin geworben. Ein ſolches Betragen habe die übrige vornehme Welt für ſehr natürlich, und nur die einzige Baroneſſe U* für unerlaubt gehalten. Durch ſeine Wankelmuth im Innerſten ihres Herzens gekränkt, habe ſie zwar noch einige Verſuche gemacht, den geliebten Ungetreuen zurückzurufen; als ſie aber alle fruchtlos geblieben, habe ſie ſich heimlich ſelbſt den Schwur der bitterſten Rache geſchworen; und um deſto ſicherer zum Ziele zu gelangen, in ihrem Aeußerlichen eine ſo heitre Gleichgültigkeit angenommen, daß

alle ihre Bekanten, und ſogar der Graf ſelbſt ſich dadurch täuſchen laſſen. Ein neuer Liebhaber, blos deshalb von ihr mit vieler Offenheit angenommen und begünſtigt, habe dieſen Glauben noch befeſtigt, und endlich ſei es ihr ſogar gelungen das Zutrauen und die Freundſchaft der neuvermählten Gräfin T* zu erwerben.

So ſei ſie ſtets in genauſter Verbindung mit allen ſeinen häuslichen Umſtänden geblieben; habe immer nach einer Gelegenheit zur Rache ſich umgeſehn, und doch nie eine, die ihr gnügte, finden können. Beim Tode der jungen Gräfin, der ihr zwar auch unerwartet, doch nicht ungewünſcht gekommen, ſei auf einige Tage die Hofnung in ihr neu erwacht, ſein Herz wieder zu gewinnen. Doch da ſeine Betrübnis ſie faſt keines Blickes gewürdigt, da er mit ihr, wie mit vielen andern, den Umgang ganz abgebrochen; ſo hätte ſie dieſe neue Unbilligkeit, ſeine Trauer, und iene Redoute auf den Einfall geleitet, ihn durch ein Gaukelſpiel

noch peinlicher zu kränken. Ihre Taille, nur um ein weniges ſtärker, ſei durch eine Schnürbruſt verengt, alles Uebrige ienem Urbilde nachgekünſtelt worden. Seine Einbildung, die Maske ſelbſt und der Ton ihrer Rede hätten manches Abgängige erſezt. Da ſie zeitig in ganz andrer Kleidung auf dem Ball erſchienen ſei, abſichtlich mit mehrern Perſonen geſprochen, abſichtlich dicht beim Fürſten und bei ſeinem Günſtling die Larve auf ein paar Minuten abgenommen habe, ſo hätte der Graf, als ſie in ihrer zweiten Verkleidung erſchienen, um ſo weniger auf ſie verfallen können. Der Todtenkopf ſei eine Larve unter der Larve geweſen. Daß der Schreck den Grafen verhindern werde ſolchen genauer zu betrachten, darauf habe ſie im voraus gerechnet; aber auch auf den ſchlimſten Fall ſei iede ihrer Reden einer zwiefachen Deutung fähig geweſen. Jenes Zimmer, eine Tapetenthüre und eine Hintertreppe, dichte nebenbei, habe ſie längſt gekant. Ein kleiner Ruck ihres Armes habe den nach Ent-

deckung ungedultigen Grafen leicht gelenkt. Eine Kammerfrau, ihre einzige Vertraute, ihre Erzieherin von Jugend auf, beleidigt durch den Grafen, der ihren Sohn bei einem Hofdienſt einſt anſtellen ſollen und ihn abgewieſen habe, ſei ihr bei dieſem allen mit Rath und That an die Hand gegangen. Eben dieſe habe immittelſt auch die Thüre des Kirchhofs, wohin ſie ſich tragen laſſen, mit einem Dietrich geöfnet; habe troz der Nacht und des ſchauderhaften Ortes, dort ihrer mit der erſtern Kleidung gewartet, und durch einen andern Ausweg ſich geflüchtet. — Schon wäre ſie wieder auf den Ball zurückgekehrt, bevor man noch den Grafen aufgeſucht und gefunden habe. Von nun an in Verdacht zu kommen ſei faſt unmöglich geweſen; ſie habe vielmehr dicht neben dem einen Sänftenträger geſtanden, als er ſeine Wundergeſchichte dem Herzog erzälen müſſen. Gelungen ſei ihr dieſe Rache in hohem, ia faſt noch höherm Grade, als ſie ſelbſt gewünſcht hätte. Lange modre bereits iene

Kammerfrau, die einzige Genoſſin ihres Geheimniſſes. Doch auch ſie ſelbſt könne iezt unmöglich ins ernſte Thor der Ewigkeit ſchreiten, ohne ſich vorher ihr Herz wenigſtens einigermaßen durch ein aufrichtiges Geſtändnis erleichtert zu haben.«

So erzälte man ſich dieſe Begebenheit! Es iſt nicht unmöglich, daß auch in ihr das flüſternde, nicht durchgängig mit gehörigen Belegen verſehne Gerüchte manchen kleinen Umſtand verändert hatte. Doch, dünkt mich wenigſtens, erklärt ſich auf dieſe Art alles, was auf den erſten Anblick faſt unerklärlich ſchien; und wer vielleicht die Rache der Baroneſſe U* alzuweit gehend, nach einem alzumühſamen Plane entworfen finden möchte; der erinnere ſich an die große Wahrheit: Daß verſchmähter weiblicher Liebe ſo leicht keine Gefahr zu furchtbar und keine Genugthuung zu unbarmherzig dünkt.

Die Stecknadel,

wahre Anekdote.

Zu einem der reichſten, angeſehendſten Kaufleute in L*, kam einſt — ſchon vor ohngefähr ſiebenzig oder achtzig Jahren — ein Handwerksmann, der ziemlich dürftig, doch ſauber gekleidet war, nur ein paar Minuten mit ihm allein zu ſprechen begehrte; und als er vorgelaſſen wurde, ſein Anliegen, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Inhalt nach, alſo vortrug:

»Mein Herr, von Jugend auf hatt' ich gewaltig große Luſt zur Handlung; wenn meine Brüder und Schulkameraden herumliefen und ſpielten, ſaß ich daheim und rechnete. Faſt unzäliche mal bat ich meinen Vater, mich bei einem Kaufmann, der nicht weit von uns ſein Gewölbe hatte, und mir ein freundlicher

Mann zu ſeyn ſchien, in die Lehre zu geben. Aber immer ward meine Bitte abgeſchlagen. Denn entweder glaubte mein Vater zum Kaufmann gehöre eignes Vermögen; oder ſein eignes Gewerbe ſchien ihm ehrwürdiger, als alle mögliche Handlungsgeſchäfte zu ſeyn. So ward ich Tuchmacher, ich mochte wollen oder nicht; nahm nach ſeinem Tode ſeine Nahrung an, und ſtehe, dem Himmel ſei Dank, auch iezt, wie man ſprichwörtlich ſagt, am mitlern Fenſter; das heißt, gleich fern zwiſchen Darben und Ueberflus. Eine Gewohnheit iſt mir indeß doch noch von meiner iugendlichen Neigung übrig geblieben; daß ich nemlich dann und wann Sontags, wenn ich von meiner wöchentlichen Arbeit ausruhe, wenn ich die Zeitungen leſe, und über die Zeitläufte reden höre, bei mir überdenke: was ich wohl iezt vornehmen würde, wenn ich Kaufmann wäre. Mancherlei Pläne gehn dann durch meinen Kopf und vergehn auch bald wieder. Denn ſo klug bin ich wohl, meinen Freunden und Zunftgenoſſen von

meinen Träumereien nichts merken zu laſſen. Nur ein einziger Plan will nun ſchon ſeit einigen Wochen aus meinem Gehirne nicht wanken und weichen. Er ſcheint mir ſo ausführbar und die ganze Spekulation ſo einträglich, daß ich die Meinung eines verſtändigen Mannes drüber wiſſen möchte. Nun kenn' ich aber keinen verſtändigern Kaufmann in ganz L* als Sie. Hätten Sie wohl Luſt mich anzuhören?«

»Von Herzen gern!«

»Aber noch eine Bedingung hätt' ich dabei. Geſezt, Herr, Sie fänden, ich hätte Recht, und die Sache ſei ausführbar! Geſezt: Sie ſelbſt unternähmen dieſelbe! Verſprechen Sie dann, mich an der Ausführung und am Nuzzen einigen Antheil nehmen zu laſſen? Geld hab' ich freilich keines; aber an Thätigkeit wolt' ich gewiß nichts ſparen; und der erſte Gedanke von einer guten Sache iſt doch auch etwas werth.«

„Sei es! Wenn der Vorſchlag ausführbar iſt, ſo gehöre ihm, mein Freund, das Drittheil des reinen Gewinſtes!“

Der ehrliche Handwerksmann eröfnete nun ſeinen ganzen Plan; und der Kaufmann mußte bei ſich ſelbſt geſtehen: Es ſei ein Geſchäfte, worauf er von ſelbſt nicht gefallen wäre; ſei ausführbar, und im Gelingungs-Fall äußerſt belohnend. Indeß war, auf der andern Seite, dieſer Gelingungs-Fall doch nur wahrſcheinlich, nicht gewiß. Auslage ward ziemlich viel erfordert; und endlich muſte er ſich dabei großentheils einem Manne anvertrauen, den er heute zum erſtenmal in ſeinem ganzen Leben ſah; deſſen moraliſcher Karakter ihm alſo durchaus fremde war; der zwar nicht übel ſprach, nicht gemeine Verſtands-fähigkeiten verrieth, aber auch ſelbſt geſtand: daß er eigentlich die Handlung nie erlernt und nie getrieben habe. — Etwas Unentſchloſſenheit war daher dem Kaufmann nicht

zu verargen, und er gab nach einer kleinen Pauſe die ſehr vernünftige Antwort: daß er dieſen Vorſchlag keineswegs abweiſen, ſondern nur noch genauer durchdenken, und ſeinen Beſcheid darüber in einigen Tagen, ſpäteſtens in ein paar Wochen ertheilen wolle.

Doch grade dieſer Aufſchub misfiel unſerm Tuchmacher höchlich. Entweder, daß er bei einem längern Verzug in die Aufrichtigkeit des Handelsherrn ſelbſt ein Mistrauen ſezte; oder daß er auch aus würklicher Ueberzeugung ſprach; kurz, er behauptete: Was unternommen werden ſolle, müſſe iezt und zwar ſo ſchleunig als möglich unternommen werden. Grade iezt, oder nie mehr, ſei der glückliche Zeitpunkt da! Gründe über Gründe führt' er an; alle ließen ſich hören: aber einen Ausſchlag zu geben vermochten ſie doch kaum, wenigſtens für einen argwöhniſchen Zuhörer nicht!

Mitten im Fluß ſeiner Rede, und indem er mit dem Hausherrn im Zimmer ein paar Schritte auf und nieder ging, ward er auf dem Fußboden einer Stecknadel gewahr; bückte ſich, hob ſie auf, und ſteckte ſie ſorgfältig, ohne iedoch im Sprechen zu ſtocken, in den Aufſchlag ſeines Ermels. Dies, ſo ſehr es nur Kleinigkeit war, entging doch den Augen des Kaufmanns nicht; und ſobald er nur durch eine geringe Pauſe Raum zum Einfallen bekam, fragt' er den Planmacher halb lächelnd: „Sagen Sie mir aufrichtig! Halten Sie in ihrer ganzen Wirthſchaft alles ſo zu Rathe, wie Sie es iezt mit dieſer Stecknadel machten?“

„Mit dieſer Stecknadel? Hm! — Wer wird denn eine Stecknadel liegen ſehn, und ſie nicht aufheben?“

„Würklich? — Bravo, Sie ſind mein Mann! Hier iſt meine Hand; ich wag' es mit Ihnen.“

Er hielt ſein Verſprechen, und hatte keinen Grund es zu bereuen. Das Geſchäfte lief gut; jener bisher ganz gemeine, ganz unbemerkte Mann zeichnete ſich vortreflich dabei aus. Der Gewinn, der ihm hierdurch zu Theile ward, ſezte ihn in den Stand, bald mehreres zu verſuchen. Der Kaufmann, der ihn liebgewonnen, unterſtüzte ihn noch fernerhin. Verſchiedne Pläne, von ſeinem Kopfe ausgedacht, von ſeinem Fleis unterſtüzt, erhielten durch die Kaſſe von Jenem ihre Ausführbarkeit. Sein bisheriges Handwerk ward niedergelegt; er machte endlich ſelbſt den Kaufmann; fuhr fort Glück zu haben, und ſtarb reich und geachtet. Seine Nachkommen folgten eine Zeitlang ſeinen Fußtapfen nach. Späterhin — vielleicht nicht ihr klügſter Einfall! — ließen ſie ſich adeln. Die H**ler, eines von Th****gens reichſten Geſchlechtern, und nun ſchon längſt mit ſogenannten guten Familien verſchwägert,

ſtammen von dieſem Tuchmacher ab; und verdanken alſo gewiſſermaßen ihren ganzen Wohlſtand — einer Stecknadel.

Ende der eilften Samlung.

Skizzen

Zwölfte Samlung.

Alexander und der Quell der Unſterblichkeit,

ein perſiſches Mährchen. *)

Schon hatte der kühne Mazedonier, Alexander, Philipps Sohn, zwölf Jahre hindurch unabläßig gekämpft und geſiegt; ſchon gehorchte ſeinem Zepter Griechenland, Perſien, Scithien, Indien und Aegypten, der größre

*) Aus eben derjenigen Quelle — jedoch mit mannichfachen Veränderungen! — geſchöpft, aus welchem im vorigen Bande Alexander und Kiaſa entlehnt war!

und ſchönre Theil der damals bekannten Erde. Schon nante die Geſchichte einſtimmig ihn den Großen; ſeine Völker ehrten in ihm eine gegenwärtige Gottheit; kein Monarch wagt' es mehr ſich mit ihm zu meſſen; und wohin er nur ſeine Waffen wandte, kamen ihm von weiten ſchon flehende Boten mit Beweiſen der Unterwerfung entgegen. Dennoch war ſeine unerſättliche Seele nicht zufrieden!

Seitdem ihm einſt ein Magier erzält hatte: daß irgendwo, in einem verſteckten Winkel der Erde, ein Quell der Unſterblichkeit, ein alles verjüngendes Waſſer ſich ergieße; — ſeitdem gelüſtete es dem Monarchen zwar minder nach Siegen und Ländern, doch deſto ſtärker nach dieſem Quell. Daß alle Macht der Erde zerſtörbar, aller Glanz der Hoheit vergänglich ſei, darüber hatte Alexander ſchon oft halblaut und weit öfterer noch im Geheim geſeufzet; am Todtenlager ſeines Hephäſtions hatte der Gedanke der Sterblichkeit nur alzumächtig auch ſeine Seele ergriffen. Er nante ſich zwar

Ammons Sohn, aber er fühlte ſich Menſch. Unaufhörlich ſchwebte daher iener wunderbare Brunnen vor den Augen ſeines Geiſtes. Dort — dort allein hofte er ſeine Dauer, und ſeine Größe zugleich, unvergänglich zu machen. Alle Weiſen des Orients befragt' er um ihre Meinung. Alle riethen, muthmaßten, zankten ſich unter einander; etwas beſtimtes wuſte keiner von ihnen. Endlich berief Alexander auch ſeinen Lehrmeiſter, den berühmten Ariſtoteles, zu ſich.

Fern von ſeines königlichen Zöglings Feldzügen und Hoflägern hatte dieſer indeß in Athen gelebt, gelehrt, und unabläßig ſelbſt noch gelernt. Sein heißer Durſt nach Kentniß und Weisheit darbte ſich oft iedes Vergnügen am Tage und ſelbſt den Schlaf der Nächte ab. Ungern nur war er iezt aus ſeiner philoſophiſchen Stille herausgegangen; noch ungerner vernahm er die Frage des Königs. Warum er dieſelbe thue? dies kont' er leicht errathen, und war ſchon im Begrif

allen Folgen, — oder vielmehr aller eignen Theilnahme an dieſen Folgen durch einen Vorwand von Unwiſſenheit auszuweichen, als er ſich beſann: Wahrheit ſprechen ſei die unerlaßbare Pflicht eines Weiſen! und daher frei geſtand: „Ja! auch er habe ſchon manches von dieſem Quell der Unſterblichkeit in „alten Handſchriften geleſen. Doch unermeslich, ja für den Sterblichen faſt unüberſteiglich, wären die Schwürigkeiten, die ſich „dem Suchenden dabei entgegenſtellten. Der „Gottheit ſelbſt ſcheine ſchon das Streben darnach mißfällig zu ſeyn; ſcheine ins Rad des „menſchlichen Schickſals eingreifen zu wollen, „und könne, genauer betrachtet, für freveln „Unſinn gelten. Denn durch ein ſtetes Verhärren auf dieſer Erde werde der Weg zu einer andern, wahrſcheinlich weit beſſern Welt „verſperrt.“

Kentlich genug war der Sinn dieſer Rede; doch Alexander wolte denſelben nicht faſſen. Wer ihm Gefahr bei einer Unternehmung

zeigte, rieth ihm dadurch zu ihr, und demienigen, welchem ſchon der Erdkreis untergelegen hatte, ſchien iezt der Kampf mit dem Schickſale ſelbſt faſt der Einzige noch zu ſeyn, der ſeinem Heldenmuthe zieme. Immer ſtärker drang er daher in den Weltweiſen, ihm alles zu entdecken, was er von dieſer wunderthätigen Quelle wiſſe, oder auch nur vermuthe. Ariſtoteles gab endlich nach; ſchloß den ganzen Schaz ſeiner Kentniſſe auf; und ſchon am dritten Morgen ſezte ſich Alexander mit einem zahlreichen Heere auf den Marſch. Daß Ariſtoteles mitgehn mußte, ſo ungern er auch wolte, verſteht ſich von ſelbſt.

Alles zu erzälen, was unterwegens ihnen aufſtieß, wäre eben ſo unnöthig, als — unmöglich. Zwar folgten dem ehrgeizigen Monarchen auch hierbei wenigſtens zehn Geſchichtsſchreiber nach, und ſchrieben dicke — dicke Werke von ſeinen Thaten, die vielleicht grade deswegen untergingen, weil ſie ſo ausführlich und zuſammenhängend waren. Nur

ein paar einzelne Anekdoten ſind dem verwüſtenden Strome der Zeit entgangen, und verdienen wohl auch in flüchtiger Erzälung einen kleinen Raum. — Wenigſtens zwei- oder dreihundert Meilen ſchon hinter Alexandrien mochte der Heereszug gedrungen ſeyn, als der Weltbezwinger von einem Einſiedler hörte, der ſeitabwärts in der Wüſte wohne, weit umher für einen heiligen Mann gölte, und tauſend Kentniße beſizze, die gewöhnlichen Menſchen mangelten. Alexander wünſchte ihn zu ſehen, begab ſich mit einem großen Gefolge nach ſeiner Hütte, und trat in die Thüre derſelben. Doch der Eremit, ſo eben im Leſen begriffen, ſtand nicht einmal auf; warf einen einzigen, höniſchlächelnden Blick auf den Monarchen, einen zweiten halblächelnden auf deſſen Gefolge, und — las dann weiter in dem Buche, das vor ihm lag. Perdikkas, der Vornemſte unter Alexanders Begleitern, machte dem Einſiedler Vorwürfe über dieſes Betragen.

»Und

„Und warum, erwiederte dieſer, ſolt' ich aufſtehn? Warum ſolt' ich mich vor dem Sklaven meiner Sklaven demüthigen?“

Ich ein Sklave deiner Sklaven! rief Alexander ganz erſtaunt. Wenigſtens ſprich deutlicher; denn dieſes verſteh ich nicht.

„Weil du leider ſo ſelten dich ſelbſt verſtehſt! Biſt du nicht ein Sklave deiner Leidenſchaften, die ich mir unterthan zu machen wußte?“

Und Ariſtoteles — hälſt du auch dieſen nicht deiner Achtung würdig?

„Ich habe viel Gutes von ihm gehört; hab' auch Proben ſeiner Wiſſenſchaft geſehn. Er ſezze ſich hier auf meine Bank, wenn es ihm beliebt! Aber er vergönne mir auch zu ſagen: ich wundre mich doch, ihn, iezt in Deinem Gefolge zu ſehen. Stille Weisheit neben eitler Pracht, Tugend neben Tirannei, Wißbegier neben Länderdurſt, das heiſt, das Lamm zum Wolfe und den Hirſch zum Tieger ſpannen.

Auch troz dieſes, gewiß nicht einladenden, Empfangs, blieb Alexander bei ſeinem Plane; befragte den rauhen Mann um Nachrichten vom Quell der Unſterblichkeit, und erhielt ſie mit einer — Bereitwilligkeit, worüber der Monarch ſelbſt ſein Erſtaunen nicht verbergen konte. — „Lobe mich deswegen nicht zu ſehr!“ ſprach der Einſiedler. „Es iſt Pflicht einge„ſamlete Kentniſſe ſeinen Mitmenſchen nicht „vorzuenthalten. Ueberdies hof' ich noch: je„ne ewige Vorſicht wird ſelbſt die Wahrheit „bei dir zur Thorheit und zum Fallſtrick ma„chen; und ich freue mich der Menſchheit al„gemeinen Feind auf einem Wege zu ſehen, der „zehnmal wahrſcheinlicher zum nahen Tode als „zum unbegrenzten Leben führt.“

Alexander lächelte, vergab ihm, und zog weiter. Noch einige hundert Meilen tiefer kam er ins Land der Brachmanen, *) jener indi-

*) Indien einige hundert Meilen hinter Alexandrien! könte man ausrufen. Aber man erinre ſich, daß ein perſiſches Mährchen ſich

ſchen Weltweiſen, die Bramas Lehre befolgen, die ihr irdiſches Leben als einen bloßen Durchgang, als einen Prüfungsſtand betrachten; die in iedem lebendigen Weſen eine ihnen verwandte Seele anzutreffen glauben; eine Wanderung der Geiſter von Körper zu Körper annehmen; ſich ſelbſt zur Armuth, Nacktheit, auch nicht ſelten zur peinlichſten Qual verdammen, und faſt ihr ganzes Leben mit einem abgezognen Nachdenken über den Urſprung der Dinge und die Natur der höhern Weſen zubringen. — Auch hier ſuchte Philipps Sohn einige von den berühmteſten auf; aber auch hier ſah er ſich mit Verachtung, wenigſtens mit Abſcheu behandelt.

„Unerſättlicher, blutgieriger Grieche,“ ſprachen ſie, „es iſt leicht begreiflich, warum du „ſo ungern ſterben willſt! Du ahndeſt dann „dein künftiges Schickſal.

um richtige Geographie faſt ſo wenig, als ein Deduktions - Schreiber um Wahrheit bekümmert.

Und dieſes wäre?

»Den Körper eines Löwen oder einer Klapperſchlange bewohnen zu müſſen! von allen Thieren ſich gefürchtet und geflohen, von keinem einzigen geliebt zu ſehen; von gierigem Heißhunger gequält in verbranten Einöden zu toben; zu zerfleiſchen, was ſich dir naht; dem nachzuſchnauben, was vor dir flieht; und endlich entweder an unbefriedigter Freßbegier, oder unter den Waffen eines Stärkern zu ſterben! Länderbezwinger, Volksbekrieger, das iſt deine Beſtimmung!«

Vortreflich! Und euer Loos?

»Steht in Bramas Hand! Doch, vermögen wir anders unſre ärgſten Feinde, die innern Lüſte, zu bezähmen; vermögen wir unſern Geiſt durch Uebung der Tugend, durch Durſt nach Wiſſenſchaften, durch Ehrfurcht gegen ein höhres Weſen zu beſſern, ſo hoffen wir, wenn einſt dieſer Körper, die klägliche Hülle menſchlicher Seele zerfällt, mit Brama neu ver-

eint! zu werden, und in ſeinem Schoos ein unvergängliches Glück zu genießen.«

Alex. Genießt es! Ich wenigſtens gönne dieſes Glück und dieſe Ruh' euch gern; aber gönt mir auch dasienige Gut, wornach ich ſtrebe, und ſagt mir: bin ich noch auf dem rechten Wege?

»Du biſt es noch!

Alex. Und wie ſoll ich es machen, daß ich drauf bleibe?

»Suche das Denkmal des Bacchus auf, das noch hundert und funzig Meilen von hier ſteht! Du glaubſt ia ohnedem ſein Bruder zu ſeyn. Vielleicht erlernſt du durch ihn Dinge, die er ſelbſt — nicht verſtand.«

Gern hätte Alexander noch mehr von ihnen erfahren; aber ſie ſchwiegen hartnäckig. Der Zug ward fortgeſezt. Neue Völkerſchaften wurden überwunden, noch mehrere wurden geſchreckt; Endlich kam man zu dem Ort, wo ienes Denkmal ſtehen ſolte. Ein dichter Hain verbarg daſſelbe; ein gewiſſes ehrfurchtsvolles

Grauſen hielt alle benachbarte Nationen davon zurück. Alexander und ſeine Krieger, mit der Furcht unbekant, durchdrangen und lichteten deſto ſchneller den Wald. Sie ſtießen im Mittelpunkt deſſelben auf ein Gebäude. Man ſah, es war ein Tempel — noch mehr, es war ein prächtiger Tempel geweſen. Jezt lag er freilich in Trümmern. Die noch ſtehenden Pforten, mit Bildnerei treflich geziert, und vom ſchönſten orientaliſchen Marmor, drohten mit iedem Augenblick vollends einzuſtürzen; das Innere ſchien bereits gänzlich verſchüttet zu ſeyn. Gleichwohl wagte ſich Alexander ſo nahe wie möglich hinzu; einige ſeiner Krieger erhielten Befehl alles zu durchforſchen. Sie räumten den Schutt hinweg, und fanden ſtatt des Denkmals, welches ſie ſuchten — ein Grabmal. Es war in Form eines Altars gebaut. Tieger und Löwen ſah man hier in erhabner Arbeit auf ieder Seite. Epheu, Weinranken und Thyrſusſtäbe machten oben herum die Verzierung. Gold und

Edelſteine glänzten überall. Mit Moos verwachſen, und mit den älteſten, längſt entwöhnten Zügen griechiſcher Buchſtaben eingegraben, las man folgende Inſchrift:

„Mein Muth und mein Heer überwanden „zwar den Erdkreis; doch meine Ueberwinder „fand ich hier! Nicht meine Siege, meine „Kronen — nur die Wohlthaten, die ich mei„nen Mitbrüdern, nur die Gaben der Natur, „und die Freuden, die ich ſie kennen lehrte, „tröſteten mich im lezten Augenblick des Schei„dens. Griechenland erbaut dem Bacchus, „als einem Gott, Altäre; Indien ſah ihn ſter„ben, indem er den Quell der Unſterblichkeit „ſuchte. Wer mir nachfolgt und dies lieſt, „ſei weiſer! kehre um, genieße ſein gegenwär„tiges Glück, und erwarte gelaſſen die Zu„kunft!“

Noch ernſtlicher zu warnen war faſt unmöglich; doch Alexander, ſchon taub gegen ſo manchen andern Rath, blieb es nicht minder bei dieſem. Zornig über ſeine vereitelte

Hofnung befahl er das Grabmal des Bacchus ganz zu zerſtören, und ſezte ſeinen Weg weiter fort. Schon verſchwand Indiens bisherige Fruchtbarkeit; minder bewohnt ward das Land; immer rauher der Boden, immer ſtürmiſcher der Himmel. Jezt kamen ſie an eine Gegend, von welcher der Einſiedler ihnen einige abgebrochne Nachrichten gegeben hatte. Dunkle Schlüchte ſchienen im Mittelpunkt der Erde hinabzuführen; überhangende Felſen, eine nebliche Luft, gleichſam fühlbare Schatten raubten dem Wanderer ſelbſt das Licht des Tages. Alexander, auch hierauf vorbereitet, blieb unerſchütterlich, befahl eine ungeheure Zahl von Fackeln anzuzünden; und der Marſch, mehr einem Leichenbegängnis als einem Kriegszug ähnlich, ging weiter.

Nach zweien Tagen gelangte man plözlich an einen Ort, wo eine glatte Felſenwand in der Mitten ſich erhob, und dann an ieder Seite ein abgeſonderter Weg fortlief. Eine Tafel von ſchwarzem Schiefer, am Felſen hoch

erhaben, zog aller Augen auf ſich; und mit Flammenſchrift leuchteten folgende Worte an ihr: »Verwegner, der bis hieher drang, »vernimm die lezte Warnung! Kehr um! »Kehr um! — Wo nicht; ſo wähle! Zwei We»ge ſind hier; und einer davon führt allerdings »zum Quell der Unſterblichkeit. Doch wel»cher? das mußt du ſelbſt, ganz ohne fremden »Beiſtand errathen. Wiſſe zugleich: Du räthſt »nur einmal. Haſt du dich vergriffen, biſt »du zur Rückkehr gezwungen, ſo iſt ieder neuer »Verſuch — alsbaldiger Tod. Daß dies »kein machtloſer Gott dir verkündige, erkenne »am Schickſal dieſer Tafel!«

Kaum hatte Alexander, und wer zunächſt ihm ſtand, die leztern Worte geleſen, ſo fuhr ein Blizſtral herab, und verſchlang Schrift und Tafel. Die Erde bebte; alle Fackeln im Heer, eine einzige ausgenommen, verlöſchten; alle Krieger ſanken auf ihr Antliz; Alexander ſelbſt erhielt ſich zwar noch aufrecht, doch mühſam. Auch ſeine Kühnheit entwich. Erſt

nach einigen Minuten gebot er die Windlichter wieder anzuzünden; ſchöpfte, als ſie branten, und brennen blieben, neuen Muth, und fing nun an genauer um ſich herum zu ſehn.

Von ienen zwei Pfaden war der eine breit genug einen anſehnlichen Heereszug aufzunehmen; der zweite, einer Schacht in Bergwerken ähnlich, kaum geräumig genug für einen einzelnen Menſchen, konte kein Roß, geſchweige einen Wagen durchlaſſen. Alexander zögerte einige Augenblicke; verglich und wählte dann (wie kont' er auch anders!) den Erſtern. Alle ſeine Mannſchaft folgte, wenn nicht willig, doch hurtig; nur Ariſtoteles blieb zurück; ſchüttelte einigemal bedenklich ſein Haupt; ſchien ſprechen, ia nachrufen zu wollen, und — ſchwieg. Mit einer kleinen Leuchte in der rechten, mit einem Stab' in ſeiner linken Hand, mit Feuerzeug und einiger Nahrung in ſeiner Taſche verſehen, ſtieg er getroſt den engen Steig herab. Ganz verloren in ſeinen Plänen, und über-

haupt ſchon längſt des ewigen Sittenrichters müde, bemerkte Alexander nicht einmal dieſe Trennung; erfuhr ſie erſt am folgenden Morgen, und ſchalt den Philoſophen als einen ewigen Sonderling, als einen lebenden Widerſpruch.

Würklich ſchien einige Tage hindurch das Glück den Monarchen anzulächeln. Die Luft ward wieder hell, der Weg eben, das Wetter freundlich. Das Land blieb zwar noch menſchenleer; aber von fern zeigten ſich wieder Wälder; auf beiden Seiten der Berge rieſelten Quellen herab; ſchon manche derſelben wurden verſucht: daß noch keine davon der Quell der Unſterblichkeit ſei, begrif man zwar leicht; doch die Hofnung wuchs; Alexanders Weisheit ward geprieſen. Aber iezt erreichte man die Wälder, und plözlich ſchien ſich der Himmel ſelbſt zum Kampf gegen den verwegnen Sterblichen zu rüſten. Ganze Heere von Löwen und Panthern ſtürzten hervor; dichte Schaaren von Adlern und Geiern ſtießen

herab; fürchterliche Ungewitter ſtiegen auf; Sturmwinde heulten; der Tag ward wieder zur ſchwärzeſten Nacht; Blizze zerriſſen die Luft; geſpaltete Eichen ſtürzten; getrofne Tannen flamten; gräslich tönte der Wiederhall; die Erde bebte; über, um und unter ihnen ſchien der Tod zu ſeyn; allenthalben unentfliehbar, allenthalben an Gewalt ſich gleich, nur in der Art unähnlich. Raſch durchſchnitten wieder breite Waldſtröme den Weg; nach himmelhohen Bergen folgten faſt unergründliche Schlünde; ienſeits derſelben ſchreckten rieſenmäßige Schattenbilder; dumpfe Stimmen murmelten Grabgeſänge; wer noch niemals gebebt hatte, bebte hier unwillkührlich. Dennoch folgte das Kriegsheer ſeinem König unverdroſſen, und ſelbſt die tägliche Verringerung des Trupps hielt die Uebrigbleibenden nicht zurück.

Zulezt ſchien ein weites Thal ſich zu öfnen; freudig drangen alle hinein; breiteten ſich aus, und ſahen, daß eben dieſes weite Thal —

keinen Ausgang habe. Unerſteiglich ſchroffe Felſen wölbten es überall. Die furchtbar-ſchönſte Wand, die man iemals ſehn konte! wie ein Marmor glatt, ohne Geſträuch und Baum, ohne eine Pflanze, ohne ein Gräsgen ſogar! Staunend blickten aller Augen umher; noch ſtärker staunten ſie, als ſchnell eine Schrift — iener ähnlich, die ſchon vorher ſie ſchreckte! — am Gipfel eines dieſer Felſen ſich zeigte. Sie lautete: »Nie war Alexander »vom Brunnen der Unſterblichkeit entfernter »als grade iezt! Er kehre zurück und fühle »endlich, daß er ein Menſch iſt und bleiben »muß! Nur dann Heil über ihm, wenn er »Babilon iemals wieder erblickt!«

Nie hatte Philipps Sohn in der Schlacht vor den Schreckniſſen des Todes, nie unterwegens vor dem Rachen der Löwen, oder vor den Blizzen des Himmels gezittert. Doch iezt, da er alle ſeine Ausſichten zernichtet, ſeinen Lieblingsplan zertrümmert ſah — iezt warf er ſich mit bitterm Schmerz zu Boden nieder;

vernahm nicht den Troſt ſeiner Freunde, die Schmeichel-Lieder ſeiner Sånger, die Rathſchlåge ſeiner Kriegsoberſten, ſelbſt nicht die vereinte Stimme ſeines ganzen Heeres. Drei Tag' und Nåchte lag er ſo, ohne Speiſe, Trank und Schlummer. Boten über Boten ſchickt er aus, um nachzuforſchen: ob nicht irgend eine Kluft des Felſens, irgend ein Pfad zum Heraufklimmen ſich finde? Alle kamen mit Verneinung zurück. Am vierten Morgen ſtand er endlich wieder auf, und gab mit thrånendem Auge Befehl zum — Rückzuge. Niemals noch hatten ſeine Krieger ihm ſchneller und freudiger gehorcht; doch eben dieſe ſichtliche Freude war ein Dolchſtoß mehr in ſein ohnedem ſchon wundes Herz.

Die Beſchwerlichkeiten des Heimweges ſtanden mit ienen des Hinzuges in keinem Verhåltnis. Das Heer kam bald wieder in bewohnte Lånder; keine höhere Macht ſtemte ſich ihnen entgegen; kein Volk brauchte mit den Waffen zum Durchlaß gezwungen zu werden.

Dennoch war auch dieſer Zug nicht ganz ohne Drangſal, und ſchon die ungeheure Entfernung war Hinderniß genug. Alexander, Tag und Nacht von Sorgen umſchwebt, von Mismuth über ſeine geſcheiterte Unternehmung gefoltert, von Mühſeligkeiten, die er ſelbſt über ſich aufgehäuft hatte, ermattet, ſuchte vergebens bei Zerſtreuungen mancherlei Art Ruhe und Troſt. Die ſtarken Getränke, in welchen er ſeinen Gram zu erſäufen ſtrebte, entflamten ſein Blut. Er erkrankte; noch war vielleicht ſeine Krankheit nicht gefährlich; doch ein kleiner Zufall machte ſie tödtlich.

Voll Begier nach Babilon, — wo ihm iene Flammenſchrift Heil verſprochen hatte, — beſtand er drauf, daß der Heereszug, troz ſeiner Unpäßlichkeit, ununterbrochen fortgeſezt werden ſolle. Einige ſeiner Krieger trugen ihn auf ihren Schultern fort. Vier ehrne Schilde, künſtlich zuſammen verbunden und mit Teppichen überdeckt, machten eine Art von Tragbette aus, geziemend

für den Eroberer und bequem genug für den kranken Monarchen. Um die Stralen der brennenden Sonne von ihm abzuhalten, hatte man einſt über ſeinem Haupte ſein goldnes Schild, das ihm überall nachgetragen ward, befeſtigt; hatte dies gethan, als Alexander eben ein wenig ſchlummerte. Er erwachte, ſah über ſich, ſtuzte und gedachte der Prophezeiung eines ſiriſchen Prieſters. „Sohn Ammons,“ hatte dieſer geſagt, „dein „Lebensende iſt dann vorhanden, wann der „Boden unter dir von Eiſen, der Himmel über „dir von Golde iſt!“ — Lächelnd hatte damals der Monarch die Verkündigung gehört, und reich beſchenkt den Wahrſager entlaſſen, der an Unmöglichkeiten dieſer Art ſein Lebensende knüpfte. Jezt ſah er das Unmögliche erfüllt. Keine Widerlegung fruchtete; ſeine erregte Einbildungskraft würkte verderblich auf den ſchon geſchwächten Körper. Des andern Tags ſtarb Philipps Sohn. Im Sarge hielt er ſeinen Einzug zu Babilon.

Und

Und hier, eben hier war es, wo Ariſtoteles ſchon einen Monat lang auf ſeinen königlichen Schüler harrte! Selbſt drei Tagereiſen weit war er dem Heere entgegen geeilt, als er die Anrückung deſſelben vernahm. — Was Alexander in ſo groſser Entfernung vergebens ſuchte, das hatte der Weltweiſe ſchon am dritten Tage nach ihrer Trennung, in einem kleinen, einſamen Thale gefunden, und brachte ein Gefäß voll dieſes wunderthätigen, allverjüngenden Waſſers mit ſich. Nur einmal war es ihm erlaubt geweſen zu ſchöpfen; iezt ſtand er im Begrif dieſen Schaz mit ſeinem Monarchen, ſeinem Zögling, wenigſtens zu theilen, und fand denſelben — ſchon todt. Unbeſchreiblich groß war ſein Schmerz; ſeine Thränen ſtrömten. Doch im Jammer ſelbſt blieb er — ein Weiſer. Daß keine Klage, keine Zähre den einmal gefällten Spruch des Schickſals rückgängig mache, — dies ſchwebte auch iezt ſeiner Seele vor. Bald trocknete er daher ſein Auge; ſeine entflohnen Kräfte ſam-

leten ſich wieder; er trat zu Alexanders Leichnam und ſprach:

„Ach, daß wir ſo uns wiederfinden! daß dieſer Augenblick ein Beweis mehr ſeyn muß: Es iſt nur Einer Gott, und ſeine Herrſchaft läßt ſich nicht meiſtern! — Edelſter der Monarchen, auch du hatteſt freilich das Erbtheil der Menſchlichkeit, Schwächen und Fehler, empfangen; und des Erdenglücks gefährlichſter Schmuck, das Diadem, verleitete auch dich zu manchem raſchen Schritte. Oft vergaß ſich der Fürſt bei der glänzenden Thorheit des Eroberers; oft verwechſelte dein getrübtes Auge Königspflicht und Königshoheit mit einander. Aber dein Herz war groß und gut. Deiner Tugenden waren mehrere als deiner Fehler; und das Uebergewicht von ienen hätte vielleicht — vielleicht! verdient, daß dein Suchen glücklicher geweſen wäre. Wohlan, wenigſtens ſolſt du nicht ganz geſtorben ſeyn! dein Körper vergehe; aber dein Gedächtnis daure!“ — Er ſprach es, und goß

einen Theil ſeines mitgebrachten, wunderthä-
tigen Waſſers über Alexanders Leichnam hin.
Eben deswegen — ſo mancher Welteroberer
ſchläft ewigen Schlaf; ſein Name iſt eben ſo
verflogen wie ſein Körper zerſtäubt: aber Ale-
xanders Name lebt noch iezt, nach zwei Jahr-
tauſenden im vollſten Glanze, und wird ewig
in ihm leben.

Noch hatte Ariſtoteles Waſſer genug in ſei-
nem Gefäße, um ſich ſelbſt durch Genuß deſ-
ſelben Veriüngung und unverwüſtliche Dauer
zu verſchaffen. Aber der Weltweiſe kante al-
zugut der Dinge wahren Werth, — alzuge-
nau das, was würklich iſt, und was nur ſo
ſcheinet, als nach dem Beſiz eines ſo zwei-
deutigen Gutes ernſtlich zu verlangen. —
„Nein! ſprach er zu ſich ſelbſt: Mich blen-
det der Schimmer dieſer Unſterblichkeit nicht.
Sind nicht die Freunde meiner Jugend längſt
dahin? Weiß ich nicht aus Erfahrung ſchon,
was ſich hienieden hoffen, erwerben, genießen
läßt? Ermüdete mich nicht mehrmals ſchon

dieſes ewige Einerlei der Stunden, Tage, Mon-
den, und Jahre? Dieſer Kreislauf von Sorgen,
Wünſchen, vereitelter Hofnung und erneuter
Begier? Sehnt' ich mich nicht mehrmals ſchon
nach iener Veränderung, die der große gemeine-
re Haufen Tod, der kleinere, eingeweihte Zirkel
Wechſel des Lebens nennt? Widerrieth ich
nicht dieſem erbleichten Jüngling ienes Beſtre-
ben, wodurch er ſeine Laufbahn, ſtatt zu verlän-
gern, nur kürzte? ienen ganzen Zug, auf wel-
chem er auch mich mit ſich fortriß? Mit,
durch, und neben ihm aufs Wohl der ganzen
Menſchheit zu würken — vielleicht hätte die-
ſe Ausſicht mich verführt! doch iezt wäre ein
ſolcher Trunk eine doppelte Thorheit. Und
unendliches Leben alhier iſt nichts als — un-
endliches Leiden. Wohlan, allweiſes Geſchick,
iene Warnung ſei für mich Belehrung! Samle
mich zu meinen Vätern, wann, wie, und wo es
dir gutdäucht! und nim dieſes wunderthätige
Waſſer als eine freiwillige Gabe, als ein Sühn-
opfer von meinen Händen an. Du könteſt ia auch

ohne daſſelbe an mir ein Wunder thun, wenn dieſes Wunder mir und andern wahrhaft fromte!«

Bei dieſen Worten goß Ariſtoteles ienes koſtbare Getränke auf den Boden hin. Ein paar Tropfen blos, die in ſeiner Schaale zurück blieben, ſoll er — ſei es aus Ohngefähr, ſei es aus einem ſehr verzeihlichen Ueberreſt von Eitelkeit geſchehen! — auf ſeine Schriften hingeſprengt haben; und allerdings ward ſein Name durch Weisheit eben ſo unvergeßlich, als es Alexanders Name durch Heldenthaten geworden iſt.

Almenon und Don Alfonſo,

ein Bruchſtück aus ſpaniſcher Geſchichte.

Ein ſonderbarer Irthum pflegte, vor noch nicht langer Zeit, den groſten Theil unſrer Schriftſteller anzuwandeln, wenn ſie — auch im Vorbeigehn nur — von dem Volke der Mauren, oder von ienen Arabern ſprachen, die faſt achthundert Jahre lang Spaniens ſchönſten und größten Theil beherrſchten. Sei es aus Unkunde, aus Religions-Schwärmerei, oder aus Nachbetungsſucht parteiiſcher Frömler geſchehen, — kurz, faſt immer pflegte man ſonſt iene Söhne des Morgenlands als Barbaren zu betrachten, die mit Ungerechtigkeit geſiegt, mit Grauſamkeit geherrſcht, im Kampfe nur durch wilde Wuth und im Frieden durch rauhe Sitten ſich ausgezeichnet hätten. Daß ſie, berufen durch

durch einen Theil der Einwohner ſelbſt, nach Spanien überſchiften; daß ſie mit einer Milde, die man vergebens bei chriſtlichen Siegern damaliger Zeiten ſucht, den Ueberwundnen ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Geſezze und ihren Gottesdienſt ließen; daß unter ihnen eben dasienige Reich, das ſpäter nachher durch Iſabellens Andacht und der Philippe pfäfiſche Undultſamkeit verödete, wie ein Fruchtgarten angebaut, mit reichen Städten überdeckt, und mit Millionen arbeitſamer Menſchen angefüllt wurde; daß durch ſie zuerſt Künſte und Wiſſenſchaften im abendländiſchen Europa aufkeimten, und ſich von da aus nur leiſe und langſam in die benachbarten Staaten hinüberſchlichen; daß viele ihrer Könige, Heerführer und Staatsmänner mit ächter väterlicher Huld für ihre Unterthanen ſorgten; und daß überhaupt der Karakter dieſes Volkes nicht hart und wild, ſondern leicht und froh, für Geſang, Liebe und ſanfte Gefühle empfänglich zu ſeyn pflegte, — von dieſem allen ſchwieg man weis-

lich, oder ging flüchtig dabei vorüber. Denn welche Tugend ließ ſich wohl an Menſchen preiſen, deren Vorhaut beſchnitten war; die auf ihren Thürmen keine Glocken, in ihren Tempeln keine Altäre hatten, die einen einigen Gott und Mahomet als ſeinen Propheten verehrten?

Zwar — um das dawider ſo wenig als das dafür zu verſchweigen! — zwar entſtellt auch manche Laſterthat die Geſchichte der ſpaniſchen Araber. Auch unter ihnen begiengen die Mächtigern oft manche Gewaltthat, die der Koran verbietet; bürgerliche Kriege brachen nur alzuoft aus, erleichterten den Angrif äußerer Feinde und ſchwächten die innern Kräfte; Ueppigkeit ward zulezt ein faſt algemeines Laſter in Hütten und in Schlöſſern; und einige Tieger in menſchlicher Geſtalt entehrten die Würde des Thrones und der Menſchheit zugleich. Doch zugegeben, daß allerdings ein heiſſeres Blut in den Adern dieſer Fremdlinge rann, die nach Jahrhunderten noch ihr erſtes Vaterland nicht verleugnen konnten! zugegeben, daß dieſes Blut ſie dann und wann

zum Uebermaas in Sinnlichkeit ſowohl, als in Heroiſmus verleitete! Zugegeben ſogar, daß die ſpäten Mauren durch Wolluſt verzärtelt, den frühern nur, wie Stiefgeſchwiſter glichen; — dennoch vergeſſe man eines nicht! Vergeſſe nicht, aus welchen Schriften wir iezt größtentheils dieſe Völker kennen lernen! Aus den Geſchichtsbüchern der Spanier — ihrer Feinde, ihrer Neider, ihrer ewigen Widerſacher im Felde ſowohl als im Glauben.

Welche Wahrheit, welche Unparteilichkeit läßt ſich wohl von Menſchen dieſer Art erwarten! Muſten ſie nicht ihren Voreltern, ihren Mitbrüdern, ſich ſelbſt, und vorzüglich auch ihren Prieſtern einen Dienſt zu leiſten wähnen, wenn ſie auf ein Volk ſchmähten, in welchem ſie den Erbfeind des chriſtlichen Namens zu erblicken glaubten? Und gleichwohl ſonderbar genug, auch dieſe Geſchichtsbücher dürfen wir nur mit ofnen Augen leſen; dürfen nur mehr auf die Thaten ſelbſt, die ſie erzählen, als auf die ſchiefen Urtheile, womit ſie

ſolche begleiten, achten; und wir werden von dieſen vermeinten Barbaren ſo manchen Zug angegeben finden, der ſelbſt den wärmſten Nachfolgern ächtchriſtlicher Sittenlehre keine Schande machen würde. Ja, wir werden bald geſtehen müſſen: die Mauren handelten oft edelmüthig gegen die Spanier, die Spanier ſchon ſeltner auch nur gerecht gegen die Mauren!

Hundert Beiſpiele ſtatt einem ließen für dieſe lezte Behauptung ſich angeben. Doch keines, dünkt mich, iſt ſo ſprechend, als iener Gegenſaz: Wie Ferdinand I. Söhne, wiewohl ſie Brüder und Chriſten waren, ſich bekämpften, und wie indeß gegen einem dieſer Prinzen der Muſelmann, Almenon, ſich betrug. — Keine romantiſche Novelle, eine wahre Erzälung nur, gedenk' ich davon zu liefern. Keinen einzigen hiſtoriſchen Umſtand werd' ich anführen, für welchen nicht entweder Ferreras oder Mariana bürgen! Blos im Geſpräche ſei es mir erlaubt, dasienige mit etwas beſtimtern Worten anzugeben, was die

ſpaniſchen Geſchichtsſchreiber nur auszugswei-ſe niederſchrieben.

* * *

Die anfangs kleinen Beſizzungen, die den Weſtgothen noch an Spaniens nördlicher und weſtlicher Küſte geblieben waren, vergrößer-ten ſich almälig durch die ewigen Kämpfe mit den Arabern. Nur Schritt für Schritt, aber faſt unablässig, drangen die Chriſten wieder tiefer ins Land; und gewannen nach drei Jahrhunderten auch dadurch an Kraft, daß ſie, die vorher unter ſechs oder ſieben Ober-häuptern — bald Grafen, bald Herzoge, bald Könige genant, — geſtanden hatten, nach und nach wieder unter die Herſchaft von zweien oder dreien kamen, die den Königsnamen nun ſchon mit größerm Rechte führten.

Ganz vorzüglich war dies der Fall bei Fer-dinand I. Kaſtilien hatte er von ſeinem Va-ter ererbt; Leon und Gallizien war ihm durch ſeine Gemalin zugefallen, deren Bruder plöz-

lich ohne Erben ſtarb; Portugall hatte er ſelbſt durch das von ieher ſo vielgeltende Recht des Krieges gewonnen. Erbſchaft, Heirath und Waffenglück alſo hatten ihm eine Macht zubereitet, wie ſich deren nach ienem berühmten Treffen bei Xeres kein chriſtlicher Regent in Spanien rühmen konte. Eine Macht, die den Mauren, — wiewohl ſie noch wenigſtens zwei Drittheile dieſer ſchönen Halbinſel beherſchten! — allerdings furchtbar zu werden began; die aber Ferdinand ſelbſt, kurz vor ſeinem Tode, wieder äußerſt ſchwächte. — Noch war das Recht der Erſtgeburt nicht, wenigſtens nicht algemein, unter Spaniens Regenten eingeführt. Ferdinand I. hatte drei Söhne; in dieſem Punkte mehr zärtlicher Vater als ſtaatskluger Monarch, vertheilte er unter dieſelben, noch bei ſeinem Leben, ganz ohne Vorliebe, faſt alzugerecht ſeine Staaten. Sancho, der Aelteſte, empfing Kaſtilien und halb Aſturien; Alfonſo der Mitlere, Leon und Aſturiens Ueberreſt; Garzias, der Jüngſte, Gallizien und Portugall.

Von dieſen dreien war zweifelsfrei Don Alfonſo der Edelſte und Gutherzigſte, der Schlimſte und Gewaltthätigſte hingegen Don Sancho. Mit heimlichem, deſto tiefer gegründetem und unverſöhnlichem Haſſe betrachtete er ſeine Brüder. Er hielt ſie für ſeine ärgſten, wenigſtens für ſeine ſchädlichſten Feinde, weil er, wenn ſie nicht wären, ein ungleich gröſſres Reich ererbt haben würde. So lange zwar Vater und Mutter noch lebten, bezwang er ſich; aber kaum waren beide todt, ſo ſann er auf Gelegenheit, dasienige wieder an ſich zu reiſſen, was, ſeinem Bedünken nach, ihm entwendet worden war. Don Alfonſens Staaten lagen ihm zunächſt. Eben deswegen überzog er auch dieſe zuerſt mit Kriege. Vergebens ſuchte Donna Urraka — beider Brüder ältre Schweſter, eine Dame, die durch ihre Tugend ſich in allgemeine Achtung, ia faſt im Geruch der Heiligkeit geſezt hatte, — alle mögliche Mittel hervor, Don Sanchos Ehr- und Ländergeiz

zu beſänftigen. Ein kurzer Stillſtand endete ſich bald in einem ofnen Kriege.

Don Alfonſo führte die Waffen mit Muth, aber auch zugleich mit einem edlen Widerwillen, der unverkennbar durchſchimmerte. Bei Volpellar trafen die Heere auf einander. Schon am frühen Morgen begann eine blutige Schlacht; erſt gegen Abend ſiegte die Tapferkeit der Leoner. Don Sancho und ſeine Kaſtilier flohen. In Don Alfonſens Händen befand ſich iezt wahrſcheinlich die Entſcheidung des ganzen Kriegs. Doch da es ihm, ſeinen eignen Worten nach, um das Blut der Chriſten Leid that, ſo verbot er ſeinen Kriegern das flüchtige Heer des Bruders gehörig zu verfolgen. Grosmüthig genug klang ein ſolcher Befehl, und wahrhaft edel mochte auch wohl die Quelle deſſelben ſeyn. Doch mit der ächten Kriegsklugheit vertrug er ſich keinesweges. Denn Schonung am unrechten Orte iſt oft Beleidigung ſeiner ſelbſt; iſt eine Kränkung der gerechtern Sache. Nur alzu-

bald und alzuhart machte Don Alfonſo davon die Erfahrung!

Mit dem geſchlagnen Don Sancho floh auch der tapfere und ſo berühmte Roderich Diaz. Ihn haben die Dichter ſeines Landes in Romanen, Schauſpielen, und Balladen, unter den Namen Cid ſo vielfältig beſungen; haben ſo manche Heldenthat von ihm geprieſen, verſchönert — wohl gar erfunden, daß iezt die wahre Geſchichte oft kaum zu entſcheiden wagt, was ihm mit Recht oder Unrecht gebühre. Doch daß er den Beinamen eines Helden in der That verdiente; daß ſich in ihm Muth, Klugheit, Erfahrung und Geiſtesgegenwart vereinten; daß er ſeinem Gebieter Don Sancho ſchon manchen Dienſt, und iezt den gröſten von allen geleiſtet habe; darüber iſt nur eine Stimme. Denn als er gewahr ward, daß kein Sieger ſie verfolge; als er ſah, daß von den zerſtreuten Schaaren ſich ſchon wieder einige um ihren König zu ſammeln begönnen; da rieth er dieſem Leztern, nicht nur in ſeiner Flucht ein-

zuhalten, ſondern auch ſtraks wieder umzukehren, und das feindliche, vermuthlich ſorgloſe Heer mit Tages-Anbruch abermals anzugreifen. Sein Rath ward befolgt; ſeine Vermuthung traf ein. Im Schlaf, im Ausruhn von geſtriger Beſchwerde, zum Theil wohl gar im Rauſch und im üppigſten Vergnügen wurden die Leoner überraſcht. Es kam bei ihnen faſt früher zur Flucht als zum Kampfe. Don Alfonſo ſelbſt zu ſpät von der Erkentnis ſeines Fehlers und von einer fruchtloſen Reue ergriffen, fand kaum Zeit genug ſich auf ſein ſchnellſtes Roß zu werfen, und mit verhångten Zügel in eine nahgelegne Kirche zu entfliehen. Eine elende Rettung, die höchſtens für einen kleinen Aufſchub gelten konte! Der raſche, ſeinen Vortheil nie verſåumende Don Sancho ſezte gar bald ihm nach; ſcheute ſich vor Verlezzung der kirchlichen Freiheiten ſo wenig als er vor Verlezzung der Bruder-Pflichten ſich geſcheut hatte, und ſandte den verhafteten Alfonſo nach Burgos im Kerker.

Beſorgt

Beſorgt für das Leben ihres geliebten Bruders eilte Donna Urraka beim erſten Gerücht dieſes Vorfalls zum König Sancho; auch die vornemſten Leoner, und unter ihnen vorzüglich Peter, Graf von Aſſurez, kamen, thaten Vorſtellung und manche dringende Bitte. Sei es, daß Don Sancho ſie zu erbittern ſich ſcheute; ſei es, daß er zwar raubgierig im höchſten Grade, doch nicht grauſam genug war, um ſeine Hände mit Bruder-Blute beflecken zu wollen; kurz, Alfonſens Leben blieb zwar unangetaſtet; doch mußt' er es mit harten Bedingungen löſen; muſte allen ſeinen Beſizzungen, allen fürſtlichen Würden und Anſprüchen entſagen, und ein Mönch im Kloſter Sahagum werden.

Erzwungner Gottesdienſt iſt demienigen, dem er geleiſtet wird, ein Greuel, und ienem, der ihn leiſten muß, eine faſt unerträgliche Bürde. Alfonſo blieb daher auch ſehr natürlich nur ſo lange im Kloſter, als er drinnen bleiben — muſte. Donna Urraka und die Gra-

ſen von Aſſurez, die Erretter ſeines Lebens, wurden auch die Wiederherſteller ſeiner Freiheit. Indeß König Sancho — nachdem er nun Alfonſens Erbtheil verſchlungen — auch gegen den iüngſten Bruder Garzias ſeine Waffen wandte; indeß er ſchon mit Glück und Sieg in Portugall eindrang, ſchaften iene Freunde Don Alfonſen Mittel ſeine Aufſeher zu hintergehn; und auf längſt bereit gehaltnen raſchen Pferden entfloh er dem verhaßten Kloſter.

Schon war er außerhalb den Mauern und der Gewalt ſeiner Wächter; und noch wußt' er nicht beſtimt genug: wohin er ſich wenden ſolle? In Sancho's Staaten ſelbſt ließ ſich an keinen Schuzort und keine Verbergung denken; Arragoniens Grenzen waren alzuweit, die Zwiſchenwege alzugefährlich; Toledo lag in der Nähe. Doch eben dieſes Toledo gehörte damals noch den Mauren, und galt für eine ihrer wichtigſten, unerſteiglichſten Feſtungen. Schon oft hatten die Könige von Kaſti-

lien und Leon mit den Regenten dieſes Landes Krieg geführt. Der iezt regierende Fürſt hieß Almenon, ein gütiger, weiſer, ſchon greiſer Regent, doch nicht alzuglücklich im Kampfe der Waffen. Er hatte mehr als einmal das größre Kriegsglück und die Uebermacht König Ferdinands I. erfahren; hatte erſt nach anſehnlichen Verluſte mit ihm Friede und Freundſchafts-Bündnis geſchloſſen. Ob Don Alfonſo iezt zu dieſem Almenon ſich flüchten dürfe, unterlag manchem Bedenken. Er war freilich zulezt der Bundsgenoſſe ſeines Vaters geweſen. Doch Don Sancho war ia eben ſo gut König Ferdinands Sohn, wie Don Alfonſo es war. Jener, der nun die ganze Macht ſeines Vaters in ſich vereinte; der eben ſo gewaltig und glücklich war, als ſeine Brüder ohnmächtig und hülflos waren, — Don Sancho muſte ia wohl unter ihnen für den wünſchenswürdigſten Bundsgenoſſen gelten! Grade ſeiner bekanten kriegriſchen Denkungsart halber muſten ſich wohl die Nachbarn vor ieder Beleidigung ſei-

ner, ſie ſei gros oder klein, nur ſcheinbar oder würklich, hüten! Konte Alfonſo hoffen, daß der König von Toledo ſich ſeinetwegen in die Gefahr eines neuen Krieges ſtürzen würde? Oder muſte er nicht eher befürchten, verhaf- tet und ausgeliefert zu werden?

Dennoch warf er ſich mit dem Zutrauen der — Verzweiflung in Almenons Arme, und ward mit einer Willfährigkeit, mit einer Freundſchaft aufgenommen, wie er ſie von keinem ſeiner Glaubensgenoſſen ſtärker er- warten, — ia, kaum ſtärker wünſchen konte. Nicht nur, daß ihm ſofort Schuz und Sicherheit verſprochen, — ihm und ſeinen Begleitern ein ſtandesmäßiger Unterhalt, in faſt verſchwenderiſcher Fülle, gereicht wurde; daß man ihm, weil er die Jagd leidenſchaft- lich liebte, ein eignes großes Gebiet zu ſeiner Willkühr anwieß; daß er in der Pracht ſeines Gefolges, in dem Wohlleben ſeiner Hofſtaat, nicht einem entflohnen, verbanten, ſon- dern einem noch iezt regierenden Könige glich!

Nein! Almenon ließ auch überdieſes noch, bei iedem ſeiner öftern Beſuche, bei iedem ſeiner Geſpräche, ſo viel Herzlichkeit, ſo viel Achtung und Liebe blicken, daß er den chriſtlichen Prinzen nicht wie einen Fremdling oder Gaſt, ſondern wie einen Blutsverwandten, ia wie ſeinen eignen Sohn zu behandeln ſchien.

Neun Monate dauerte dieſer Aufenthalt. Eine lange Zeit, in welcher ſchon manche anfangs königliche Grosmuth zur Kälte und Kargheit hinabſchwand! Das edle Betragen des Mauriſchen Monarchen verminderte ſich während derſelben nicht um ein Sonnenſtäubchen. Doch deſto größer, deſto unerwarteter war die Veränderung, die in Don Alfonſens Schickſalen vorging! — König Sancho hatte den Krieg gegen ſeinen iüngſten Bruder, Garzias *), ſo glücklich und glücklicher noch, als

*) Merkwürdig, daß auch Don Garzias zu einem Mauriſchen Fürſten, zu Benabad, den König von Sevilla floh, und ebenfalls von

den gegen Alfonſen ausgefochten. Den Lez-tern unterſtüzten ſeine Unterthanen wenigſtens; ienen ließen ſie ſelbſt im Stiche. Jede Stadt, vor welche Don Sancho rückte, ſchickt' ihm von weiten ſchon die Schlüſſel zu ihren Thoren entgegen. Binnen Jahresfriſt hatte er Leon, Gallizien und Portugall ſeinem Zepter oder vielmehr ſeinem Schwerdt' unterworfen. Aber ſeine unerſättliche Seele begnügte ſich damit nicht! Der lezte Wille ſeines Vaters hatte Toro und Zamora, zwei ziemlich mittelmäßige Städte, den beiden Infantinnen, Urraka und Elvira zum Leibgeding' angewieſen. Auch dies ſchien dem König Sancho eine Entwendung ſeines Eigenthums zu ſeyn. Er forderte die Pläzze von ſeinen Schweſtern zurück; und grif bei der erſten verneinenden

ihm gütig aufgenommen ward! — »Sancho, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, verfolgte ſeine Brüder, wie ſeine ärgſten Feinde; und zwei Mauriſche Könige, die natürlichen Feinde aller Chriſten (??) nahmen dieſe zwei Prinzen, wie ihre Brüder auf.«

Antwort zu ſeinem gewöhnlichen Hülfsmittel — zu den Waffen. Toro ergab ſich ſofort; aber Zamora ließ es auf eine Belagerung ankommen, und vertheidigte ſich ſo tapfer, daß Don Sancho endlich nur durch Hungersnoth zu bewürken hofte, was er mit ofner Gewalt nicht durchzuſezzen vermochte. Schon nahm in der eingeſchloßnen Stadt der Mangel überhand; ſchon ſtand die Beſazzung auf dem Punkt, ſich zu ergeben, als ein einziger kühner Mann, Bellides Dolfo mit Namen, wenn man nur noch einige Tage zögre, blos durch ſeinen Arm und ſeine Liſt die Belagerung aufzuheben verſprach. Man willigte in dieſe Friſt, und Dolfo floh ſofort ins Lager des Königs. Schlau genug ſpielte er dort die Rolle des Ueberläufers; verſprach dem bereits ungeduldig gewordnen Don Sancho ein Pförtchen zu zeigen, wodurch Zamora ſich leicht überfallen laſſe, und bewog ihn dadurch zu einem einſamen Ausritt; doch auf eben demſelben erſah er ſeine Gelegenheit; tödtete

ihn durch einen Wurfſpies von hinten zu, und entfloh.

Daß die Belagerung nun aufgehoben ward, verſteht ſich von ſelbſt. Doch Donna Urraka ſah ſich kaum von eigner Gefahr befreit, ſo richtete ſie ſofort auf Don Alfonſen ihre erſten Gedanken. Ein reutender, vertrauter Bote, zu Eil, Schweigen und Vorſicht ermahnt, ward ſchleunigſt nach Toledo geſchickt. Daß Don Alfonſo ſogleich kommen, von der Krone Beſiz nehmen, ſeine noch beſtürzten, noch ungewiſſen Baronen überraſchen ſolle, dies war ihr ſchweſterlicher und weislicher Rath. Mit einem unbeſchreiblichen Gemiſch von Erſtaunen und Freude, von Bedaurung und Vergnügen, von Hofnung und Furcht empfieng Alfonſo dieſe Botſchaft. Er trat ſofort mit ſeinen vertrauteſten Freunden in Ueberlegung. Alle ſtaunten wie er; alle waren der einſtimmigen Meinung: daß an ſeiner baldigſten Abreiſe viel, wo nicht alles gelegen ſei. Aber wie er ſich entfernen ſolle? Ob mit

oder ohne Vorwiſſen König Almenons? darüber wankte noch die Entſcheidung.

»Wenn nun dieſer Ungläubige, hieß es, — (denn für ungläubig galt auch der frömſte, der redlichſte Mahometaner in chriſtkatholiſchen Augen!) — die Abreiſe des Prinzen verhindern, die Verwirrung im Reiche ſeiner Erbfeinde nüzzen, den verwaiſten Thron entweder umſtürzen oder doch erſchüttern, das verlorne Portugall zurückbegehren, oder für Alfonſens Freiheit ſonſt ein hohes Löſegeld, für die ihm geſchenkte Ruheſtatt eine theure Vergütung fodern ſolte? Wer könte ihm dies verwehren? Wer es ihm verargen ſogar? Iſt er nicht ein Nachbar, ein Fürſt und ein Maure? Könte nicht Staatsklugheit auf iener und Religion auf dieſer Seite zu ganz andern Maasregeln, als ſeine bisherigen ſind, ihn verleiten? Freilich war er bis iezt Don Alfonſens Wohlthäter, Freund — ſein halber Vater ſogar! Freilich müſte ein ſo heimlicher Abſchied ihn ſchmerzen! Freilich

würd' ein ſolches Betragen von einer bloßen Privatperſon für Mistrauen und Undank gelten. Aber ganz andre Regeln ſchreibt bürgerliche Tugend und fürſtliche Staatsklugheit vor. Kaſtiliens Vortheil, die Vorrechte der Krone, die Wohlfahrt unſrer heiligen Kirche — was fodern, was entſchuldigen dieſe nicht! Auch iſt es am Ende ja nur ein Mahometaner, der getäuſcht wird.«

So lauteten die Gründe derjenigen, die Alfonſen eine heimliche Flucht empfahlen. Je länger er die Sache überdachte, je zweifelhafter ward ſie. Auch die Meinung der für ihn ſo wichtigen Grafen von Anſurez war die Meinung — gewöhnlicher Höflinge. Auch ſie riethen zu Verſtellung und Hinterliſt. Aber in Don Alfonſens Herzen ſprach doch, zu ſeiner eignen Ehre, lauter die Stimme eines innern, vielleicht nicht ganz entwickelten, aber deſto ſtärkern Gefühls. Er riß ſich raſch aus der Verſamlung, indem jene Räthe mit Kopfſchütteln und Achſelzucken ihm nachblickten; eilte zum König der Mau-

ren, deſſen unbewachte Thüre ihm ſtets offen ſtand, und ſprach:

„Edelmüthiger Almenon, als Menſchen, Blutsverwandte, und das Schickſal ſelbſt ſich gegen mich erklärten, fand ich bei dir Rettung, Freiheit, Freundſchaft, ſtandesmäßigen Unterhalt, — alles, alles, was ich auſſer meinem Vaterlande zu wünſchen vermochte! Zu ewigem Danke haſt du mich dir verpflichtet. Ihn dir ganz abzutragen vermag ich freilich nie; nur dein eignes Herz kan dich dafür belohnen. Aber wenigſtens einen Theil meiner Erkentlichkeit dir zu bezeugen, wenigſtens die Zinſen von meiner Schuld dir zu zalen — vielleicht, vielleicht giebt mir die Zukunft Gelegenheit und Kraft dazu. Denn wiſſe: mein Schickſal ändert ſich! Wiſſe, eben derienige Bruder, der mir alles, nur nicht das Leben rauben wolte, iſt todt! Eben dasienige Reich, das er zum Theil mir ſelbſt entriß, fällt nun, von ihm vergrößert und vereint, an mich zurück. Die Meinigen berufen mich zum Thron.

Wohlan, grosmüthiger Fürſt, vollende nun deine Wohlthaten gegen mich! Sende mich, als König, in mein Königreich zurück! Bisher war mein Leben dein Geſchenk; laſſ' es nun Kron und Zepter nicht minder ſeyn.«

Mit ernſter Aufmerkſamkeit hatte Almenon der Rede Alfonſens zugehört. Jezt da er ſpürte, daß der Kaſtilier geendet habe, — iezt fiel er ihm mit Freuden um den Hals, küßte ihn, und rief:

»Ja, Don Alfonſo, ich begrüße dich hiermit als einen König dreier Reiche; als den würdigen Erben eines ſeiner Gewalt unwürdigen Bruders; als einen der mächtigſten Monarchen Europens. Und um dich zu überzeugen, daß meine Freude nicht erheuchelt, nicht etwa die oft täuſchende Laune der erſten überraſchenden Minute ſei; ſo wiſſe: nicht aus deinem Munde zuerſt erfahr' ich Don Sanchens Tod.

Don Alf. (erſtaunt zurücktretend) Wie? Du hätteſt ihn früher ſchon gewußt?

Alm. Früher, als du ſelbſt! Seit nächſtverfloßner Mitternacht ſchon! So ſehr auch Donna Urrakens Bote eilte, meine Kundſchafter fanden doch noch kürzere Wege und ſchnellere Roſſe. Warum du heute früh ſo raſch und ſo heimlich deine vertrauteſten Freunde zuſammenberiefſt, das war mir nicht fremd; auch was ſie dir rathen würden, ließ ſich ebenfalls leicht vermuthen. Aber ich wolte gleichwohl dich iezt nicht ſtören; wolt' es im Stillen abwarten: welchen Entſchlus du faſſen würdeſt; ob (mit nachdrucksvollem Ton) dein dankbares Zutrauen mein Lob, oder dein undankbares Mistrauen meine Rache verdiene.

Don Alf. (etwas betreten) Deine Rache?

Alm. Ja! ia! denn warum ſolt' ich es leugnen, daß ich ein ſolches Mistrauen bei dir für eine Beleidigung, für einen Freundſchafts-Bruch gehalten hätte. Daß ich zwar den zu mir fliehenden Spaniſchen Prinzen mit Freuden aufnahm, doch den von mir entfliehenden König mit Ernſt zurück gehalten haben

würde! — Sieh, unmöglich war es dir, unbemerkt und ungehindert zu entfliehn. Schon ſind Kundſchafter und Wächter auf allen Straßen ausgeſtellt. Schon beobachteten Augen genug ieden deiner Schritte; und eben ſo ſicher, eben ſo raſch würden ihre Händ' und ihre Schwerter - - Doch ich freue mich, daß es deren nun nicht bedarf! Mit einem Geleite, wie es dem Könige und dem Freunde gebührt, will ich dich nun bis an die Grenzen meines Reiches begleiten. Begehrſt du mehr, ſo begehr es ohne Scheu! Ich gewähre dir im Voraus ſchon, was du foderſt. Offen iſt für dich meine Schazkammer; gerüſtet für dich mein Heer!

Don Alf. (ihn nochmals umarmend) Edler Greis, mein Vater und mein Retter! Wie ſoll ich dir zu erkennen geben, was alles in meinem Innern vorgeht?

Alm. Kein Wort des Dankes weiter! Deine Geſchäfte haben Eile, deine iezzigen Minuten hohen Werth. Doch bedarf ich von

dieſen leztern noch einige; laß uns daher deſto räthlicher mit ihnen umgehn! — Du betrugſt dich bisher, betrugſt dich iezt erſt wieder, brav und freundſchaftlich gegen mich; laß auch auf dem Throne nichts in dieſem Betragen dich ändern! Laß uns ſtets gegen einander ſo handeln, wie es unſern eignen Herzen, nicht unſern Höflingen gut dünkt!

Don Alf. Du ſprichſt dunkel.

Alm. So will ich mich deutlicher ausdrücken. Schwer iſt die Laſt der Krone, das weißt du ſicher bereits aus eigner Erfahrung! Schwer iſt es für Regenten ihr Amt redlich und gnügend zu verwalten.

Don Alf. Leider! leider!

Alm. Und noch ſchwerer wird ihnen oft die Erfüllung ihrer Pflicht durch eben dieienigen gemacht, die ſie ihnen erleichtern ſolten, durch ihre Diener, Räthe, Günſtlinge. — Alfonſo, daß du heute mir alles frei geſtandeſt — tauſend gegen eines! — es war das Werk d e i n e s H e r z e n s, ſicher nicht der Vorſchlag dei-

ner Freunde! Ob du beſſer gethan, ihnen oder dir ſelbſt zu folgen, das weißt du bereits. Aber erfahre nun auch wie ich gehandelt habe, als vorlängſt die meinigen ſich zwiſchen dir und mir zu ſtellen verſuchten! — Entſinſt du dich wohl des Tages noch, als du mich einſt, kurz nach der Jagd, auf Suſa, meinem Luſtſchlos, beſuchteſt? Du ließeſt dich dicht neben mir nieder. Plözlich ſträubte ſich das Haar auf deinem Vorderhaupte ungewöhnlich empor. Dreimal ſtrich ich ſelbſt es nieder, und dreimal richtete es ſich wieder auf. Entſinnſt du dich deſſen noch?

Don Alf. Volkommen! So klein auch dieſer Umſtand ſeyn mag!

Alm. In deinen Augen; ich habe nichts dagegen! Aber wahrlich, es gab Menſchen, die ihn nicht ſo erfanden! Denn noch am Abend dieſes Tages warnten mich meine Wahrſager, und ſchwuren: Dieſes ſich ſträubende Haar bedeute, daß ich in dir den furchtbarſten Feind meines Hauſes und meines Volkes

beſchüzze;

beſchüzze; bedeute: daß du einſt als Sieger und König in Toledos Mauern einziehen werdeſt. — »Daß es daher rathſam ſei, dich ſo ſchnell als möglich zu greifen und zu tödten! Dies fügten drei oder viere von meinen ſonſt weiſeſten Räthen wohlmeinend hinzu.

Don Alf. (mit einiger Verlegenheit, die er umſonſt zu verbergen ſucht.) Wie — eines ſo thörichten Aberglaubens willen —

Almen. (lächelnd) Und hätten deine Glaubensgenoſſen nichts, gar nichts, was der Gegenpartei eben ſo thöricht, ſo grundlos dünkte? Sind Wahrſager und Prieſter nicht überall? und nicht überall ſich gleich oder doch ähnlich? — Laß das iezt bei Seite! Ob es ganz nichtig ſei, aus Vorzeichen dieſer Art auf ſpäte Ereigniſſe zu ſchließen; — ob ich das, was dieſe mir verkündeten, überhaupt für möglich oder unmöglich hielt; dies gehört nicht zur Sache. Genug, ich verwarf einen Vorſchlag, wodurch Gaſtfreundſchaft und gegebnes Wort ſchändlich verlezt worden wäre. Er hat,

ſprach ich, Brod an meiner Tafel gegeſſen, Waſſer aus meinem Becher getrunken; der Tod komme über deſſen Haupt, der mir räth, eines ſolchen Mannes Meuchelmörder zu werden!“ — Meine Wahrſager und Höflinge verſtummten ſeitdem. Aber iezt, iezt fodr' ich von dir zum Lohn nichts, als ein einziges Verſprechen; leicht zu ertheilen, und leicht zu halten! Keinen von deinen Glaubensſäzzen, keine von deinen Herſcher-Pflichten beleidigt daſſelbige. Wilſt du es mir wohl leiſten?

Don Alf. O von ganzer — ganzer Seele gern!

Almen. Wohlan ſo bleibe dann, unter eidlicher Verſichrung, mein Freund, und der Freund meines ..

Don Alf. (raſch einfallend) Und der Freund deines ganzen Hauſes, ſo wahr mir Gott —

Almen. (ihn ebenfalls ſchnell unterbrechend) Schwöre nicht alzuraſch und alzuviel! Nur mein Freund, und der Freund meines älteſten Sohnes, Hiſſem, meines Thronfolgers — dies zu

bleiben, verſprich mir! Ueberlebſt du uns beide, dann = = (mit geänderten feierlichem Tone) Es iſt nur ein Gott, und Mahomet iſt ſein Prophet! Jener Einige thue mit Mahomets Geſchlecht, was ihm gut däucht! Zum freveln Kampfe mit dem Geſchicke ſelbſt hab' ich weder Fug noch Kraft.

Don Alfonſo gab ihm freudig und feierlich Wort und Hand. Almenon beförderte nun gegenſeitig die Abreiſe ſeines Gaſtes. Auf ein von dem Mauriſchen Könige gegebnes Zeichen, ſamleten ſich alle ſeine Krieger, die verſteckt im Hinterhalte lagen, und wurden die Bedeckung eben desienigen, zu deſſen Verfolgung und Verhaftung ſie bisher beſtimt geweſen waren. Auch begleitete Almenon in eigner Perſon den ſpaniſchen Prinzen bis an die Grenze beider Staaten, und ſchied dann von ihm, wie ein Vater von ſeinem geliebteſten Sohne ſich trennt, den er gern nie von ſich ließe, und doch iezt nie wieder zu ſehen fürchtet; mit Umarmung, Thränen und Seegenswünſchen.

Wie es Don Alfonſen erging, als er in ſeinen Staaten zurückkam; wie er ſeine Schuldloſigkeit an Don Sanchos Ermordung den Kaſtiliern durch einen Eid zuſichern muſte, bevor ſie ſeinem Zepter ſich unterwarfen; wie er ſeinen iüngern Bruder, Garzias, als er zurückkehrte, und auch ſein geraubtes Erbe wieder zu fordern gedachte, durch Liſt in ſeine Bothmäßigkeit lockte, ihn lebenslänglich in Haft behielt; und von keinem chriſtlichen Geſchichtsſchreiber, von keinem Biſchof deshalb getadelt wurde; kurz, was er alles thun mußte, um feſt auf ſeinen Thron zu ſizzen; dies gehört nicht hieher; dies leſe, wer es zu wiſſen begehrt, im Ferreras und Mariana ſelbſt nach. Nur ein Umſtand aus ſeiner Regierung hat mit dem Vorhergehenden noch Verbindung!

Drei Jahre ſpäter überzog der König von Sevilla den von Toledo mit Krieg. Schon war der Angreifer über Almenons Grenzen gedrungen; ihm die Spizze in ofnen Felde zu bieten glaubte ſich der Ueber-

raſchte zu ſchwach. Plözlich erblickte man von Toledos Thürmen auch von Norden her eine anrückende Kriegsmacht, und erkante gar bald, daß es — kaſtilianiſche Waffen wären. Almenon erſchrack. Geſandte wurden Don Alfonſen entgegen geſchickt, mit der Frage: »Ob dieſer Einfall die Vergeltung ehmals erwieſener Freundſchaft ſeyn ſolte?« — »Allerdings, »erwiederte König Alfonſo, denn ich komme, »um meinem Vater Beiſtand gegen den Feind »von Sevilla zu leiſten. Almenon vereine ſei»ne Schaaren mit den meinigen!« — Mit Entzücken vernahm der Greis dieſe Antwort. Er freute ſich über die trefliche Hülfe; er freute ſich faſt ſtärker noch über die ſeltne Tugend der Dankbarkeit bei einem chriſtlichen Prinzen, Ohne Mistrauen vereinte er ſeine Krieger mit dem Heere der Kaſtilier; ihre verbundne Macht zwang den Feind zum Rückzug.

Nach Almenons Tode beſtieg Hißem, ſein älteſter Sohn, den Thron. Der König von Kaſtilien blieb ſein Freund; doch nur kurze

Zeit währte Hiſʒems Regierung. Er ſtarb, und der iüngre Bruder, der ihm folgte, war eines ſolchen Vaters unwerth; herſchte mit eiſernen Zepter über ſein Volk, und beleidigte ſehr oft muthwillig ſeine chriſtlichen Nachbarn. Alle riethen iezt König Alfonſen zum Kriege — ſeine Großen, ſeine Prieſter, ſeine Gemalin ſogar. Lange widerſtand er ihrer Ermahnung. Ihn band zwar kein Eid und kein Verſprechen mehr; ihm ſchwebte nunmehr oft ienes Geſpräch und iene Verkündigung in Gedanken; aber die Ehrfurcht gegen Almenons Aſche dauerte immer noch fort. Nur ſpät und halbgezwungen gab er der allgemeinen Forderung nach, und ſiehe, die Prophezeiung — traf ein. Don Alfonſo eroberte das für unüberwindlich gehaltne Toledo. Nie kehrte dieſe große, ſchöne, feſte Stadt unter die Herſchaft der Araber zurück. Alfonſens Lob preiſen ganze Bände. Von dem edlern Almenon ſpricht zuweilen noch eine einzelne Zeile.

Die ältere Ehefrau

vielleicht ein Beiſpiel ohne Gleichen. *)

Der Oberſte von Molldorf, bis ins fünf und ſechszigſte Jahr Soldat mit Leidenſchaft, glaubte doch nun endlich fürs Vaterland, oder beſtimter zu reden für ſeinen Fürſten, ſich gnüglich herumgetummelt zu haben; und zog ſich für den Ueberreſt ſeines Lebens, mit einem mäßigen Gnadengehalt, mit einem bunten Bändchen im dritten Knopfloche, einem ſteif-geheilten Arm und zwei podagriſchen Knieen,

*) Dasjenige Gegenſtück zur: Matrone, wie es deren wenig giebt, das ich ſchon in der 6ten Samlung dieſer Auflage, S. 248 verſprach. In allen hiſtoriſchen Umſtänden volkommen getreu. Nur in einigen kleinen Nebenzügen und Namen abgeändert, weil wenigſtens eine, wo nicht zwei Hauptperſonen davon noch leben.

auf ſein ſchönes, halb ererbtes, halb durch weisliche Sparſamkeit erworbnes Landgut zurück. Er war, im Ganzen genommen, was die Sprache des gemeinen Lebens einen guten Herrn nennt, obſchon, nach Sitte alter Krieger, zuweilen ein wenig auffahrend und rauh. Nie verehlicht und unbeerbt hielt er ſich deſto mehr verpflichtet ſeine ärmern Verwandten zu unterſtützen; und da er deren zwei hatte, im Grade der Blutsfreundſchaft und der Bedürfnis ſich volkommen ähnlich, — ſeines Bruders Sohn, einen Knaben von zwölf, und ſeiner Schweſter Tochter, ein Mädchen von beinahe zwanzig Jahren, ſo nahm er, um keinem weh zu thun, beide zu ſich. Sie glichen ſich, inſofern ſie Waiſen und durch die ſchlechte Wirtſchaft ihrer Eltern ganz vermögenslos geworden waren; doch an Gemüth und Betragen unterſchieden ſie ſich faſt noch mehr, als an Geſchlecht und Alter.

Für einen bildſchönen, aber etwas muthwilligen Burſchen galt Karl Molldorf. Ungern ließ er ſich in allem, was er ſprach und that, viel vorſchreiben. Worauf er ſelbſt verfiel, das betrieb er eifrig und geſchickt; was ihm anbefohlen ward, gelang ſelten. Jeder Drohung und Strenge ſezt' er Troz entgegen; bei guten Worten war er biegſamer als Wachs. Ueber Geſchenke, die er erhielt, freut' er ſich innig, doch nie laut; zu ſchmeicheln verſtand er durchaus nicht. — Helena Drewiz hingegen war ſanften ſtillen Geiſtes, fleißig in jeder Arbeit, die man ihr auftrug, furchtſam beim kleinſten Tadel, beſcheiden in Anzug und Reden, gewöhnt von Jugend auf nach andrer Willen ſich zu fügen. — Wenn Zipperlein und Winterluft den Alten oft mismuthig in ſein kleinſtes Zimmer zum warmen Ofen trieben, nahm ſich Karl das wenig oder gar nicht zu Herzen, ſondern ſprang um ſo raſcher durch Pfüzzen und Schneegeſtöber, weil er heute einen Aufſeher minder hatte. Lehnchen

hingegen wich dann faſt nie von des Oheims Seite; brachte ihm mit beſorgter Miene und eignen Händen iezt die Suppenſchaale, und iezt die Guaiack-Tropfen; erbot ſich ihm bald die Tobakspfeife einzuſtopfen, bald die Zeitung vorzuleſen; ſang ihm iezt ein Lied am Klavier, und bat ihm iezt, ihr etwas vom Ueberfall bei Hohkirch, oder der Schlacht bei Torgau zu erzälen.

Die Würkung dieſes Unterſchieds konte nicht lange ausbleiben. Der Oheim, der ſich oft — und nicht ſelten zur Unzeit! — über den Muthwillen ſeines Neffen recht herzlich ärgerte, gewann bald die Nichte noch herzlicher lieb. Nicht nur, daß ſie völlig für Frau im Hauſe galt; daß Küche, Stall, Hof und Keller unbedingt ihr zu Gebote ſtanden! Sondern, wenn nun auch geſündre Tage und beßre Laune beim Oberſten wieder einkehrten, ſucht' er ſeine treue Wärterin für ihren bewieſnen Eifer zu belohnen, wo er nur wußte und konte; bald durch ein neues Kleid, bald

durch Uhr und Ring; bald indem er ſie auf=forderte, ſelbſt zu begehren, was ihr Freude machen könne. Doch auch dann nüzte das brave Mädchen ſeine beſte Laune faſt nie zu eig=nem Vortheil. Daß er einem ſeiner Unter=thanen den Erbzins fürs nächſte Jahr, oder die Geldbuße für einen Fehltritt erlaſſen, — einer armen Häuslerin die verlorne Kuh wie=der erſezzen, oder zu einem Kranken den Arzt aus nächſter Stadt holen laſſen möchte; dar=innen beſtanden gemeiniglich die Wünſche, die ſie ihrem Oheim vortrug und bei ihm durchſez=te. Wohl zehnmal bat ſie für andre, ehe ſie ein einzigesmal an ſich ſelbſt dachte.

Auch Karl verdankte ihr manches kleine Ge=ſchenk ſeines Oheims, und die Erlaſſung von manchem Verweis. Wenn er mit der Dorf=jugend handgemein geworden war, ein paar Tafelſcheiben eingeworfen, ein Blumenbeet zertreten, oder ſonſt einen ähnlichen Unfug angeſtellt hatte, ſo ſuchte Lehnchen es immer zu bemänteln, oder zu verringern. Selten er=

kante der raſche Knabe ihre gute Meinung ſo wie er ſolte; glaubte oft in ihrer freundſchaftlichſten Ermahnung nur die unberufne Hofmeiſterin zu erkennen, und neckte ſie wohl ſelbſt zum Danke dafür heimlich. Erſt als er, ſchon allmälig zum Jüngling aufgewachſen, auf ihre Vorbitte einſt ſeines höchſten damaligen Wunſches, eines eignen Reitpferdes, theilhaftig ward, — erſt ſeitdem fing er an ihre Denkart zu ſchäzzen; bewarb ſich nun oft, wenn er etwas durchzuſezzen wünſchte, um ihre Unterſtüzzung, und erhielt ſie faſt immer. Vorzüglich wohl befand er ſich dann dabei, als er im zwanzigſten Jahre auf eine höhre Schule geſchickt ward; denn auch hier waren der alte und iunge Mollsdorf ſelten zuſammen einig. Der Oheim wolte ſeinen Neffen zwar nicht Noth leiden laſſen, doch auch, nach Gewohnheit des Alters, die Börſe nicht allzuweit aufthun. Der Neffe war kein Verſchwender, doch ein Jüngling, der ſeine Jugend auch zu genießen, und unter ſeines Gleichen lieber voran, als ganz zulezt

zu ſtehen wünſchte. Darüber kam es oft zur Ebbe in ſeiner Kaſſe, und zu einer Flut von Verweiſen in des Alten Briefen. Schon ein paarmal ſprach der Leztere von gänzlichem Hand-Abziehn, von Ueberlaſſung ſeines Schickſals und ſo weiter. Doch immer wußte Lehnchen noch zur rechten Zeit ihn zu beſänftigen; und that manches, was wir — ſpäter erſt genauer erfahren werden.

Daß ein ſo ſanftherziges, überall zum Beſten würkendes Mädchen bald geſchäzt unter ihren Bekanten, und von den Unterthanen ihres Oheims faſt angebetet werden muſte, dies iſt ſehr begreiflich. Doch daß eben dieſelbe ſchon ins zwei und dreißigſte Jahr trat, und immer noch ledig, ia gewiſſermaßen ſogar unbegehrt blieb, das ſchien höchſt ſeltſam auf einer Seite, und war doch höchſt begreiflich auf der andern. — Nie hatte Helena Drewiz in Rückſicht der Außenſeite mit ihrer griechiſchen Namensſchweſter zu wetteifern vermocht. Nicht häßlich, oder ganz

hübſch! das war alles, was man von ihr ſagen konte. Sie war gut gewachſen, doch etwas zu hager; von feiner Geſichtsbildung, doch etwas zu bleich; mit blauen, ſanften, doch etwas matten Augen ausgeſteuert; hatte nichts, was auf den erſten Anblick feſſelt; ward angenehm, wenn ſie ſprach; aber ſprach wenig und nie unaufgefodert. Bis zum Tage, wo ſie ins Haus ihres Oheims kam, ga't ſie für ein blutarmes Mädchen; ſeitdem muthmaßte man zwar, daß ſie der Oberſte nicht ohne Ausſteuer, doch äußerſt ſchwer von ſich laſſen werde. Würklich runzelte er bei einer oder zwei Anfragen, die ganz von weitem geſchahen, ſogleich gewaltig die Stirne; und das gefällige Mädchen brach, ſo bald ſie dies merkte, alle Unterhandlung von ſelbſt ab; that es um ſo williger, da gerade bei dieſen Freiwerbern ihr eignes Herz wenig oder nichts fühlte. Doch andre, wo eine Entſagung ſchwerer und verdienſtlicher geweſen ſeyn dürfte, ließen durch ienes Beiſpiel ſich abſchrecken. —

»Fräulein Helena will nicht heirathen!« ging ein Gerücht umher, dem der Oheim — wenigſtens nicht widerſprach.

Ohnedem ſamleten ſich auf dem Schloſſe eines podagriſchen, ſchon etwas mürriſchen, betagten Invaliden nur immer wieder Männer von ſeinem Alter und Stande. Die iungen liebenswürdigen Taugenichts blieben ganz weg. Sie auswärts zu ſehn, und von ihnen geſehn zu werden, fehlt' es Helenen an Gelegenheit. So ſchlichen zwölf Jahr dahin. Oft mochte wohl eine gewiſſe Leere des Herzens, ein Verlangen an Winter-Abenden oder Frühlings-Morgen ſie anwandeln; und wann ſie hörte, daß wieder eine ehmalige Freundin Braut oder Gattin geworden ſei, ein leiſes Ach! oder Warum? in ihr aufſteigen. Doch immer beſänftigte ſie ſich bald wieder; fand in Erfüllung häuslicher Pflichten hinlängliche Beſchäftigung, hinlängliches Glück; und glaubte zulezt im Ernſt ſchon über die Jahre und Gefahren der Liebe hinweg zu ſeyn. Daß ſie ſich irrte, ſieht

ieder voraus, der durch Erfahrung weiß, daß die Liebe an keine Zeit ſich bindet.

Reichliche fünf Jahre hatte Karl Molldorf auf Akademieen und dann auf einer Reiſe nach Paris und London zugebracht; hatte während dieſer Zeit — ſo wolt' es der Eigenſinn ſeines Oheims! — nicht einen einzigen Beſuch in der Heimath gemacht. Jezt kam er endlich wieder, und war im eigentlichſten Sinne des Worts, ein wohlgebildeter junger Mann geworden; hatte ſeinen Geiſt mit Kentniſſen bereichert, ſeine moraliſche Denkart geläutert, auch ſeinen Körper mit Vortheil geformt. Wer ihn ſah, ſtaunte, und kante ihn nicht mehr. Grade iene lange Entfernung hob den Unterſchied zwiſchen iezt und ehmals mit doppeltem Gewinn heraus. Das fühlte der Oheim gar wohl, der den Neffen iezt zum erſtenmal als ſeinen Sohn, als ſeinen lieben Sohn ſogar begrüßte, und laut geſtand: er hoffe ienes Erziehungs-Kapital nun auf gute

Zinſen

Zinſen ausgeliehen zu haben! — Das fühlte weit ſtärker noch — Fräulein Helena.

Warlich, kaum traute ſie ihren Augen, kont' es kaum begreifen, wenn ſie überdachte, daß dieſer ſchöne, kraftvolle, vollendete Mann einſt als Knabe unter ihrer Aufſicht geſtanden, und vor wenig Jahren erſt — ſo däucht' es ihr! — als halberwachsner Jüngling weggegangen ſei. Ganz unbeſorgt, welche Gefühle in ihr erwachten, konte ſie ſich die erſtern vier oder fünf Tage an ihm nicht ſatt ſehen, ſatt hören. Jeden Augenblick, ihren häuslichen Geſchäften abgeſpart, ſuchte ſie in ſeiner Geſellſchaft hinzubringen, begleitete ihn auf iedem Spaziergange; nahm immer bei Tiſche ihren Plaz neben ihm; fragte, wenn er nur ein Stündchen auf ſeinem Zimmer allein zubrachte, ſogleich: wo er ſei und bleibe? und glaubte mit allem dieſen nichts beſonders, geſchweige gar etwas tadelnswürdiges zu thun; denn ſie hatte ia ſo unendlich viel ihm zu erzälen, und über noch mehreres ihn zu befragen!

Sie waren ia ſo alte Freunde und ſo nahe Verwandte!

Aber bald ſtuzte ſie doch ſelbſt über dieſes neue Bedürfnis; merkte bald, welche Leidenſchaft ſie bedräue, oder vielmehr ſchon beherſche; und ſagte ſich ſofort alles, was nur die ſtrengſte, aufrichtigſte Freundin zu ſagen vermocht hätte. Die Ungleichheit ihres Alters, der geringe Vorzug ihrer Geſtalt, der Unterſchied ihrer Gemüthsſtimmung, ihr ehmaliges Verhältnis, wodurch eigentliche Liebe gewiß mehr gehindert als befördert ward, — alles das ſtand ihr hell vor Augen. Daß ihre Zärtlichkeit hier Erwiederung finden ſolle, dünkt' ihr ſelbſt unwahrſcheinlich; daß Entdeckung derſelben ſie lächerlich machen dürfte, hielt ſie für nur alzumöglich. Dieſem Uebel vorzubeugen ward ihr ernſter Entſchlus. Sie legte ſofort Hand ans Werk, und es gelang, und — mislang ihr, wie man es nun nehmen will.

Sie modelte vor allen Dingen ihr Betragen gegen Moldorf. Blos die Verwandſchaft trat in das ihr gebührende Recht. Alle Aufmerkſamkeit, die dem Freund und dem Vetter gebührten, wurde ihm erwieſen. Daß er ihrem Herzen noch mehr ſei, verrieth kein Wort und keine Miene. — Aber freilich ſie ſelbſt litt deſto mehr dabei. Ihre Wange ward noch bläſſer, ihr Blick noch matter als ſonſt; ihre bisher gelaßne Stimmung ſchien ſich der Schwermuth zu nahen. Wer ſie kante, ſpürte dieſe Veränderung, rieth auf Unpäßlichkeit, und fragte: Ob etwas ihr fehle? Sie gab allen — ſelbſt Karln, als er mit Theilnahme darnach forſchte, — eine verneinende Antwort. Viele beſorgten: es ſchleiche eine Abzehrung ihr nach; noch andre: ſie habe ſolche ſchon. Ein Einziger ahndete ihr Geheimnis, und dieſer Einzige war — ihr Oheim.

Ihm — der freilich durch einen zwölfjährigen Umgang Helenens Herz von Grund aus kennen konte, ia faſt kennen muſte, —

ihm, der ihr Betragen in mänlicher Geſellſchaft oft genug, und in der erſtern Zeit auch ſcharf genug beobachtet hatte, ihm war es gleich anfangs vorgekommen: als ob Helena doch dieſen Vetter ein wenig alzuwarm empfange; als ob ihr Blick doch zuweilen ein wenig alzuſtarr auf ſeinen Geſichtszügen hafte; und als ob ihr ein iedes Wort, das Vetter Karl ſpreche, doch ein wenig alzuwichtig dünke. Ihm war auch der raſche Uebergang von leidenſchaftlicher Bewunderung zur kältern Höflichkeit nicht entgangen; und als er einſt unter vier Augen abſichtlich ſie fragte: Ob ſie gar keine Freundin habe, gar kein reizendes, braves Mädchen in der Nachbarſchaft kenne, die man gelegentlich in Karls Geſellſchaft bringen und zur künftigen Gemalin ihm vorſchlagen könne? als ſie da plözlich vom Kinn an bis über die Stirne roth, bleich und wieder roth ward; als ſie ſich ſtotternd mit ihrer Unkunde in allen Vorſchlägen dieſer Art entſchuldigte; gleich drauf ihren Seſſel unterm Vorwand eines kleinen häuslichen Ge-

ſchäfts zurückſchob; wegging und in vier Stunden nicht wieder kam; da hatte der Oberſte vollkommen weg, was ihr fehle. Dennoch ſchwieg er, und nur als ihm ein paar Tage drauf ein Arzt aus der Hauptſtadt, der zum Beſuch herausgekommen war, verſicherte: Fräulein Helena habe eine Stahl und China-Kur äußerſt nöthig; nur da ſchüttelte er mit bedenklichem Lächeln den Kopf, und ſagte: »Schreiben Sie ihr Rezept, »Herr Doktor! Ich bezahl' es gern. Aber drollicht bleibt es doch, daß ich alter, unſtudierter »Soldate mich getraue in dieſem Falle noch ein »beßres Rezept zu ſchreiben, als ihr graduirte »Herrn.«

Wenn ſonſt die Nichte heimlich liebt, und der Oheim es merkt, pflegt iene ihre Neigung für höchſt erlaubt, dieſer ſolche nicht ſelten für ſtrafbar zu halten; pflegt iene den Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit anzulocken, dieſer ihn zu entfernen. Hier war der Fall umgekehrt. Je mehr Helena ſich beſtrebte der Geſellſchaft dieſes ihr ſo werthen und ſo gefährlichen iungen

Manns auszubeugen, ie mehr beſtrebte ſich der Oberſte ihn ihr näher zu bringen; ſah in ihrer Liebe das Thörichte gar nicht, was ſie ſelbſt drinnen fand, und wünſchte bald nichts mehr, als daß ſie — erwiedert werden möge. Seine Nichte bekam ia dann einen liebenswürdigen Mann, ſein Neffe ein redliches, trefliches Weib; ſein Vermögen blieb dann einſt beiſammen, ſein Rittergut unverſchuldet, und er ſelbſt — ſein höchſter Wunſch! — war verſichert, ſich bei Lebzeiten nie von ſeinen Kindern, zumal von ſeiner Lieblingstochter, trennen zu dürfen. Zwar war er nicht blind gegen die Ungleichheit ihres Alters; hatte oft gehört, und oft geſehn, daß Ehen dieſer Art nichts taugten; und wünſchte oft im Geheim: »Möchten ſie doch mit ihren Jahren tauſchen können! dann wäre alles im »glücklichſten Verhältnis.« — Gleichwohl war er Hageſtolz genug, dieſes Verhältnis nur für erſprieslich, nicht für nothwendig zu halten; glaubte ſteif und feſt, daß ein gänz-

liches Mislingen der Ehe nur von einem Fehler des Herzens, nie blos vom Abſtand des Alters — wenigſtens nicht eines ſolchen Alters! — herrühren könne. — »Iſt nicht ohnedem, dacht' er bei ſich ſelbſt, dem Ehmann nach fünf oder ſechsiährigen Beſiz die äußre Form ſeiner Gattin größtentheils ſehr gleichgültig? Iſt er nicht glücklich genug, wenn er dann noch in ihr eine würdige Freundin, eine Vertraute in Freud' und Leid beſizzet? Schön war Lehnchen nie; hübſch bleibt ſie wahrſcheinlich noch ein zehn oder zwölf Jahr; angenehm und achtungswerth gewiß durchs ganze Leben. Jeden Mann, der ihren Werth nicht verkennt, würde ſie zu beglücken vermögen. Wie vielmehr noch denienigen, den ſie ſich ſelbſt gewählt, und um den ſie ſich bereits ſo manches frühere Verdienſt erworben hat. Wenn er nur einmal ſich beſtimte, nur einmal ſich erklärte; fürs Feſthalten würde ſie ſchon zu ſorgen wiſſen.«

Mancherlei Fehlſchlüſſe und Unrichtigkeiten ſchlichen ſich in dieſe Gedankenreihe. Aber wenigſtens waren ſeine Abſichten redlich! Wenigſtens täuſcht' er nur denienigen, den auch die beſten Menſchen ſo oft zu täuſchen pflegen — ſich ſelbſt! und die Richtigkeit ſeiner Maasregeln vergütete gewiſſermaßen, was der Richtigkeit ſeiner Gedanken abging. — Er hätte mit Karln im Ton — wenn auch nicht des väterlichen Befehls, doch — der väterlichen Ermahnung ſprechen können. Aber er kante ſeine Denkungsart, die ſelbſt den Schein des Zwanges haßte, und achtete ſolche. Er hütete ſich ihm auch nur durch ein voreiliges Wort ſeine Abſicht merken zu laſſen. Er verbarg ſie ſogar ſeiner Nichte; denn er ſah ihren innern Kampf, ſcheute ihre Schüchternheit und glaubte ihres Geſtändniſſes ſowohl, als ihrer Vollmacht entbehren zu können. — So oft er iedoch Karln ein Geſchenk machen wolte, ſchickt' er es ihm durch Helenen; ſo oft er allein mit ihm ſprach, miſcht' er Helenens

Lob in ſeine Rede. Daß Karl iederzeit herzlich mit einſtimte, freute ihn; daß er nichts weiter ſagen und thun wolte, verdros ihn; endlich glaubt' er doch die Mine gnüglich vorbereitet zu haben, um ſie ſpringen zu laſſen.

Einſt nach dem Abendeſſen ſaßen Oheim und Neffe allein, im Kabinette des Erſtern, bei einem Glaſe Punſch, dem Leibgetränke des Alten. Helena, heute ſtiller noch als gewöhnlich, hatte bereits in ihr Schlafgemach ſich begeben. Das Geſpräche, vom Oberſten unbemerkt gelenkt, kam auf das Leben in der Fremde, auf die mancherlei Gefahren, die einen Ungeübten bedrohen, auf die mancherlei Klippen, woran nicht ſelten Gutherzigkeit und Leichtſinn ſtranden; und der iüngre Moldorf geſtand, daß er ſelbſt ſchon einigemal nahe dran geweſen ſei, durch böſe Geſellſchaft, und durch Betrüger, welchen er zur Unzeit getraut, verführt zu werden.

Der Oberſte lächelte, — »Offenherzig geſtanden, Karl! (ſprach er, und faßt' ihn ver-

traulich bei der Hand) es gab Zeiten, wo ich beſorgte — nicht, daß du verführt werden würdeſt, ſondern daß du es wäreſt. Im zweiten Jahr auf Akademien, als der Liebeshandel mit der Wirthstochter — die Spielſchuld am Farotiſche, und der Streit bei der Schlittenfahrt — zugleich in einer Woche mir zur Kundſchaft kamen; da gab ich ſchon die Hofnung auf, an dir Freude zu erleben! da ſtand ich ſchon im Begrif, dich auf eine Art zu beſtrafen, die — ich ſeh es ſelbſt nun ein, — alzuraſch und alzuhart geweſen wäre; und die ich doch, einmal ausgeſprochen, gewiß nicht widerrufen haben würde. Sieh, Karl, (er wankte bei dieſen Worten nach ſeinem Schreibeſchrank, zog ein Papier hervor und bot es ihm dar,) ſieh, hier iſt ein Teſtament ſchon unterzeichnet und beſiegelt, das deine ganze Erbſchaft nach meinem Tode auf tauſend Thaler beſchränkte, und auch dieſe beim kleinſten Murren dir wieder weg nahm! Sieh, hier iſt ein Brief — daß er ſchon eingepackt war, zeigen

ſeine Brüche! — der dir ankündigte: ein bei-geſchloßner Wechſel von zweihundert Thalern ſei deine lezte Unterſtüzzung bei meinem Leben. Des andern Tags bereits wolt' ich dieſes Schreiben abſenden, und ienes Teſtament gerichtlich niederlegen; da — kanſt du errathen, weſſen Hand einen Riß in dieſe Urkunde machte, und den Brief aus ſeinem Umſchlage hervorzog?

Weſſen Hand, mein Vater, hätte dies gedurft, wenn es die Ihrige nicht that? Oder wie? ſolte Helenens Vorwort vielleicht —

Obriſt. Ja wohl Helenens — Helenens allein! Aber nenn' es nicht Vorwort blos. Es verringert zu ſehr das, was ſie that. Noch iſt mir unbegreiflich, woher ſie erfuhr oder errieth, was ich glaubte im Stillen beſchloſſen zu haben und im Stillen auszuführen. Doch daß ſie, zu deren größten Vortheil dieſer Entſchluß gereichte — ſie, die ich zur einzigen Erbin meiner ſämtlichen Haabe erklärte, — die das reichſte Mädchen ſechs Meilen im Um-

kreis dadurch zu werden vermochte, — daß ſie ſofort mit Bitten und Flehen dagegen ſich ſtemte, mehr that, als eine Schweſter für ihren geliebteſten Bruder — ia gewiß mehr, als du damaliger Trozkopf für dich ſelbſt gethan haben würdeſt; das war bei Gott, doch ſchön und groß gehandelt! Hier auf eben der Stelle, wo du iezt ſizzeſt, umarmte ſie zulezt, als ich durchaus nicht wolte, im Feuer ihrer Beredſamkeit meine Knie, und ließ nicht eher ab, bis ich ihr dieſen Riß zu machen erlaubte, und ihr Wort und Hand drauf gab, dir wenigſtens diesmal zu verzeihen.

»Und davon — davon, mein Vater, ſchrieben Sie mir nie ein Wort?«

Obriſt. Weil gänzliches Stillſchweigen hierüber ein Punkt mehr war, deſſen Zuſage mir das edelmüthige Mädchen halb abflehte, halb abzwang. Noch iezt würde ſie zürnen, wüßte ſie in dieſem Augenblicke, wovon wir ſprechen. —

Faſt mit iedem neuen Worte war Karls Erſtaunen gewachſen. Daß ſein Oheim vordem

zuweilen auf ihn unwillig und Helenens Vorſprache ihm erſprieslich geweſen ſei; beides wußt' er zwar längſt Doch daß die Gefahr der Verſtoßung ſchon ſo nahe über ſeinem Haupte geſchwebt, daß Helene dann ihre uneigennüzzige Grosmuth ſo weit getrieben habe, dies war ihm ganz fremd; und kaum wußt' er, was er mehr dabei bewundern ſolte: den Edelmuth der That ſelbſt, oder ienen zweiten, der in Verſchweigung ihres Verdienſtes lag? Jezt, indem er ſeine Empfindungen zu lüften ſuchte, indem er ſich faſt heiſer an Lobeserhebungen ſprach, — iezt kam er almälig ganz in die Stimmung, auf welche ſein Oheim gerechnet hatte. Abſichtlich gab ihm dieſer Zeit ſich auszubreiten, ſich gleichſam an ſeinem eignen Feuer zu erwärmen; und erſt, als der iunge Mann wohl zehnmal gezweifelt hatte: ob er auch iemals Gelegenheit finden werde, Helenen die ganze Größe ſeines Dankgefühls zu bezeigen? — erſt dann

grif der Alte mit Gewandheit wieder in ſeine Rede; fragte halb ernſthaft, halb lächelnd:

„Aber wie dann, lieber Karl, wenn die Gelegenheit zum Danke würklich ſchon da wäre? Wenn du Helenen alles, was ſie für dich that, vergelten — ihrem Gefühle nach mit Wucher vergelten könteſt?

Karl (aufmerkſam werdend) Und wodurch, mein Vater, wodurch?

Obriſt. (den Kopf ſchüttelnd) Erräthſt du meinen Sinn würklich nicht? Gelang es würklich Helenen dir zu verbergen, was ſie freilich, aus unzeitiger Schaam, gern der ganzen Welt und ſich ſelbſt verbürge?

Karl (immer dringender) Was denn, mein Vater, was denn?

Obriſt. Daß ſie liebt! Dich liebt! — Karl, als ſie iene Vorbitte einlegte, ſah ſie gewiß nur den Vetter und den ſchuzbedürftigen Jüngling in dir. Doch daß ſie iezt mit weit andern Gefühlen dich betrachtet; daß Liebe zu dir ihr ganzes Herze füllt, ihre Geſundheit

untergräbt, ihre ganze Denkungsart umſtimt, — Karl, iſt es Blindheit oder Beſcheidenheit von dir, daß du dies alles bisher nicht merkteſt? daß ich es dir erſt verdollmetſchen muß? —

Man ſieht, der Obriſte war iezt da, wo er ſeyn wolte. Was er nun ſprach, erräth ſich dem Sinne nach leicht, obſchon die Worte fehlen. Auch ſprach er wohl fünf Minuten hinter einander allein. Seine Pläne, ſeine Wünſche, ſeine Hofnungen, — alles drängte er ſo ſtark und ſo gnügend als möglich zuſammen. In einer Art von ſtummer Betäubung vernahm ihn der Neffe. Ganz unerwartet in ieder Rückſicht kam ihm dieſe Wendung, dieſe Entdeckung. Daß ſie ihn nicht grade mit des Entzückens höchſter Wonne überſtrömte, würde ein ganz unbefangner Zuſchauer doch wohl aus ſeinem Schweigen und einigen unentſchloßnen Blicken geſpürt haben. Selbſt dann blieb er noch ein paar Augenblicke ſtum, als der Oheim nun geendet hatte, und eine Ant-

wort zu erwarten ſchien. Doch war der Kampf bald zu Helenens Vortheil entſchieden. — „Mein Vater, rief er, überraſchender kam mir noch nie eine Botſchaft. Doch wenn ihre Muthmaßung ſie nicht täuſcht; wenn dieſes edelmüthige Mädchen würklich mich liebt; wenn Neigung zu mir der Grund ihrer Kränklichkeit ſeyn ſolte; dann ergreif ich mit Freuden dieſe Gelegenheit zum Danke; will mit Freuden der Arzt ſeyn, durch den ſie geneſt. Wär' es nicht iezt ſchon tiefe Nacht, in dieſer Minute noch würd' ich in Helenens Zimmer eilen; würde Herz und Hand ihr anbieten, oder Sie, mein Vater erſuchen, Freiwerbers-Mühe zu übernehmen.“

Am Halſe des iungen Manns hing bei dieſen Worten der Greis voll Entzücken. Selbſt bei der Rückkehr aus der Fremde, nach iener fünfiährigen Entfernung, hatt' er ihn nicht halb ſo feurig umarmt. Zehen-zwanzigmal ließ er ſich die Hand drauf geben, daß Karl Wahrheit ſpreche. Immer hatt' er beſorgt,

ſein

ſein Herz würde ſchon verſagt ſeyn. Er begrif das Gegentheil kaum, aber er freute ſich deſſen unendlich. Bis nach zwei Uhr in der Nacht wurde noch geſchwazt; iezt von der künftigen häuslichen Einrichtung, iezt von Helenens Ueberraſchung, iezt vom wahren Glück vernünftiger Ehe, und iezt von dem Schmaus und Feuerwerk, welches der Oberſte allen ſeinen Nachbarn geben wolle. — So redſeelig war der gute Alte ſeit dem Abend nach der Schlacht bei Torgau nicht geweſen. Daß er faſt allen Punſch allein austrinke; daß er immer hundert Worte ſpreche, bevor Karl zu einem einzigen komme; dies und noch mehreres bemerkt' er nicht einmal. Sie ſchieden mit der Abrede, daß Karl noch vor dem nächſten Mittagsmal ſeinen Spruch anbringen ſolle. Ob ſchriftlich oder mündlich? ward Karls Wilkühr überlaſſen. Er nüzte dieſe kleine Freiheit, um dem Oheim einen Beweis mehr von ſeinem Eifer zu geben.

Wahrſcheinlich hatte die Freude über ſein gelungnes Werk den guten Greis noch einen großen Theil der Nacht wach erhalten; deſto müder, deſto ſanfter war er erſt gegen Tages Anbruch eingeſchlummert, und ſchlief um acht Uhr noch, als Helene, ihrer Sitte nach, eigenhändig das Frühſtück ihm brachte. Schon dran gewöhnt, ihn dann noch oft auf ſeinem Lager, doch ſtets wach zu finden, eilte ſie mit einem Papier in ihrer Hand zu ihm hin, und rief: „O mein Vater, was haben Sie gemacht? Wer hat Ihnen mein Geheimnis, „und warum haben Sie es Karln verrathen? „Dieſen Brief — Karl hat ihn geſchrieben; „aber Sie ſelbſt haben ihm ſolchen in die Feder „geſagt!“ — Aus ſeinem Schlummer fuhr der Alte empor. Wovon die Rede ſei, konnt' er zwar leicht errathen; doch überraſcht' ihn die Eil ſeines Neffen. Er begehrte den Brief zu ſehn, und fand ihn ganz nach ſeinem Herzen. Karl hatte in ſolchem nicht mit der erkünſtelten Glut des Schwärmers, aber wohl mit der Wärme

eines gefühlvollen Mannes geſprochen. Er bezog ſich auf die Verſichrung ſeines Oheims, daß er hoffen dürfe, Erwiedrung zu finden; aber er trug ihr ſeine Hand nicht etwa als ein Geſchenk des Mitleids, ſelbſt nicht als einen Beweis des Danks, ſondern als einen längſt gehegten Wunſch innigſter Vereinigung, als die Folge derienigen Hochachtung an, die ſelbſt mit bloßer Freundſchaft ungern ſich begnügt; und er ſchien deſto wahrhafter zu ſprechen, ie mehr er Uebertreibung vermied. — Zweimal überlas der Oberſte den Brief; dann erſt fragt' er mit gutmüthigem Lächeln: Nun, Lehnchen, was wirſt du antworten?

Nichts konte einfacher ſeyn, als dieſe Frage; nichts ſchwüriger für Helenen, als ihre Beantwortung. Das arme Mädchen ſtand iezt am bedenklichſten Scheideweg ihres ganzen Lebens. Unerwartet, neidenswerth, übereinſtimmend mit ihren geheimſten Wünſchen war der Antrag, der ihr gemacht worden. Ein ſchöneres Glück konte ihren Gefühlen nicht

winken; — eine größre Gefahr eben ſo we-
nig! Alle Gegengründe, womit ſie das Auf-
keimen der Leidenſchaft zu bekämpfen geſucht,
ſtanden auch iezt noch vor ihren Augen, ho-
ben und unterdrückten ſich wechſelſeitig. Daß
dies doch nicht die Sprache innigſter Liebe ſei;
daß Karl bald bedauern werde, was er iezt,
aufgefodert von einem dritten, thue; daß dann
die Kälte ihres Gemals, der Spott der Welt,
die Reue ihres eignen Herzens ſie treffen dürf-
te; alles dies verſchwieg ſie ſich ſelbſt keines-
wegs; alles dies trug ſie auch in die Antwort
über, die ſie ihrem Oheim — ſtockend ertheil-
te. Nicht unerwartet kamen ihm ihre Zweifel;
nur ernſtlicher, als er vermuthet hatte, wurden
ſie vorgetragen. Er ließ ſie ganz ausreden, be-
vor er ſeine Widerlegung begann; auch war
ſolche dann eigentlich nur gegen einen einzi-
gen Punkt ihrer Rede gerichtet. Er bewieß
ihr, daß er einen Antrag dieſer Art Karln nie
anbefohlen, kaum durch ſeinen Rath ver-
anlaßt habe; und Helena glaubt' es bald;

denn ſie wünſchte, was ſie glaubte. Was er drauf von der Richtigkeit ihrer Beſorgniſſe ſagte, war ſchwach genug; aber auch dies unterſtüzte ein mächtiger Vorſprecher — Helenens eignes Herz.

Wohin die Entſcheidung ausfiel, — wohl auch dann ausgefallen wäre, wenn der Oberſte ſeine ganze Rednerkunſt ſich erſpart hätte! -- erräth man leicht. Als bald drauf Karl ins Zimmer trat, um ſeinem Oheim den Morgengrus zu bieten, vielleicht auch, um Helenen zu finden; als der Oberſte im wahren Soldaten-Tone ihm zurief: „Brav, iunger Mann, die Feſtung ſteckt ſchon die weiſſe Fahne aus, und auch mich haſt du überflügelt!“ Als er ſich ihr beſcheiden nahte, und um Beſtätigung dieſer Nachricht bat; als er ihr, die erröthend verſtumte, mit Wärme die Hand küßte, und auf den ſtrafenden Ausruf des Oheims: „Höher, Sohn! drei Spannen höher! Ein Bräutigam küßt auf die Lippen!“ nun Miene machte, dieſer Ermun-

terung zu folgen; — o dann! beſcheidner und wärmer zugleich ward vielleicht nie einem Liebhaber der erſte Kuß geboten! — Und die Thräne im Auge, der leiſe Seufzer: Karl, Karl, wenn Sie meiner nur ſpotteten! verſchönerten das holde Geſchöpfe ſo unbeſchreiblich, daß Molldorf in dieſem Augenblicke nicht begrif: wie er zu einem ſolchen Glück erſt habe ermuntert werden müſſen; daß er ſie gewiß mit innigſter Zärtlichkeit umarmte; daß es nur eine Stimme, und ſicher auch nur eine Empfindung war, mit welcher ſie beide am Bette des Oheims niederknieten, und ausriefen: Ihren Seegen über uns, Vater!

Die Freude des Oberſten überſtieg allen Ausdruck. Hundertfältig gab er ihnen dieſen begehrten Seegen; hätte ihnen in dieſer Minute, wenn ſie es verlangt hätten, ſeine ganze Haabe abgetreten. Allen ſeinen Dienern und Hausgenoſſen verkündigte er bald nachher ſelbſt, was vorgehe. Wer ſich ihm dieſen Morgen nahte,

ward beſchenkt. Binnen einer Stunde hatte dieſe Neuigkeit auf ſeinem Gute die Runde gemacht; noch vor Sonnen Untergang wußte ſie die ganze hochadliche Nachbarſchaft. Manche Naſe rümpfte, manche Fräuleins-Wange entfärbte ſich. Viele verſicherten: dieſen Plan des alten Mollدorfs hätten ſie ſchon ſeit zehn Jahren gemerkt. Andre erhielten von guter Hand die ſichre Nachricht: daß Karl ſich gewaltig geſträubt, faſt fußfällig um Verſchonung gebeten, und nur bei angedrohter Enterbung nachgegeben habe. Noch andre zogen aus Helenens bisher bleichen Wangen ſehr liebreiche Vermuthungen. Mit bedauerndem Achſelzucken, mit alwiſſendem Lächeln bemerkten ſie: daß alzugroße Nähe von Vetter und Mühmchen freilich zuweilen — ihre Folgen habe; daß in mancher Abenddämmerung ein iunger Mann nicht ganz überlege, was er begehr' und thue; daß aber auch nicht ſelten — noch bedeutender ward hier Blick und Ton — die Kur weit ſchlimmer als die

Krankheit ſelbſt ausfalle. — Kurz, faſt überall, zumal vor weiblichen Richterſtühlen, war der Urtheilsſpruch. — Tadel. Aber auch faſt überall ſchmähte man nur auf Helenen, und bedauerte Karln.

Der warlich Mitleid nie weniger verdient hatte, als eben iezt! der ſich ſo heiter und ſelig fühlte, als nur ie ein Bräutigam! Keine Reue, keine Beſorgnis nahte ſich ſeiner Seele. Unpaſſend dürften dies manche finden; ein paar Neben-Umſtände werden es glaublicher machen. — Bräute, ſagt eine allgemeine Bemerkung, kränkeln gern. Bei Helenen wandte der Fall ſich um. Zufriedenheit und Freude kehrten iezt in ihrer Seele ein; faſt unglaublich, wie ſchnell Geſundheit und merklich erhöhter Liebreiz ihnen folgten! Röther und voller ward Helenens Wange, feuriger ihr Blick; heitre Hofnung ſchien ieden ihrer Schritte zu beleben. Keinem aus dem Zirkel ihres Umgangs entſchlüpfte dieſe Bemerkung. »Sie iſt würklich zehn Jahre iün-

ger geworden! flüſterten ſich nicht ſelten ihre Bekanten mit Neide zu. Wem das Verdienſt dieſer Aenderung gehöre, war keine Frage; daß männlicher Stolz ſich dadurch geſchmeichelt fühlte, unterlag keinem Zweifel. — Aber noch mehr! Karl, dieſer ſchöne, iunge, mit dem Tone der größern Welt nicht fremde Mann, durch vielfache Gaben des Körpers und Geiſtes von der Natur ſelbſt zum Genuß des Lebens ausgeſteuert, und dieſem Genuſſe keineswegs unhold, ſtieß doch iezt zum erſtenmal auf eine Neigung, wie er ſie ſchon oft gewünſcht, und noch nie gefunden hatte. Zwar, daß er längſt wiſſe, was Liebe ſei; längſt ihre feinern Freuden, und auch ihre — ſinlichern kenne, das verläugnete er ſelbſt ſeinem Oheime nicht. Aber iene Zärtlichkeit, die unendlich mehr wieder giebt, als ſie empfängt; iene Gegenliebe, die nur in dem Liebenden und Geliebten lebt und webt; dieſe kant' er — aus Büchern wohl; doch noch nicht aus Erfahrung. Zweimal ſogar ſchon

hatte ſein Zutrauen ihn gewaltig getäuſcht. Zweimal war er erbötig geweſen, Leib und Leben für Mädchen aufzuopfern, die mit Erwiederung ihm ſchmeichelten, und am Ende ihn betrogen. Ein reicher, reiſender Britte und ein gräflicher Geck hatten ihm ſchmerzhaft die Augen geöfnet. Anfangs hatte er ſein Schickſal verflucht, ſpäter nachher es geprieſen. Nahe ſtand er dran, ächte weibliche Liebe ganz zu läugnen, ſie nur für weibliche Wolluſt oder Laune zu halten. Helene, ganz Liebe für ihn, und doch von ächter, eigner Tugend bewacht, überführte ihn eines andern. Daß er ihr dies von ganzer Seele dankte; daß er einen Kuß ihres Mundes entzückender, als ehmals durchſchwelgte Nächte fand; — unglücklich ſind diejenigen, die dieſes nicht glauben, und für unwahrſcheinlich halten!

Wenn Braut und Bräutigam verliebt, ihre Obern damit einig, und ihre Glücks-Umſtände der Ehe nicht hinderlich ſind, ſo giebt es gewöhnlich bald eine Trauung. Alles dies

war der Fall bei Karl und Helenen; und ihre Verbindung ward daher auch in vier Wochen ſchon anberaumt; würde es noch früher geworden ſeyn, hätten den Oheim nicht die vielen Anſtalten verſpätet, die er zum Hochzeit-Male für nöthig erachtete. Er nahm ſich vor ein Feſt der ganzen Nachbarſchaft zu geben, wie es ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen worden ſei. Alle Vorſtellungen ſeiner Pflegekinder, die ihre Ungedult im Mantel der Beſcheidenheit hüllten, verwarf er. »Ich will nun einmal, ſprach er oft, in dieſem Punkte meinen Willen haben!« und — hatte ihn nicht. Der lezte Tag der dritten Woche erſchien; viele Gäſte waren ſchon geladen. Am Schluß der Mittagstafel überrechnete ſcherzend der ältere Molldorf ſo eben, daß ihm heut' übers Jahr ein Enkel ſchon anlächeln, über zwei Jahr ſchon anreden könne, als er plözlich verſtumte, wankte, bewußtlos vom Seſſel ſank. Erſchrocken eilte man ihm zu Hülfe; hob ihn auf, trug ihn aufs Lager, rieb, ſtrich,

badete ihn gleichſam in ſtärkenden Waſſern. Man bracht ihn zwar ins Leben, — doch nicht ganz zurück. Ein Schlagfluß hatte ſeine linke Seite getroffen; Fuß und Arm waren gelähmt. Als der aufs ſchleunigſte herbei geholte Arzt erſchien, ſchüttelte er bedenklich den Kopf. „Es ſei ſchon ein ſeltner Fall, meinte er, daß ein Schlagfluß in dieſem Alter und auf dieſer Seite nicht ſofort ende. Baldige Wiederholung wäre muthmaslich, daß er dann tödtlich ſeyn werde, gewiß.“

Mit groſſer Gelaſſenheit vernahm der Oberſte dieſe Ankündigung. — „Ich ſchmeichelte mir freilich, ſprach er, mit noch einigen Freuden hienieden. Doch die gröſte von allen, die gewiſſe Ausſicht, daß meine Kinder glücklich und vereint durchs Leben gehen werden, erhielt ich ſchon. Oder wolteſt du Helena vielleicht ſelbſt dieſe Hofnung noch gewiſſer machen? Wolteſt du vor meinem Bette hier die Trauung volziehen laſſen, zu deren Feier ich ſo eitle Pläne entwarf?“ Es ward ihm nicht

ganz leicht, dies herauszuſtammeln; es ward Helenen noch ſchwerer ihm drauf zu antworten. »Ihren Befehlen folgen, rief ſie, war immer mein gröſtes Glück. Auch lieb ich Karln, wie man ſeine Seele liebt. Mit Entzücken wär' ich geſtern noch ſeine Gattin in iedem Augenblick geworden. Doch iezt — an Ihrem Sterbebette — in Ihrer Sterbeſtunde vielleicht, mein Vater! — ich thue, was Sie wollen; aber mein Herz iſt zerriſſen, — kan iezt nicht fühlen, was es bei dieſem groſen Schritte fühlen ſoll.«

Der Oberſte drang nicht weiter in ſie. Er ſchien zu befürchten, daß auch ihn dieſe Handlung zu ſehr angreifen, vielleicht ſein Ende beſchleunigen könne, und er war nun karg geworden mit den Augenblicken, die er noch ſein neunen konte. Ein Rechtsgelehrter ward gerufen. Faſt zwei Stunden blieb er mit ihm allein. Dann verlangt' er nach ſeinem Neffen; Karl kam. — »Biſt du überzeugt, fragt' er, daß Helene dich innigſt liebe?« — Innigſt! Un-

ausſprechlich ſogar würd' ich ſagen, wenn dies nicht ruhmredig klänge! — »Und vergiltſt du ihr dies herzlich und gern?« — Von ganzer Seele! — »Wird ſie alſo gewiß deine Frau?« — Mein Vater, dieſe Beſorgnis — »Iſt überflüßig vielleicht! doch verzeih dem Alter einiges Mistrauen ſelbſt auf dem Todbette. Dieſer mein lezter Wille — belohnt den redlichen Sohn und den Mann von Wort; nur den Wankelhaften und Undankbaren würd' er ein wenig beſchränken.« — Gott, wenn ich dies iemals ſeyn, iemals werden könte —!

Karl wolte mehr ſprechen; ein ſchmerzhaftes Gefühl hemte ſeine Worte; auch der Oheim winkt' ihm zu ſchweigen, und reichte die Hand hin. Karl küßte ſie, und eine brennend heiße Zähre fiel drauf. Der Kranke lächelte ſchmerzlich-ſanft. — »Ich würde ſie, ſprach er, auch dann nicht abtrocknen, wenn ich meiner Linken mächtig wäre. Es glüht wahrhaftes Gefühl in derſelben. Rufe nun Helenen! Laß überhaupt ieden meiner Leute herein, der mich

noch ſprechen will!« — Es geſchah; das Teſtament ward unterzeichnet, mit allen Förmlichkeiten, die das Geſez gebeut. Er tröſtete von den Umſtehenden ieden, der ihn beklagte, oder zu beklagen ſchien. Troz ſeiner Gelaſſenheit mocht' es ihn doch heftig genug angreifen. Wenige Stunden nachher ging des Arztes Wort in Erfüllung. Mitten im Sprechen traf den Oberſten ein neuer Schlagſluß. In zwei Minuten war er todt. Die Betrübnis aller derer, die einen guten Vater oder guten Herrn in ihm verloren, bedarf keiner Erwähnung. Des andern Morgens öfnete man ſeinen lezten Willen; der Inhalt war folgender:

»Meine ganze Haabe, wie ſie liegt und ſteht, »erbe mein Neffe, Karl Molldorf, unter die»ſen Bedingungen. Er ehliche meine Nichte, »ſeine ſelbſterwählte Braut, Helenen Drewiz, »wenigſtens binnen vier Monaten! Er über»liefre ihr von den landſchaftlichen Papieren, »die er in meiner Kaſſe finden wird, achttau»ſend Thaler, als ein Nadelgeld, worüber ſie

»allein ſchalte und walte! Er vertheile noch
»zweitauſend Thaler unter meine Dienerſchaft,
»nach Maasſtab ihrer Dienſtiahre!«

»Wandelbar iſt des Menſchen Wille bis
»zum Tode. Solte mein Neffe davon auch
»ein Beiſpiel geben; ſolt' er ſeine iezt beſchloſ-
»ne Verbindung mit Helenen bereuen, tren-
»nen, oder daß ſie getrennt werde veranlaſ-
»ſen, ſo ſei mein, auf ſechzigtauſend Thaler
»geſchäztes Rittergut, halb ſein, halb Hele-
»nen. Ob ſie es zuſammen verwalten, oder ob
»er es allein annehmen will, ſtehe bei ihm. Ob
»er ihr die Hälfte dann verzinſe, oder almälig
»bezale, wäle ſie! Daß ſie dieſe Freiheit nie zu
»ſeinem Untergange misbrauchen wird, dafür
»bürgt ihre Denkart. Alles übrige baare
»Vermögen unterliegt gleicher Theilung. Nur
»iene achttauſend Thaler bleiben Helenens
»Vor-Erbe, und vergüten Karls Erziehung
»und Reiſekoſten.«

»Solte mein Neffe Helenen zwar ehlichen,
»doch bald oder ſpät ein Zwieſpalt entſtehn,
»der

»der eine Scheidung nöthig machte, ſo trete »ſie ganz ins vorige Recht, im Beſitz der »Hälfte zurück!«

Vielfaches Geſchwäz entſtand in der Gegend rund umher, als dieſes Teſtament ruchtbar ward. — »Nun ſieht man doch, hieß es, daß der junge Mann zur Heirath gezwungen wird; daß der Oberſte nur ſein Schooskind bedenkt!« — »Wodurch ſie ſeine Gunſt wohl ſo vorzüglich gewonnen haben mag? fügten ein paar Betſchweſtern hinzu: Der Alte war freilich noch vor drei oder vier Jahren ein rüſtiger Kumpan!« — »An Karls Stelle, liſpelte manches mannbare Fräulein, wüßt' ich wohl, was ich thäte! Es giebt Fälle, wo die Hälfte mehr taugt, als das Ganze. Eine hübſchere, jüngere Frau wäre mir lieber, als eine alternde, mit allen ihrem Gelde.« — »Nein, nein! ſchüttelten die Väter dabei haushälteriſch den Kopf; ein ſo verſchuldetes Gut wäre freilich ein misliches Erbtheil; und ein ſo reich ausgeſteuertes Mädchen iſt ſelten!

Der Oberſte war ſchlau; Karl kan den Schaz nicht heben, wenn er die ſchwarze Kazze nicht mitnimt!« *) — Wer bei allem dieſen am gleichgültigſten ſich betrug, wer die Maasregeln des Oberſten unverbeſſerlich fand, war — Karl und Helene.

Für warme, ächte Liebe iſt ohnedem ienes gewaltige Mein und Dein, der Quell unſäglicher Zwiſt' und Kriege, eine ſehr geringe Kleinigkeit. Was hier oft Königen ſelbſt — die doch albekant für die grosmüthigſten Menſchen gelten! — eine Zentner-Sorge dünkt, wiegt auf der Liebe höchſt empfindlichen Wage, kaum einen Gran von Eiferſucht auf. Doch auch genau betrachtet, was hatte beider Verlobten Mein und Dein beim Teſtament des Oheims verloren? Er hatte ia

*) Daß der Aberglaube in verſchiednen Gegenden Teutſchlands die Bewachung verzauberter Schäzze einer ſchwarzen Kazze — mit Feuer-Augen, Tellergroß! — anvertraut, iſt wohl bekant genug und auch ſprichwörtlich.

den unbeſchränkten, ruhigen Beſiz nur an die Innigkeit und Dauer ihrer Liebe gebunden. Karl, der einzig dabei Gefährdete, war deren ſicher, Helene der ihrigen nicht minder. Sie betrübten ſich daher anfangs nur über den Verluſt ihres Wohlthäters, und bald drauf — über den verdrüslichen Aufſchub ihrer Ehe. Den Sitten ihrer Zeit und ihres Landes nach, muſten ſie drei Monate — wie man es nente — tief trauern; durften ſo lange an keine Hochzeit denken; durften überhaupt, dem Wohlſtande nach, nicht allein beiſammen wohnen. Eine Geſellſchafterin, die Helene zu ſich nahm, half freilich dieſer Schwierigkeit ab; befriedigte den Schein, und beläſtigte in der Würklichkeit wenig. Doch ob Helene — wann Karl oft, neben ihr ſizzend, mit kaufmänniſcher Genauigkeit die Wochen und Tage zälte, wo dieſer Zwang ende; wann er ihr plözlich mit verbindlichem Ungeſtüm vorwarf: nur ein Uebermaas ihrer Empfindlichkeit habe ſein Glück verzö-

gert; wann ſie ihm dann ſchnell den Mund durch ihre Hand oder durch einen Kuß verſchloß, und hinterdrein mit tauſend Gründen ihr Betragen rechtfertigte; ob ſie dann nicht ſelbſt wenigſtens eben ſo viel bei dieſem Verzuge litt; nicht eben ſo oft es bereute, iene Trauung am Todbette ausgeſchlagen zu haben; das iſt eine andre Frage, die nur — ein Mädchen entſcheiden kann.

Bei allen dem eine glückliche Zwiſchenzeit! Erſt ſpäter erkanten es beide. Nicht Beſiz beglückt den Menſchen; und noch minder alzueifriges Streben. Aber iene nahe Hofnung — nicht alzuumſchränkt, damit ſie nicht in Beſorgnis übergehe; nicht ganz ohne Schwürigkeit, damit ſie nicht im voraus ſich ſättige; — dieſes Mittelding vom Genuß und Erwartung, dies oder nichts beſeeligt den ſo ſchwer zu beglückenden Sterblichen. Aber auch dieſes dauert nur ſelten lange; und verflos hier bald ebenfalls in andre Gefühle. — Nie ward wohl eine Erbſchaft, die gröſte wie die

kleinſte, die frohſte wie die mislichſte, ganz ohne Verdrus angetreten. Immer giebt es dann Menſchen, die dem neuen Beſizzer ſein Erbtheil verkürzen oder verkümmern wollen; die ungültige Anſprüche an ihn zu machen, oder ſeine gültigen von ſich abzuweiſen ſuchen. Auch Molldorf erfuhr dies. Sein Oheim hatte einem ſeiner Kriegsgefährten in großer Verlegenheit eine anſehnliche Summe vorgeſtreckt; hatte ſie nachher, als iener zu höherm Rang und Vermögen kam, wieder begehrt; und ſtatt des Geldes, Undank und einen Prozeß erhalten. Kapital, Zinſen und Unkoſten liefen ſchon nahe an zehntauſend Thaler. Eben war der Urtheilsſpruch für den Oberſten ausgefallen, als er ſtarb. Sein unwürdiger Schuldner ſuchte nun neuen Aufſchub; und da grade die Unwürdigen oft mächtige Freunde an Höfen und Gerichtsſtellen haben, ſchien es ihm auch gelingen zu wollen. Molldorf ward iezt ermahnt, perſönlich nach der Hauptſtadt zu gehn. Eine kurze Anweſenheit, ſagte man, könne dann einer langen

Verdrüſslichkeit abhelfen. Er hatte keine Luſt zur Reiſe, denn ſie trente ihn von Helenen. Doch Helene ſelbſt rieth ihm dazu. Er bat um ihre Begleitung; der liebe Wohlſtand verwehrte dies abermals. Endlich reiſte er ab; nachdem er ausgerechnet hatte, daß er in neun Tagen aufs ſpäteſte wiederkommen wolle. Es wurden reichliche neun Wochen draus.

Moldorf war unſchuldig — ganz unſchuldig an dieſem Rechnungs-Verſtoß. Man ſpielte das gewöhnliche Spiel der Reſidenz-Städte mit ihm; ſchickte ihn immer vom Herodes zu Pilatus; verſprach viel und hielt nichts. »Nur noch zwei Tage Gedult! Nur noch zu ienem Hofrath, zu iener Exzellenz noch gefahren!« ſo hieß es immer; ſo verlief eine Woche nach der andern. Karl hätte verzweifeln mögen. Sein Herz zog ihn heim nach Helenen. Sein Stolz wolte nicht unverrichteter Sachen weichen. Umſtändlich meldeten ſeine Briefe zwar alles der Geliebten; doch in den erſten drei Wochen glaubte ſie ihm iede

Silbe; in den nächſten dreien kaum die Hälfte; im leztern Drittheil kein Wörtchen mehr. Auch dies ging ſehr natürlich zu; auch an dieſem Mistrauen hatte eigne Liebe zwar großen, doch fremde Bosheit noch weit größern Antheil.

Helene hatte ſich, wie ſchon erwähnt worden, eine Geſellſchafterin zugelegt. Es war eine iunge Witwe, eine Perſon von der freundlichſten, gefälligſten Auſſenſeite; nur Schade das Herz taugte, troz iener phiſiognomiſchen Empfehlung, verzweifelt wenig. Ein unheilbarer Hang zur Klätſcherei herrſchte in demſelben; alle mit dieſem Haupt-Laſter verſchwiſterte Fehler, — unbeſchränkte Neugier, Sucht zu verläumden, heimliche Schadenfreude, und ſo weiter — ſchloſſen ſich an. Aus einem Funken ein Feuer anzublaſen, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen, verſtand ſie faſt ſo gut, wie der ausgelernteſte Höfling. Wer viel mit ihr umging, deſſen Vertrauen erwarb ſie leicht, und entzweite ihn dann zum Danke

mit der ganzem übrigen Welt. — Ob ſie in ihrem nachherigen Betragen gegen Helenen, außer ihrer gewöhnlichen Denkungsart, noch ein beſondrer Grund leitete; ob ſie mit einem Dritten im Bunde ſtand, der nach dem reich gewordnen Mädchen haſchte; oder ob ſie gar ein günſtiges Auge auf Molldorfs eigne Perſon gerichtet hatte, und dachte: Nur erſt ſie beide entzweit! im Trüben läßt ſich dann fiſchen! das wäre nun ſchwer zu entſcheiden. — Kurz, kaum merkte Madame Tellmann, (ſo hieß ſie,) daß Helene über Karls Ausbleiben unruhig zu werden beginne, ſo fehlt' es ihr nicht an Mitteln, dieſe Unruhe zu nähren. — Briefe von glaubwürdigen Menſchen hatten ihr verſichert: daß Molldorf in den beſten Häuſern Zutritt habe; daß ihn die Männer etwas ſtolz, aber verſchiedne Frauen von feinſtem Tone höchſt artig fänden; und daß er ſeine Zeit dort äußerſt angenehm hinbringe. — Helene hörte zu, lächelte und — ſchwieg. Dieſes Schweigen gnügte; Madame Tellmann bekam bald wieder Briefe. „Molldor-

ſen, verſicherte ſie, wäre von ſeinem Gegner ein vortheilhafter Vergleich angeboten worden; nur an hundert Thaler noch hab' es ſich geſtoßen; auch dieſe hab' er lieber ausfechten wollen. Schreibt er Ihnen denn davon nichts? fügte ſie mit verwundrungsvollem Tone hinzu. Eine ſehr ernſte Miene und ein kurzes Nein war Helenens Antwort. Am nächſten Mittag ſchmeckt' ihr kein Biſſen. — Die Erzälerin kam abermals. Molldorf hatte auf einem Ball mit dem ſchönſten Mädchen in ganz B — viel getanzt; hatte ſie zwei Tage drauf bei einer Spazierfahrt begleitet; man ſprach ſchon in der halben Stadt von einem Plane, der ſich freilich nach dem Fuße, auf welchem er mit Helenen ſtehe, gar nicht denken laſſe. — Madame Tellmann lachte hier laut über das mährchenhafte Geplaudre der Welt. Daß ihrer Freundin eine Thräne ins Auge trat, bemerkte ſie nicht.

Kan man zweifeln, daß Nachrichten dieſer Art, iede unſchuldig auf einer, ſchuldvoll auf

der andern Seite, tief auf Helenen würken muſten? Doch würkten ſie nicht ganz ſo, wie die Erzälerin wünſchte! Sie ſolten Helenen erbittern, und ſie betrübten dieſelbe nur. Daß Karl ſie hintergehe; daß ſein Verweilen in der Hauptſtadt wilkührlich ſei; daß er ſie nicht mehr ſo liebe wie er ſolle und wie er vorgebe; alles dies glaubte ſie. Aber ſie ſuchte den Grund davon nicht in Karls Karakter, ſondern im Karakter der Männer, zumal der iungen Männer überhaupt, und — in ſich ſelbſt. Alles, was ſie ſonſt ſchon über Ungleichheit ihres Alters und ihrer Gemüther gedacht und gefühlt, was aber ein einziger Kuß des Bräutigams weggetilgt hatte, das erſtand iezt von neuem. Sie glaubte ſich wieder über den Zeitpunkt heraus, wo ſie Liebe, dauerhafte Liebe erzeugen könne. Sie gab ihrer eignen Thorheit die ganze Schuld des iezzigen Kummers; ward eine edelmüthige Selbſtquälerin. — Denn, was ihren Karakter ehrt, ſo ſehr Madame Tellmann ſich auch bemühte ihr Herz ganz

zu lenken, ſo widerſtand Helene doch. Sie traute nur den Nachrichten ihrer falſchen Freundin; ihre verſteckten Rathſchläge, die auf Wiedervergeltung abzweckten, verwarf ſie. Im Stillen, nach manchem Kampfe, faßte ſie ihren Entſchlus; und die Perſon, an welche ſie ſich zuerſt wandte, war — Karl ſelbſt.

Sie ſchrieb ihm alles, was ſie von ihm gehört hatte. Nicht der kleinſte Vorwurf, nur ein paar verwundernde Worte: daß er nicht ſelbſt es ihr gemeldet habe, entfielen ihr dabei. Selbſt dieſe paar Worte verſöhnte die Folge. Denn ſie ging nun auf ihre gegenſeitige Lage über. Alles was Karl, wenn er würklich wankte, für ſich zu ſagen vermocht hatte, legte ſie mit edler Beredſamkeit ihm in Mund. Noch mehr! ſie billigte ſeine Gründe. Sie ſchwur, in ihren Augen ſei er gerechtfertigt. — „Wohlan dann, Karl, (ſchlos ſie dieſes ſonderbare Sendſchreiben) „laſſen Sie uns „Freunde ſeyn, Freunde bleiben, als Freun„de handeln! Jedes von uns ſtrebe nach des

„Andern Achtung, und — warum ſolt' ich „dieſes Wort nicht in ſeinem edlern Sinne „brauchen? — nach des Andern Liebe! Um „dies zu bewürken, wollen wir uns ſcheiden, „bevor wir noch verbunden ſind. Was Sie „abhielt, dieſes Wort zuerſt zu ſprechen, war „unzeitige Schaam; ich erſparte Ihnen dieſel„be. Noch eine andre, gewiß viel kleinere „Hindernis will ich ebenfalls, und zwar viel „leichter heben.

„Das Teſtament meines Oheims bindet Ih„re Hände. Es iſt allerdings ſehr gütig gegen „mich abgefaßt. Doch alzugroße Güte verzog „ſchon manches Kind. Ich muß eilen, damit „ich es nicht auch werde. Auf ieden Fall „dachte mein Oheim; einen einzigen vergaß er „doch. Den, daß ich ſelbſt, — ich zuerſt, „— unbeleidigt von Ihnen, — aus „eigner Regung die Löſung unſers Verſpre„chens begehrte. Dieſer Fall iſt da. Hier „kan das Teſtament nicht richten, nicht Sie

„ſtrafen. Ein Vergleich kan es mitteln. Ich „biete Ihnen denſelben hiermit an!

„Entlaſſen Sie mich meines Worts! Ich trete „Ihnen mit Freuden dafür die Anſprüche auf „die andre Hälfte der Erbſchaft ab. Jene acht„tauſend Thaler auf ieden Fall mir beſtimt, und „eine Leibrente von fünfhundert Thalern ſind „alles, was ich begehre. Heirathen werd' ich „nie. Wohnen will ich, wo Sie es gut fin„den. Nach meinem Tode ſind Sie, oder Ihr „älteſter Sohn, mein Erbe!“

Mit gröſter Ungedult hatte grade dieſem Briefe Molldorf entgegen geſehn. Den Poſttag vorher waren ihm, was noch nie geſchehen — was er durchaus nicht begrif, und ieder Leſer deſto leichter begreifen wird! — alle Nachrichten von Helenen ausgeblieben. Er rieth angſtvoll auf eine Unpäslichkeit von ihr, aufs Verlorengehn ihres Schreibens, auch auf einigen Unwillen ſeines Verzugs halber. Er grif deſto raſcher iezt nach dem Briefe — las — ſtuzte. Staunen und Unwillen wech-

ſelten. Das erſtere überwog den leztern bald weit. Sein erſter Entſchlus war, alles ſofort hier abzubrechen, hinzueilen, ſich zu rechtfertigen, gewiſſermaßen ſie zu beſchämen. „Nur mündliche Antwort, rief er, gebührt ſich hierauf! Nur der Augenſchein widerlegt ganz!“ — Er ließ ſofort Poſtpferde beſtellen, ließ dem Anwald ſeine Abreiſe melden; half ſelbſt ſeinen Bedienten packen. Eben war er fertig, als ein neuer Gedanke durch ſeinen Kopf fuhr. Er glich auf einige Augenblicke einem Menſchen, der vom Traume ſich aufraft. Er überlegte, verwarf, überlegte wieder. In dieſem Augenblick kam ſein Anwald, und bat ihn: nur noch einen Tag zu verweilen. Er glaubte, dieſer Tag werde vergehen, wie die neun bisherigen Wochen; doch ſtellt' er ſich, als ob dieſes ihn beſtimme; die Poſtpferde wurden abbeſtelt; an Helenen erging folgendes Billet:

„Vortrefliches Mädchen!

„Alles was man Ihnen von meinem hieſigen Betragen erzälte, iſt verfälſcht, vergrößert,

»zum Theil ganz erdichtet; kurz — es iſt un-
»richtig. Aber tiefgedacht und vortreflich ſind
»die Betrachtungen, die Sie hinzufügen; edel-
»müthig das Erbieten, womit Sie ſchließen.

»Ich nehme dieſes Leztere an. Meine Liebe
»zu Ihnen war von ieher rein und ächt; ſie
»iſt noch iezt, was ſie war. Mein beſter Wil-
»le ſtrebte ſtets dahin, Sie glücklich zu machen,
»doch nie Sie zu überliſten. Dahin, wo Sie
»Gram und Reue zu finden vermuthen, mag
»ich weder mit ſchmeichelnder, noch ernſter
»Zuredung Sie hinführen. Noch einmal al-
»ſo, ich nehme Ihren Vorſchlag an! — Aber
»eine Bitte füge ich hinzu. Laſſen Sie ienen
»Vergleich uns ſo förmlich und ſobald als
»möglich treffen! — Binnen drei Tagen
»aufs ſpäteſte reiſe ich hier ab. Der Rechtsge-
»lehrte, der das Teſtament unſers Oheims
»entwarf, iſt Ihnen nahe; laſſen Sie ſolchen
»rufen! geben Sie ihm Vollmacht ein In-
»ſtrument aufzuſezzen. Machen Sie die Be-
»dingungen nach Gefallen. Alles, was Sie

„in Vorſchlag bringen, unterſchreibe ich un„geleſen.“

Gewiß war es Helenen Ernſt mit ihrem Erbieten geweſen; gewiß würde ſie auch mit Ernſt darauf beſtanden haben; doch war ihr eine ſo raſche Annahme, ganz ohne Gegenrede, ohne Entſchuldigung, kurz — ohne das, was man im gemeinen Leben doch einige Umſtände machen nennt, etwas unerwartet. — „Hätt' ich mich denn vielleicht ganz in ihm geirrt!“ rief ſie mit einem Gemiſche von Wehmuth und Unwillen, als ſie zuerſt ſein Schreiben geleſen hatte. Mit überwiegender Faſſung fügte ſie ſtraks hinzu: „Doch nein! nein, er hat Recht! Gewiſſe „Dinge müſſen ſchleunig betrieben werden, „wenn nicht unzeitige Reue das Gute in ih„nen hindern ſoll!“ — Der Anwald ward gerufen: Keine Abrathung von ſeiner Seite, keine Vorſtellung von Madame Tellmann, die aus einigen entfallnen Worten errieth, was

vor=

vorging, und grade dieſe Wendung unter dieſen Maasregeln nicht billigte, fruchteten. Als Karl am Abend des dritten Tages würklich ankam, fehlte zur Gültigkeit der ſchon aufgeſezten Akte nichts als die Unterſchrift von ihm und einigen Zeugen.

Mollдorfs Betragen gegen Helenen beim Empfange war anſtändig, doch etwas gezwungen. Ueberall verrieth ſich Hochachtung, doch Liebe blickte nirgends hervor. Er küßte nur wieder ihre Hand, nicht mehr den Mund. Er freute ſich ſie ſo wohl zu ſehn, und fragte erſt gleich drauf haſtig: ob ſie es auch würklich wäre? Er berichtete ihr ſogleich, daß er noch den Tag vor ſeiner Abreiſe mit ſeinem Schuldner ein Abkommen getroffen habe; ſchien damit ſehr zufrieden, und geſtand doch gleich drauf, daß er ein beträchtliches dabei — verloren hätte. Er erzälte ihr noch hundert Neuigkeiten aus der Hauptſtadt; Helene mochte wohl neun und neunzig davon überhören; aber er merkte es nicht, oder wolt' es nicht merken. Sie

meldete ihm mit wenigen Worten: daß in der bewußtem Sache alles fertig ſei. Er erwiederte: „er ſei ohnedem Willens, übermorgen eine kleine Geſellſchaft von Freunden einzuladen. Gewiſſe Dinge, die zweierlei Auslegungen litten, könne man nicht leicht offen genug vornehmen. Ein Vergleich, in der Gegenwart von mehrern unterzeichnet, beweiſe ſtärker, in wie fern er freundſchaftlich geſchloſſen worden ſei oder nicht?“ — Indem Helene noch auf eine Antwort, vielleicht auch auf eine Einwendung, ſich zu beſinnen ſchien, ſtand er raſch auf und entfernte ſich in ſein Zimmer. Den nächſten ganzen Tag verbracht' er mit häuslichen Geſchäften, die freilich in ſeiner Abweſenheit ſich angehäuft hatten. Helenen ſah er nur beim Kaffeetiſch und an der Tafel. Jede Rede, an ſie gewandt, war verbindlich; nur mit ihrer Geſellſchafterin ſchnitt er das Geſpräche merklich ab.

Des andern Mittags erſchienen die geladnen Gäſte; fünf oder ſechs von Molldorfs

beſten — man kan freilich nicht ſagen, Freunden, denn dieſe hat man ſelten in ſolcher Anzahl! aber doch — Bekanten. Sie freuten ſich ſeiner Rückkehr, und hoften ſich nun auch bald über ſeine Heirath freuen zu können. Helene entfärbte ſich bei dieſer Rede, und nahm einen Vorwand ſich zu entfernen. Molldorf eröfnete iezt ſeinen Gäſten ſo kurz und doch ſo gnügend als möglich: welche Abänderung in ſeinem Lebensplane ſich finde; und welchen Vertrag Helene ihm vorgeſchlagen habe. Alle verwunderten ſich über die Sache ſelbſt, und bewunderten Helenen. Ein paar thaten es mit einer Miene, die Molldorfen Glück wünſchte; ihren Worten wußt' er durch einen Blick zur rechten Zeit vorzubeugen. Helene kam bald drauf wieder. Es ſchien, als hab' ihr Auge indeſſen, wiewohl nun wieder trocken und klar, ein paar Thränen fallen laſſen. Karl ſagte ihr: daß ſeine Freunde bereits von ihrem Entſchluſſe wüßten, und ihre uneigennüzzige Denkungsart bewunderten;

eine ſchweigende Verbeugung war ihre Antwort. Die Tafel ſelbſt war eben nicht die munterſte. Zwar trank man, erzälte, ſcherzte, iagte ſogar nach Wiz. Doch iene Heiterkeit, die nur ungeſucht ſich finden läßt, blieb aus. Karls Blick haftete zuweilen mit einem Mitteldinge von Forſchungsgeiſt und Bedauern auf Helenens Antliz; ſie mocht' es ſpüren, und vermied dann aufzuſchauen.

Nach Tiſche holte der Anwald die Urkunde des Vergleichs. Sie ward unterfertigt. Mit einer heitern Miene und feſten Hand ſchrieb Helene ihren Namen nieder; Karl und die Zeugen folgten. Alles war nun, wie man zu ſagen pflegt, in Ordnung. Von zwei gleichlautenden Exemplaren wolte der Rechtsgelehrte eines ihm, das andre ihr überreichen. Molldorf ſchob es zurück. »Nein, Herr, rief er, aus Helenens eigner Hand muß ich dieſes wichtige Papier, meinen Abſchied, empfangen! Und wenn würklich zu dieſem Schritte nicht eine ſchnellgefaßte, mir unbegreifliche Feind-

ſchaft gegen mich, oder eine unwürdige That von mir ſelbſt ſie drängte; wenn ſie würklich bleiben will, was ſie zu bleiben verſprach — meine Freundin! — ſo wird ſie mit einem Kuſſe mir es reichen.«

Hel. Das will ich! Solt' es auch der lezte in dieſem Leben ſeyn!

Karl. Der lezte? Da ſei Gott vor, Mühmchen! (er umarmt ſie, und wendet ſich dann ſchnell gegen ſeine Geſellſchaft) Meine Freunde, Sie glaubten bis iezt: nur als Zeugen dieſes Vergleichs wären Sie geladen; und wunderten ſich vielleicht, daß ich ſo Viele mir erbat, wo ſchon Zweie zur Gültigkeit gnügten. Doch nein, vor ihrer aller Ohren muß ich noch einige Worte mit dieſem ſeltnen Mädchen ſprechen. Richten Sie dann zwiſchen mir und ihr! — Helene, von dem Tage an, wo unſer Oheim unſre Hände zuſammen fügte, war oft im Stillen meine einzige kleine Sorge: Wird dieſe Verbindung nicht manchen nur ein Schritt des Eigennuzzes ſcheinen? Würklich drang

auch ſchon manches Geſchwäzze dieſer Art in mein Ohr; drang dann noch unendlich ſtärker, als unſer Vater geſtorben war! Doch war es in meinen Gedanken nur Kleinigkeit, denn ich ſprach zu mir: Helene ſelbſt kennt dich anders! und nie gab es ein groſʒes Gut ohn' ein geringes Uebel! — Erſt dann, als ich Ihren Brief erhielt, erſt dann ſah ich mit Schrecken: daß dieſer Argwohn auch Sie ergreife! hofte zwar iezt noch ihn verſcheuchen zu können; aber beſorgte auch ſeine Rückkehr für künftig; ſah in ihm den Stöhrer unſers ehlichen Friedens, ihren Quälgeiſt in mancher einſamen Stunde; und deshalb — deshalb nur verzeihen Sie mir, was ich heute that und annahm!

Hel. (etwas ſchmerzhaft lächelnd.) Und warum ſolt' ich Ihnen verzeihen. —

Karl. (einfallend) Noch nicht, liebes Mühmchen, noch nicht! — Jezt, — meine Herrn, nicht wahr? iezt wär' ich Beſizzer von meines Oheims ganzem Vermögen? Beſizzer deſ-

ſelben bis auf einen kleinen Theil, der im Vergleich des übrigen unmöglich in Anſchlag, wenigſtens nicht in hohen Anſchlag kommen kann! Jezt bin ich ganz Herr über meines künftigen Lebens Plan! Und nun wend' ich mich noch einmal, und frage: theuerſte, liebſte Helene, wollen Sie meine Hand annehmen? Meine Hand und mein Herz! Wollen Sie es, mit der vollen Ueberzeugung: daß ich ohne Eigennuz Sie liebe! daß ich mich ſtets beſtreben werde, Sie ſo glücklich zu machen, als es in meinen, allerdings nur mäßigen Kräften ſteht?

Hel. (betreten) Wie, Karl, dieſe erneute überraſchende Frage — trenten wir uns nicht mit beiderſeitigem Willen? — Sind meine Gründe, meine Beſorgniſſe, blos von dieſem geringfügigen Gelde hergenommen? — Räth mir nicht eine andre Ungleichheit weit ſtärker noch auf meinem Sinne zu bleiben?

Karl. Nun ſo bleiben Sie auch im Beſiz ihres Vermögens, (indem er ſchnell die Urkunde

zerreißt) im Beſiz ienes Erbtheils, um welches kein Vergleich Sie bringen ſoll und darf! Beim Geiſt unſers Vaters ſchwör' ich, nie kam in meine Seele der Gedanke, Ihre Habe nur um einen Pfennig zu verkürzen; nur überführen wolt' ich Sie, daß Ihre Perſon, — daß Sie ſelbſt es wären, um die ich warb; — um die ich iezt noch werbe, im Beiſein meiner Freunde. — Ja, ia! ich geſteh es frei: nur Hochachtung, nur Dankbegier leitete mich, als ich das erſtemal meine Hand Ihnen antrug. Doch Liebe, innige Liebe folgte dieſer Hochachtung bald. Jene lange Abweſenheit minderte ſolche nicht, und war nicht meine Schuld. Nie verging ich mich, ſelbſt in Gedanken nicht, an der Treue, die ich Ihnen ſchwur. Mit unſäglichem Zwang nahm ich die Larve von geſtern und vorgeſtern an; rechnete dabei ſtets auf Ihr Herz; und fühle mich arm — bettelarm, wenn dieſe Rechnung mich täuſchte.

Zeit und Raum genug hatte Moldorf gehabt, die ganze Summe ſeiner Empfindungen

auszugießen. Niemand unterbrach ihn. Alle hatte ſeine Wendung, ſeine Bitte, das Feuer ſeiner Rede überraſcht. Erſt, als er nun eine Minute lang ſchwieg, dann der unentſchloſſen ſcheinenden Helene ſich nahte, und ihr die Hand bot, um noch einmal einzuſchlagen, da unterſtüzte ihn ieder von den Anweſenden mit ſeinem Beifall, ſeinem Vorworte. »O Fräulein, Fräulein, wie können Sie ſich noch ſträuben?« Dies oder eine ähnliche Formel war der chormäßige Zuruf von allen. — Wohl möglich, daß ihn Helene nicht einmal hörte! denn ſchon hing ſie an Karls Halſe; verbarg an ihm ihr Angeſicht und ſtammelte: »Karl, du machſt mit »mir, was dir gut däucht! Du haſt mit edler »Grauſamkeit mich abermals überwunden!«

Hier eine Pauſe, in welcher er mit ſtummer Inbrunſt das holde Geſchöpf umarmte, und dann die Glückwünſche der Anweſenden hinnahm, die allerdings dieſen Auftritt rührend, ſeine That ſchön, ſeine Belohnung — wenigſtens iezt noch, — neidenswerth fanden!

Nicht lange genoß er dieſer Wonne; iezt müßig zu ſeyn ſchien ihm thöricht; er wandte ſich abermals zu Helenen. »Warum ſolt' ich, ſprach er, meine Eitelkeit verſchweigen? Warum mit der kleinern Bitte zögern, da mir die größre gewährt worden? Daß ich auf Ihr Herz rechnete, theures Mädchen, ſagt' ich vorhin ſchon; daß ich Erhörung hofte, geſteh' ich. Daß ich aber nun auch wünſchte im Hafen zu ſeyn, wo es nicht mehr ſtürmt; wer kann mir dieſes verargen? — Helene, hier iſt eine Erlaubnis uns zu ehlichen, wenn, wie und wo wir wollen. Die Zeit der Trauer iſt vorüber. Hier ſind Freunde; ganz in der Nähe wartet ein Prieſter nur auf den erſten Ruf. Laſſen Sie uns nach ihm ſenden! — Eine Ueberraſchung glückte ſchon; laſſen Sie die zweite nicht mislingen! Laſſen Sie auf einen ſo ſchön gewordnen Tag auch einen fröhlichen Abend folgen.«

Helenens abermalige Beſtürzung ähnelte iener erſtern; glich ihr iedoch nicht ganz. Ver-

gebens widerſezte ſie ſich ernſtlich, und verlangte nur zwei oder drei Tage Aufſchub. Karl fand wieder Vorſprecher genug. Man übertäubte Helenen. Indem ſie zwar nicht einwilligte, doch ſchon ſchwieg, ging die Thüre auf, und der Prieſter trat hinein. Wie er ſeiner Pflicht ein Genüge that; wie gleichſam im Traume noch Helene mit demienigen verbunden ward, von dem ſie ſich — vor einer Stunde noch — als geſchieden auf ewig betrachtete; dies bedarf nun keiner Ausführung, ia keiner Erwähnung weiter. Als die Gäſte heimkamen, und in ihren Zirkeln die Geſchichte dieſes Tages erzälten, gab es freilich wieder eine Novelle, die vermehrt und verſchönert faſt in der ganzen Provinz ihren Kreislauf hielt. Doch ward wenig drüber geſpottet: höchſtens ein wenig geſpöttelt. Vorzüglich half hierbei Madame Tellmann, die am dritten Morgen nach der Hochzeit ein anſehnliches Geſchenk, nebſt ihrer Entlaſſung erhielt; und die zum Danke ſich öffentlich erbot, ihren Kopf zu verwetten, daß

das ehliche Glück des neuverbundnen Paares nicht länger als vier Wochen dauern werde.

Sie hätt' ihn verloren, — dieſen nichtswürdigen Kopf! denn eilf Jahre lebte Molldorf mit Helenen in einer Ehe, die ſo friedlich, ſo traulich, und eben dadurch auch ſo glücklich war, als man es nur von einer menſchlichen Verbindung zu fordern wagen darf. Zwar, daß diejenige, die vordem als Nichte den alternden Oheim ſo unablåßig, ſo ganz ohne eignen Willen pflegte, als Frau noch inniger, noch unbeſchränkter in den Sinn ihres Gatten ſich ſchmiegen würde, — das ließ ſich im voraus vermuthen. Aber daß auch Molldorf nicht einen Augenblick vergeſſen ſolte, was er verſprochen hatte; daß er ohne Anſpruch auf ein anderweites Gefallen nur ganz für ſeine Gattin und für ſein Hausweſen leben würde; daß er ſeine ehliche Treue nicht nur unbefleckt, ſondern auch unverdächtig erhalten werde; — das hatte man nicht gehoft! das machte ihm als einem Mann von Worte, und als einem

Gatten von ächter Beſtändigkeit zwiefache Ehre; und war eine Tugend, in welcher er zwar nicht ganz ohne Genoſſen, doch gewiß ohne großem Gedränge von Nebenbulern daſtand.

Das anſehnliche Vermögen, das ſie beide beſaßen, der weisliche Gebrauch, den Mollborf davon machte, und eine gewiſſe ihm angeborne Neigung zu geſelliger Freude, machten ſein Schloß nun oft zum Sammelplaz der Nachbarn rund umher; auch gegenſeitig legten ſie manchen Beſuch ab; genoſſen in Gemeinſchaft von Mehrern alle Ergözzungen, die das Landleben nach Maasſtab und Abwechslung der Jahrszeiten darbeut. Doch wohin auch Moldorf fuhr oder ging, that er es nur in Helenens Begleitung; für ſie hatt' er in ieder Geſellſchaft vorzüglich nur Aug' und Ohr. Den anfänglichen Spott ſeiner Bekanten hierüber beantwortete er mit einem Ernſte, der von fernern Einfällen abſchreckte. Den oft liſtigen Nachſtellungen andrer Frauen ſezt' er eine

unerſchütterliche Gleichmuth entgegen; ieder ihm gefährlich dünkenden Schönheit bog er von weiten aus; war höflich gegen alle, Liebhaber von keiner Einzigen. Dadurch, daß er ſich gewöhnte, keinen ſeiner Gedanken vor Helenen zu verſchließen; ſie in iedem Geſchäft' um Rath und Meinung zu befragen; vor ihr auszuſchütten alles was ihn freute oder bekümmerte — dadurch gewann ihre Freundſchaft eine ſolche Feſtigkeit, daß ſchon ſie allein mehr als zehn ehliche Lieben vom — gewöhnlichen Schlage vermochte. Ein einziger Kummer ſtörte zuweilen ihren häuslichen Himmel. Helene erzog keine Erben. Zweimal Mutter hatte ſie doch nie die grenzenloſe Wolluſt gehabt von einem eignen Kinde ſich angelächelt, ſich geſchmeichelt zu erblicken. Ein Sohn ſtarb in der Geburt; eine Tochter lebte nur wenige Tage. Die Ausſicht zu mehrern verſchwand nachher bald. Oft weinte Helene hierüber im Stillen. Oft betrachtete Karl die zwei rüſtigen Knaben ſeines Verwalters,

wenn ſie des Abends auf den Ackerroſſen aus Muthwillen heimgeritten kamen, mit einem Blicke, der ſich — zwar ſchnell in Lächeln verwandelte, wenn ihn Helenens Auge traf; der aber ihr deutlich genug ſagte: »Die Hälfte meines Vermögens gäb' ich für ſolch' einen Knaben!« — Gefühle dieſer Art waren freilich Gewitter-Wölkchen an einem Frühlings-Tage. Aber ſie hielten auch nie alzudauernd an, und wechſelſeitige Liebe machte den Himmel bald wieder heiter.

In der Mitte des eilften Jahrs wuchs Moldorfs Haushaltung plözlich um eine Hauptperſon mehr an. Helene nahm ihre Stiefſchweſter zu ſich. — Wenn dieſe Schweſter vielleicht den meiſten Leſern gleichſam vom Himmel herabfällt, ſo ſei es zu ihrem Troſte geſagt: daß es Helenen ſelbſt damit nicht viel anders ging. — Zwar, daß ſie von ihrem dreizehnten bis in ihr ſiebzehntes Jahr unter einer Stief-Mutter geſtanden habe, deſſen entſann ſich Helene noch gar wohl. Denn oft

genug hatte ſie damals die harte Hand derſelben empfunden; hatte durch ſolche gewiſſermaßen ihren Vater eingebüßt, der, nie übermäßig reich und von etwas ſchwächlicher Geſundheit, den kurzen Beſiz eines ſchönen, eiteln Weibes mit ſeinem Vermögen und Leben bezalte. Doch kaum war er todt, ſo kümmerte ſich ſeine Witwe keinen Augenblick mehr um ein Mädchen, das freilich durch ſie verarmt und verwaiſt, aber auch dafür mit der unſchäzbaren Gabe der Gedult ausgerüſtet worden war. Helene muſte eine geraume Zeit das Gnadenbrod bei entfernten Verwandten ſuchen, bevor ſie an ihrem Oheim einen zweiten Vater fand. Frau von Drewiz, noch iung und reizend, warf indeß ihr Nez abermals aus, und zog einen Baron, der an der N—k anderm Ende anſehnliche Güter beſaß. Auch in dieſer Ehe trieb ſie ihr Weſen, oder ihr Unweſen vielmehr, wie in der erſtern. Durch Puz, Spiel und Verſchwendung ſchmolz die Haabe ihres zweiten Gemals zwar etwas

langſa-

langſamer, doch nicht minder. Als er, groſsentheils aus Kummer, ſtarb, hinterließ er einen halberwachsnen Sohn, eine ſehr iunge Tochter, und kaum noch einige Trümmer ſeines großen Vermögens. Das verſchwendriſche Weib wär nicht ohne Stolz; zu einem dritten Fiſchzuge fehlt' es ihr nun an den Köder von Jugend und Schönheit; da zu betteln oder zu darben, wo ſie bisher geglänzt und geſchwelgt hatte, war ihr unerträglich. Sie verkaufte daher ſofort, was ſie hatte; zog damit in einem Winkel von Weſtphalen; lebte nun einſam und mäßig; und beging doch auch hier einen neuen Fehler. Sie verwandte zwar, was ſie nur konte, auf die Erziehung — doch nicht ihrer Kinder, ſondern ihres Sohnes allein. Dieſer, dachte ſie, wächſt früher auf, nährt und ehrt dich einſt wieder. Dann iſt es noch Zeit bei Euphroſinen nachzuholen, was iezt verſäumt worden. Würklich war es ein Jüngling von ſeltnen Gaben. Im achtzehnten Jahre ging er als Fähndrich in H—ſche Dienſte, und mit nach Amerika;

im ein und zwanzigſten ward er durch ſeinen Muth ſchon Rittmeiſter; wenige Tage erſchoß ihn im Zweikampf einer ſeiner Gefährten, den er überſprungen hatte. Die Verzweiflung der Mutter, bei dieſer Nachricht, überſteigt alle Worte. Kurz vorher hatte ſie ihren lezten Ring verkauft; hatte noch davon einen Theil ihm zugeſendet. Zur Auszehrung ſchon ſeit einiger Zeit geneigt, verfiel ſie nun würklich in dieſelbe; und zwar in eine von der ſchnellern Art. Euphroſinens Schickſal ſtand iezt qualvoll vor ihren Augen. Das Mädchen war zwölf Jahr alt, verabſäumt, verarmt, in einem Lande, wo ſie weder Verwandte noch Freunde hatte. Wer ſolte ſich ihrer annehmen? Jezt gedachte die Sterbende an Helenen. Nicht an das, was ſie bei ihr verſchuldet hatte; ſondern was aus ihr geworden war. Sie hatte einigemal von ihrem Glücke mit Neide reden gehört; hatte ſeit zwanzig Jahren ſie nicht eines ſchriftlichen Wortes gewürdigt. Im Anfange war Stolz, ſpäter-

hin Schaam die Urſache ihres Stillſchweigens geweſen. Ihre iezzige Lage ſezte ſich über Stolz und Schaam hinweg. Sie ſchrieb an dieſelbe, als an eine ältere Pflegetochter; ſie empfahl ihr Euphroſinen als eine iüngre Schweſter — wiewohl ſie kaum den Namen einer Stiefſchweſter verdiente; ſie wolte ſogar hier noch mit einer Art von Würde ſprechen, und fiel dann plözlich wieder, was ihr auch beſſer ziemte, in eine demüthige Klage, in ein aufrichtiges Geſtändnis ihrer Fehler herab. — Schwer ward ihr gewiß dieſer Schritt. Wenige Tage vor ihrem Tode ſandte ſie den Brief ab. Er kam an den Ort ſeiner Beſtimmung erſt an, als die Schreiberin ſchon ausgelitten hatte. — Helenens Verwundrung war groß; ſie wußte würklich kaum vom Daſein dieſer Stiefſchweſter. Aber Ihr Mitleid war noch größer. Sie eilte mit dieſem Briefe zu ihrem Gemal. — »Was iſt zu thun?» fragte ſie ihn nach Leſung deſſelben. — »Zu retten, was noch zu retten iſt. An Euphro-

ſinen zu thun, was der Oheim an meiner Kindheit that!« — »O Karl, Karl! du ſprichſt, wie immer, aus meiner Seele.«

Molldorf reiſte würklich des andern Tages ſchon nach Weſtphalen, und holte Euphroſinen. Es war ein Mädchen, — oder noch ein Kind vielmehr — von der Natur mild bedacht; von angenehmer Geſtalt, von einem ſanften, willigen Herzen, und auch von dem, was man Mutterwiz nennt, nicht entblößt; aber noch ganz ungebildet, — ja ungeſittet beinahe. In ein paar leichtern weiblichen Arbeiten, im Nähen, Stricken u. ſ. w. beſtanden ihre ganzen Kentniſſe; von Leſen und Schreiben wußte ſie nicht viel mehr, als die Anfangs-Gründe. Als ſie Helenens Hand zuerſt mit kindiſcher Wärme küßte; als ſie ihr ausrichtete, was die ſterbende Mutter noch am lezten Tage ihr aufgetragen hatte, ſchwur jene, von nun an ihr mehr als Mutter zu werden, und auch ihren Unterricht, ihre Bildung ſelbſt zu übernehmen. Sofort legte ſie

Hand ans Werk, — und nicht unwürkſam. Der rohe Diamant war des Schleifens werth. Euphroſine fügte ſich willig nach ieder Lehre, iedem Unterricht. Helene fand in dieſer neuen Arbeit neues Vergnügen. Ihr häusliches, etwas einförmiges Leben gewann eine Abwechslung mehr. Sie glaubte grade iezt noch nicht an demienigen Zeitpunkte zu ſtehen, wo es mit ihrem Glück bergabwärts gehen ſolte.

Das Altern iſt eine Veränderung des menſchlichen Körpers, die faſt iedem, den ſie betrift, noch viel zu frühzeitig kömmt. Man ehrt das gealterte Geſicht zuweilen bei andern, an ſich ſelbſt würde man es — aus bloßer Beſcheidenheit! — gern entbehren. Vorzüglich ſoll dieſes der Fall bei den Frauen ſeyn; und gleichwohl trift wieder, ſie dieſes Altern am ſichtlichſten und am eilfertigſten. Doch auch dieſe Eil hat ihre Grade und ihre Launen. Schon manche Mutter ſtand neben ihrer mannbaren Tochter, wie eine iüngere Schweſter. — Helene ſchien zu dieſer kleinen begünſtigten

Anzahl zu gehören. Sie war nun ſchon einige Jahre über den fürchterlichen Zeitpunkt hinaus, den die Dame gutwillig nie einräumt; das heißt, ſie war faſt vier und vierzig; wer ſie zum erſtenmal ſah, hätte nicht auf ſo viel dreißig gerathen. Ihr häuslicher Friede und ihres Geiſtes ſanfte Stimmung ſchienen ihr dieſe fortdauernde Jugend noch auf lange zu verbürgen. Sie war ſogar etwas rothwangig, etwas ſtärker geworden, als im ehloſen Leben. Da erkrankte ſie plözlich an einer Ruhr, die in der Gegend umher ging, und die ſie ſich ſelbſt durch einen gutmüthigen Beſuch am Bette einer ihrer Kammerfrauen geholt haben mochte. Nach einer Todesgefahr von vierzehn Tagen genaß ſie zwar wieder; war aber, dem Anſchein nach, um ſo viel Jahre älter geworden. Die Farbe ihrer Wangen, das Fleiſch ihres Geſichts und ihrer Hände war weg, und kam nicht wieder. Als ſie das erſtemal vor ihren Spiegel ſchlich, glaubte ſie ein fremdes Antliz in demſelben zu erblicken. Sichtlich und ſtark

war ihre Beſtürzung. »Hab' ich denn ſchon im Grabe gelegen? Oder lieg' ich noch in demſelben? ſeufzte ſie halblaut. Der Troſt ihres Arztes und ihres Gemals, daß ſie ſich bald wieder erholen werde, fand bei ihr wenigen Glauben, und ging vielleicht ebendeswegen auch um ſo weniger in Erfüllung.

Aber nicht in Helenens Geſtalt allein, auch in ihrem ganzen Betragen, — in ihrer Denkart ſogar, ergab ſich von nun an ein merklicher Abſtand gegen ehmals. Verſchwunden war iene gefällige Heiterkeit, welche ihren Umgang ſo angenehm gemacht hatte. Ein gewiſſes ſtilles Mistrauen, ein ſichtliches Zurückziehn herrſchte in allem, was ſie ſprach und that; herrſchte grade am ſichtlichſten gegen ihren Gemal ſelbſt. Jede kleine Liebkoſung von ihm, ieden verbindlichen Ausdruck in ſeiner Rede nahm ſie nicht mehr mit froher Erwiederung, ſondern mit einer Miene hin, als beſorge ſie ſeinen — Spott. Immer ſprach ſie nun, daß dieſe oder iene Freuden für ſie ſich — nicht mehr ziemten; daß dieſe oder iene Farben für ihr Alter

nun — nicht mehr paßten. Jedem geſellſchaftlichen Vergnügen außerhalb ihres Hauſes ſtarb ſie ab; ward verlegen, wenn irgendwo zwei Menſchen leiſe zuſammen ſprachen, oder irgend ein Blick ſie länger als zwei Sekunden anſah. Bei der Abendtafel eines ihrer Nachbarn wolte ſie gehört haben, daß zwei Fremde ſich zugeflüſtert: Ein ſonderbarer Einfall ſeine Grosmutter zu heirathen! Daß dies auf ſie gegangen ſei, davon war ſie überzeugter, als ein eifriger Katholik von der Unfehlbarkeit der Kirche. Seitdem brachte Molldorf ſie zu keinem Gaſtmal weiter, kaum zu einer Spazierfahrt an ſeiner Seite. „Ich mache dir iezt doch nur Schande!“ war ihre ewige Antwort, geſprochen mit einem Tone, der ſich zwang ſcherzen zu wollen und dadurch deſto ernſtlicher ward.

Molldorfen befremdete dieſe Aenderung gewaltig. So viel weibliche Eitelkeit — denn dafür hielt er es anfangs — hatt' er nicht bei dieſem ſonſt anſpruchloſen Weibe vermuthet. Er wußte ſich ſchuldlos, ſie durch keine

Unvorſichtigkeit in ſeinem Betragen gereizt zu haben. Er that alles mögliche, ſie zu beruhigen; — vergebens! — „Nein, Karl, nein! „rief ſie oft, wann er ſie ſchmeichelnd zu wi„derlegen ſuchte: unmöglich kanſt du dieſen „Körper noch lieben. Aber gönne mir den ein„zigen Troſt, daß unſre Seelen noch Freun„de bleiben! den einzigen Stolz freiwillig zu „entſagen, eh' ich verſtoßen werde!“ Sogar die Hofnung, daß es eine rückſtändige Krankheits-Grille ſei, die von ſelbſt ſich zerſtreuen werde, verſchwand. Helenens Entſagung wuchs, ſtatt ſich zu mindern. Bald ward der Garten am Schloß ihr einziger Spaziergang; Gäſte, die ſie zu beſuchen kamen, empfing ſie mit Höflichkeit, aber mit einem ſo bange-beſcheidnen Weſen, daß nur Wenige ſich wieder einſtellten. Sogar, wenn Molldorf ihr nur in Beiſein eines Dritten beim Eintritt oder Abſchied einen freundſchaftlichen Kuß bot, zauderte ſie ſichtlich, und ziſchelte ihm oft ins Ohr: „Wir machen uns lächerlich, Karl!

Laß das!« — Er mußte auch hierinne endlich ihrer Grille nachgeben.

Wäre Molldorf ein Mann vom neuſten, feinſten Tone geweſen, wie leicht hätt' er ſich in alles dieſes, und wohl noch in mehr geſchickt! Eine Frau und doch auch keine zu haben, iſt ia in gewiſſen Zirkeln das alltäglichſte Ding unter der Sonne! Mit einer Gemalin, mit der man nun ſchon eilf Jahr lang lebt, — die nie bildſchön war, und nun faſt häßlich geworden; die uns an Alter ſtets vorausging, und nun ſelbſt geſteht, daß ſie dieſe Unſchicklichkeit fühle — ſich mit dieſer, auf einen ſogenanten blos anſtändigen Fuß zu ſezzen, iſt ia eher wünſchenswerth als unannehmlich zu nennen. Noch mehr! Wiewohl Helene für ſich ſelbſt ein faſt klöſterliches Leben erwählte, war ſie doch nicht ſo unbillig zu fordern, daß Molldorf den Einſiedler mitmache. Immer erinnerte ſie ihn ſelbſt bald an die Jagd, und bald an den Spazierritt; bald an den Beſuch bei einem nachbarlichen Freunde,

und bald an eine kleine Reiſe in die umliegenden Städte oder auch nach der Hauptſtadt. Daß er ia nichts verſäumen ſolle, was Wohlſtand und Geſundheit heiſche, was ihm Vergnügen oder Zerſtreuung bringe, das war ihre altägliche Bitte. Kam er dann von einem kleinen Ausfluge zurück, ſo erwartete ihn die gefällige Hausfrau gewiß mit dem freundlichſten Geſichte, mit ſeinen Leibgerichten, mit allen dem, was ſeine Bequemlichkeit oder ſeine Laune nur fordern konte; dankte ihm herzlich, wenn er ihr erzählte, was er gehört und geſehen habe; rieth ihm auch immer am Schluß, bald wieder eine ähnliche Reiſe zu machen, mit dem einzigen Bedinge, daß — ſie daheim bleibe. Sezt man nun endlich hinzu: daß Molldorf grade iezt erſt in ſeines Lebens Mitte ſtand, ein Mann von feſter, geſchonter Geſundheit war, Herr über ein anſehnliches Vermögen, gern geſehn, wohin er nur in Geſellſchaft kam, und wahrſcheinlich für Manche in der Geſellſchaft noch lieber, wenn er allein

als wenn er ſelbſtander eintrat; ſo wird man muthmaslich finden: Molldorf hatte iezt noch weniger Grund mißmuthig mit ſeiner Lage zu ſeyn, als vormals.

Dennoch begann er es bald zu werden! Molldorfs empfindſame Seele hätte gern alle ſeine Freunde rings um ſich glücklich gemacht; und daß ſeine älteſte, bewährteſte Freundin, wenn nicht unglücklich ſei, doch ſich unglücklich fühle, das ſah er nur alzudeutlich; konte ſich des Gedankens nicht entſchlagen: daß ſie es, troz ſeiner Unſchuld, ſeinethalber ſei; glaubte, daß er doch ehmals ſtatt edel zu handeln, unbeſonnen gehandelt habe, und machte ſich desfalls Vorwürfe. Nur höchſt ſelten erlaubt' er ſich den Genuß fremder geſellſchaftlicher Freuden, dachte dann immer zurück: ob wohl Helene iezt leidet? und litt dadurch ſelbſt. —

Auch dabei blieb es nicht lange. Was der Arzt vorher geſagt und Molldorf vorher geſehn hatte, geſchah. Die eingezogne Lebens-Art, wozu Helene ſich ſelbſt verurtheilte, und wahr-

ſcheinlich noch mehr die Stimmung ihrer Seele würkten iezt eben ſo ungünſtig auf den Körper zurück, als körperlicher Verfall vorher auf die Seele gewürkt hatte. Helene ward, ſo wie der Winter eintrat, zwar nicht tödtlich krank, aber äuſſerſt kränklich. Ein unaufhörliches Hüſteln und Fröſteln ſtelte ſich ein. Gröſſre Unannehmlichkeiten folgten. Bisher hatte ſie oft aus Eigenſinn das Zimmer gehütet, nunmehr muſte ſie es aus Nothwendigkeit thun. Auch beim rückkehrenden Frühling blieb ſie ſiech. Jeder Witterungs-Wechſel hatte in ihrem Körper ſein Wetterglas. Faſt in iedem Monate war ſie wenigſtens eine Woche bettlägrig.

Drei Jahre verfloſſen auf dieſe Art. Sie drängen ſich freilich auf dem Papiere in einem ſehr kleinen Umfang zuſammen; ſie mochten einen deſto gröſſern in der Würklichkeit ſelbſt für den armen Moldorf einnehmen. Er ſuchte zwar ſein Loos auf iede anſtändige Art zu

erleichtern. Er ſezte es durch, daß Helene wieder, ſobald etwas geſündere Zwiſchenräume kamen, Geſellſchaft bei ſich ſah. Die Bekanten aus der Nachbarſchaft wurden wieder fleißig eingeladen; ſelbſt kleine Hausbälle wurden zuweilen gegeben. Doch waren Erholungsfriſten dieſer Art immer nur kurz, und abwechſelnd. Wenn neue Krankheitsanfälle bei Helenen ſich einſtellten, entfernte ſich Karl oft Monate lang nicht fünf hundert Schritt weit vom Schloſſe. Keine noch ſo linde Klage hierüber entſchlüpfte ſeinem Munde; ſelbſt iede ernſte trübe Miene ſuchte er — wenigſtens vor Ihr, zu verbergen.

Doch indeß Helene ſo allmälig hinwelkte, und Moldorf ſo treulich den Geſellſchafter in ihrem Krankenzimmer abgab, wuchs in der Nähe — ia, faſt möchte man ſagen, in der Mitte von beiden, Euphroſine zu einem der reizendſten Mädchen im ganzen Lande empor; und auch um dieſe hatte Moldorf ſich in ienem Zwiſchenraume manches Verdienſt von

höchſter Wichtigkeit erworben. Nicht blos, weil er ihr alles, was Nothdurft und Wohlſtand erforderten, ſo reichlich als möglich, anwieß, ſondern weil er auch an ihr that, was Geld nie, und ſelbſt der wärmſte Dank nur halb bezahlt, weil er — ihren Geiſt bilden half.

Von neuem befand ſich dieſes liebenswürdige Geſchöpfe in Gefahr auch hier aufzuwachſen, wie einſt unter mütterlichen Augen; das heißt, halb verwildert, ſich ſelbſt überlaſſen. Zwar war ſie ſeit dem erſten Augenblick ihrer Ankunft Helenens Günſtling, ihre faſt ſtäte Geſellſchafterin am Tage, ihre Schlafgenoſſin des Nachts geworden; zwar hegte Helene den erſten Vorſaz, ſie ſelbſt in allem zu unterrichten, was ein Mädchen empfiehlt und vervollkomt; zwar machte ſie ſchon, wie wir oben erwähnten, einen Anfang, der viel verſprach; doch ihn auszuführen vermochte die Kränkelnde nicht. Körperliche Schwäche und verhehlter Mismuth unterſagten ihr bald alles, was einige Anſtrengung

erforderte. Fremden Miethlingen die Schweſter anzuvertrauen, trug ſie Bedenken. Immer wolte ſie ſelbſt wieder Hand ans Werk legen, und immer mislang es. Von Mitleid bewogen, von ſeiner Gemalin erſucht, von eigner Langweil aufgemuntert, ſchlug ſich endlich Molldorf ins Mittel. Von ihm empfing Euphroſine Unterweiſung in einigen neuern Sprachen, in Muſik, in leichter, faslicher Geſchichte, Naturkunde, und andern ähnlichen, beiden Geſchlechtern nüzlichen Kentniſſen. Daß er ſeinen Unterricht nicht nach pädagogiſcher Kunſtform, nicht als eigentlicher Gelehrter, ſondern nur als ein Liebhaber von Künſten und Wiſſenſchaften einrichtete, verſteht ſich von ſelbſt. Aber würklich beſaß er durch Privatfleis in manchem Fach nicht altägliche Kentnis; und unglaublich war es beinahe, wie glücklich und raſch Euphroſine ſeine Anleitung zu nüzzen vermochte. Bald ſprach ſie franzöſiſch, welſch und engliſch, wenigſtens ſo gut, als ihr Lehrmeiſter ſelbſt; ſang mit Seele zum

Flügel;

Flügel; las mit Nuzzen die geiſtreichſten Schriften der Neuern; begriff, ganz entfernt vom Zirkel der groſsen Welt, die ſchwere Kunſt, liebenswürdig ohne Anſpruch, kentnisreich ohne Pedanterei zu ſeyn. Wenn ſich zuweilen auf Moldorfs Schlos der nachbarliche Adel verſamlete, zeichnete ſich unter den übrigen Fräuleins, — ſelbſt unter denen, an welchen weither verſchriebene Erzieher und Erzieherinnen geſchnizt und gekünſtelt hatten! — Euphroſine ſo vortheilhaft aus, daſs faſt iede Mutter eine ſolche Tochter, faſt ieder Jüngling eine ſolche Braut ſich wünſchte.

Wohl muſst' es Moldorfen freuen, zu ſehen, welche reichliche Zinſen ſeine aufgewandte Mühe trage! Wohl mag es überhaupt zu der Menſchheit ſüſseſten Gefühlen gehören, beim Blick auf ein gebildetes reizendes Mädchen zu ſich ſelbſt ſagen zu können: »An dieſem Reiz »haſt auch Du Theil! Natur gab nur Stof »und Körper; Du gabſt ihr Form und See»le.« Doch daſs dieſes Gefühl nicht Anmuth

allein, ſondern auch Gefahr bei ſich führt, iſt eben ſo unbezweifelt. Der Abelards, die ihre Schülerinnen liebgewannen, gab es ſchon unzäliche; der Heloiſen, die es mit Gegenliebe vergalten, nicht viel minder. Männliche Freundſchaft gegen ein ſchönes Mädchen geht oft pfeilſchnell in Liebe, warmer Dank des Mädchens nicht viel langſamer in Zärtlichkeit über. — Wahr genug ſind dieſe Säzze ſchon im Allgemeinen; noch anwendbarer wurden ſie hier im Beſondern! Man denke ſich Moldorfen zwiſchen einer gealterten, unausgeſezt kränkelnden, von ihm aus eigner Willkühr abgetrenten Gattin, und einem aufblühenden, ſich täglich verſchönernden und an ihm anſchmiegenden Mädchen! Man denke ſich Euphroſinen, wie ſie oft Wochen und Monate lang faſt keinen andern Mann ihres Standes, als Mollдorfen erblickt; wie ſie ihn als ihren Wohlthäter, Erhalter, Freund und Lehrer betrachtet, wie ſie alltäglich ſein Lob aus Helenens Munde vernimmt; wie ſie Stof genug

findet, mit eignen Augen ſeine häusliche Tugend zu bewundern; wie er im kleinen Zirkel ihrer Bekanten zwar von Manchem an Jugend und Liebreiz, doch von keinem an Verſtand und mänlicher Wohlgeſtalt übertroffen wird. Man denke ſich die gefährliche einſame Nähe, die unbefangne Unſchuld erſt aufblühender Reize, die traurige Langweil, die oft Beide drückte, die Nothwendigkeit bei Ihr und Ihm ſich doch an einem Gegenſtand anzuſchließen, der das Herz beſchäftigt; und man wird es ſehr begreiflich, oder vielmehr ſehr natürlich finden: daß, als Euphroſine iezt ihr achtzehntes Jahr antrat, (ein Zeitpunkt, wo Moldorf grade ſein ſieben und dreißigſtes ſchlos!) Er in ihr mehr als nur ſeiner Frauen Schweſter, — Sie in ihm mehr, als nur ihrer Schweſter Mann erblickte; daß zärtliche Neigung hier und dort gleichſam im Hinterhalte lauſchte, bereit, auf den erſten Wink vollem Beſiz von beider Herzen zu nehmen.

Unter funfzig Leſern dürften ſich neun und vierzig nun auf verliebte Abendtheuer vorbereiten, auf Liebsgeſtändniſſe, auf Gewiſſensbiſſe, die — bald beſänftigt werden, auf Spaziergänge im Mondenſchein, auf Tugend, die — ſtrauchelt und vielleicht gar ſinkt; auf eine Ueberraſchung, wo Helene plözlich das Zimmer öfnet, oder unerwartet in die Laube tritt, und Arm in Arm die Sorgloſen findet. Doch alle dieſe Vermuthungen werden — ſich irren. So leicht auch den aufmerkſamſten Mann eine zärtliche Leidenſchaft zu überſchleichen, ſobald ſie ihn auch zu überraſchen vermag; ganz überwinden kan ſie doch nur denienigen, der nie auf ſich ſelbſt hört. Moldorfen wenigſtens warnte eine Kleinigkeit, vielleicht in den lezten Minuten, wo Warnung noch Raum fand. Als er, der eine geraume Friſt hindurch keinen größern Wohllaut gekant, als ein Lob, das man Euphroſinen beilegte; dem nichts ſüßer geſchmeichelt hatte, als ein Beifall, den ſie erhielt, — als er plözlich bemerkte, daß er doch minder gern aus mänlichem als weiblichem Munde

ſie rühmen höre; als ihm die Roſe, die Euphroſinen einſt Baron Wells, ein iunger Geck aus der Hauptſtadt, darbot, und die ſie gedankenlos am Buſen ſteckte, um die Heiterkeit bei der Tafel, und ein teutſcher Tanz, den ſie mit Ebendemſelben tanzte, um zwei oder drei Stunden Schlaf in der nächſten Nacht brachte; als er am andern Morgen mit etwas kälterm Blute an dieſen Vorfall denken und drüber lächeln wolte, da warf er raſch einen aufmerkſamern Blick in ſein Innerſtes und ſtuzte; dachte genauer nach und begrif kaum: warum er nicht eher alles das geſehen habe, was er iezt ſah. — Jene Duetts am Flügel, wo er ſich ſo gern und ſo vertraulich über ihren Nacken bog; wo ſich ſo oft ſchon ihre Seelen in ſanften Melodien zu begegnen ſchienen; — iene Unterrichts-Stunden, wo ſchon einigemal ein Sonnet von Petrarca, eine Szene aus Shakeſpears Romeo oder aus Racinens Berenice ſie zu aeſthetiſcher Zergliederung der feinern Gefühle gelockt hatte; iene kurzen abgebrochnen Geſpräche, wann Helena Mittags-

ſchlummer hielt, wo ſie ſchon oft gegenſeitige linde Beſchwerden über den Eigenſinn der Kränkelnden ausgewechſelt und durch einen Händedruck ſich mehr noch als durch Worte geſagt hatten; iene halbkindliche Freude, mit welcher Euphroſine ihn zu umarmen pflegte, wenn ſie für irgend ein Geſchenk, für irgend eine Güte ihm danken wolte; ſelbſt die Bemerkung: daß ſie ſeit kurzen oft Gelegenheit zum Dank erhalten habe; — alles, alles dieſes, ſo unbeſorgſam bis iezt in ſeinen Augen, bekam nunmehr plözlich eine ganz andre Beleuchtung. Es ſchien ihm, als ſteh' er auf einem gefährlichen Scheidewege, wo ein einziger Schritt weiter alle Umkehr unmöglich mache. Der Entſchlus, den er faßte, war Entſchlus eines edlen Mannes.

Mit Recht dünkte ein plözlicher Abbruch ihm bedenklich. Er würde dadurch eine Unſchuldige gekränkt, den Verdacht der Hausgenoſſen geweckt, vielleicht der Gattin ſelbſt das Geheimnis ſeines Buſens verrathen ha-

ben. Auf ähnliche Art entdeckte vordem der Oberſte ihre eigne Liebe; warum ſolte Helene nicht auch ſo ſcharfſichtig ſeyn, wie er? — Gleichwohl hielt Moldorf auch iedes längere Zaudern für gefährlich. Aufſchub beſchließt immer nur derienige, dem es mit ſeiner ganzen Beſſerung kein Ernſt iſt. Moldorfs Abſicht war daher allmäliger Rückzug — aber von Stund an. Manche Schwürigkeit ſah er dabei voraus; noch mehrere fand er.

Denn nicht genug, daß ſein eignes Herz ieden Schritt ihm erſchwerte! Euphroſinens Betragen that es noch ſtärker. Was ſeine Beſcheidenheit gern — wenn nicht ganz, doch gröſtentheils ſich abgeläugnet hätte, ward ihm bald unbezweifelt. Das holde Mächen liebte nicht nur wieder, ſondern ſogar vielleicht inniger noch, als ſie geliebt ward. Sehr natürlich auch! denn es war ihre erſte Liebe. — So unmerklich daher Molldorf die Stunden des Unterrichts, oder vielmehr des gemeinſchaftlichen Leſens abzukürzen ſuchte; ſo

ſorgfältig er den Vorwand wählte, warum er minder als ſonſt zu ihrem Geſang den Flügel ſpielte; ſo dringend die Geſchäfte waren, die ihn auf ſein Zimmer riefen, wann Helene ruhen wolte; — Euphroſine ſpürte dieſe Veränderung, und das Abſichtliche in derſelben gar bald! Daß Molldorf ungehalten ſeyn müſſe, war ihre erſte Vermuthung; Worüber? ihre angelegentlichſte Unterſuchung. Was ſie ſeit einigen Tagen, Wochen, Monden ſogar, geſagt, gethan, — gedacht nur habe, alles durchlief ſie bei ſich ſelbſt mit ängſtlicher Eil. Nichts, was ihr Gewiſſen beſchweren könne, fand die Schuldloſe. Um aber auch unbewußte Schuld wieder auszuſöhnen, verdoppelte ſie ihre Freundlichkeit, ihre Liebkoſungen, ihre beſten Künſte. Daß ſie eben dadurch Molldorfs Verlegenheit, den Kampf ſeines Herzens, das Bängliche ſeiner Lage vermehre, kam ihr freilich nicht im Sinn. Sie war unſchuldig genug, bei Helenen ſelbſt ſich über dieſe Veränderung zu beklagen; ſich bei ihr zu

erkundigen: ob ſie nicht wiſſe, warum Moll⸗dorf zürne? — »Und warum fragſt du ihn, erwiederte dieſe, nicht ſelbſt?« — »Ich that es! Wohl zwei⸗ oder dreimal ſchon. Immer hat er eine Ausrede in Bereitſchaft. Geſtern, indem er ſich abermals losmachte, hätt' ich ſchwören wollen, es ſtänd' ihm eine Thräne im Auge.«

Helene ſchien hier ſelbſt ein wenig befrem⸗det; forſchte genauer: Wie? und ſeit wann? ward ein paar Augenblicke nachdenkend, und verſicherte dann Euphroſinen lächelnd: Moll⸗dorf zürne gewiß nicht. Eine Laune dieſer Art ſei Männern gewöhnlich, doch ſelten dauernd. — Noch dieſen Abend eröfnete ſie ihrem Ge⸗mahl die ſchweſterliche Beſchwerde. Etwas unerwartet kam ſie ihm in dieſem Munde. Helenens freundlicher und doch dabei feſter Blick mehrte ſeine Verlegenheit. Dennoch faßt' er ſich bald. Was er antwortete, war nicht die vollſte, alleinige Wahrheit; aber noch minder ganz erdichtet. — »Er halt' es,«

ſagt' er, „für überflüßig, vielleicht auch für un„ſchicklich bei einer ſchon ſo erwachsnen, ſchon „ſo gebildeten Perſon den Unterricht noch fort„zuſezzen, der freilich vor Jahr und Tag noch „Statt gefunden habe. Er glaube bei eini„gen ſeiner Bekanten ſchon Verwundrung über „dieſen Punkt verſpürt zu haben. Er ſcheue „die Auslegungsſucht, die ſo gern aus Nichts „etwas, und dann wieder viel aus dieſem Et„was mache. Er ſcheue“ ... Stockender ward hier ſeine Rede; Helena ſelbſt unterbrach ihn. „Karl,“ ſprach ſie, indem ſie mit Wärme ſeine Hand ergrif, — „Karl, bedurft' es dieſes „Beweiſes erſt, daß in dir das Herz eines Bie„dermanns ſchlägt? Wohlan, ich will Euphro„ſinen zu beruhigen ſuchen. Verſuche das glei„che mit dir ſelbſt!“ — Plözlich entfernte ſie ſich bei dieſen Worten in ihr Kabinet. Ihr zu folgen — ſie iezt, oder ſpäter um den genauern Sinn ihrer Rede zu befragen, hatte Molldorf nicht Muth genug. Was ſie nachher mit Euphroſinen geſprochen, erfuhr er eben

ſo wenig. Doch war die Miene des holden Mädchens am nächſten Morgen ernſter als gewöhnlich, beinahe traurig. In ihren Blicken zeigte ſich etwas Uebernächtiges, in ihrem ganzen Betragen Zurückhaltung. Jene iugendliche Heiterkeit, mit welcher ſie an Molldorfs kleiner Mittagstafel oft ſelbſt der kränkelnden Schweſter ein Lächeln abgezwungen hatte, war verſchwunden, und — kam auch nicht wieder.

Wer nur einigermaßen aufs menſchliche Herz und auf die Rieſenkräfte der Leidenſchaft ſich verſteht, wird bekennen müſſen: das Opfer, das iezt Molldorf brachte, war ein großes Opfer! Doch auch der treflichſte Mann iſt nur ein Menſch, und unterdrückte Liebe iſt deshalb noch nicht vertilgt. Einem Feuer gleich, das in Kohlenſchachten brennt, kan dem Ausbruch in freie Luft zwar vorgebeugt werden, doch ſeinem Fortglimmen in der Tiefe faſt nimmer. Dies auch Molldorfs Fall! Er war durch Nachdenken und An-

ſtrengung Herr über ſeine Handlungen geworden, doch keineswegs über ſeine Gefühle. Daß die Entſagung, die er ſich ſelbſt auflegte, den lezten Ueberreſt ſeines Glücks zertrümmerte; daß es Augenblicke gab, wo er einem Rückfall — ia wohl mehr als Rückfall noch! — mit gewaltigen Schritten ſich nahte; Augenblicke, wo eine lockende Stimme ihm zuzurufen ſchien: Thor, warum quälſt du dich mehr, als tauſend andre an deiner Stelle thun würden! Augenblicke, wo Fantaſei und Gefühl der Pflicht mit ſehr ungleichen Kräften zuſammen rangen; Augenblicke endlich, wo am Siechbette ſeiner Gattin eine täuſchende Hofnung ihm Möglichkeiten vorſpiegelte, die er ſchnell verwarf, und noch ſchneller wieder haſchte, — o dies alles kont' in Molldorfs Lage nicht zum Vorwurf, ſondern vielmehr zum größern Verdienſt ſeiner Selbſtbezwingung ihm angerechnet werden! Wenn zuweilen bei kleinen Feſtgelagen ein ganzer Kreis von adlichen Jünglingen um das holde, iezt noch durch einen

linden Anſtrich von Schwermuth verſchönerte Mädchen ſich drängte; wenn ſchaale oder auch feine Schmeicheleien von ieder Seite her ſie beſtürmten; wenn Euphroſine zwar allen eine höfliche, doch keinem Einzigen eine günſtige Antwort ertheilte; und dann mitten durch dieſen Bienen- oder Weſpen-Schwarm ein halber Blick von ihr auf Molldorfen fiel, dann stockt' ihm oft, — wie er nachmals gern geſtand! — mitten im Geſpräche der Odem; dann war ihm, als müß' er hin zu ihr und ausrufen: auch ich hab' einen Anſpruch auf dieſes reizende Geſchöpf! — Gewöhnlich entfernt' er ſich dann ein Weilchen ganz aus der Geſellſchaft, und erzwang ſich durch manchen Gang auf und ab in ſeinem einſamen Zimmer, wenn auch nicht Ruhe, doch Anſchein der Ruhe wieder. Faſt unbegreiflich dünkt' es ihm in Minuten dieſer Art, daß keiner ſeiner Freund' und Bekanten den Sturm ſeiner Seele merkte; unbegreiflicher noch, daß ihm nie ein beobachtender Blick von Helenen begegne-

te; am unbegreiflichſten endlich, wo er Kräfte für die Zukunft hernehmen ſolte, da mit iedem Tage das Gewicht ſeiner Laſten wachſe.

Wohl zehnmal ſchon ſtand er im Begrif ſich einen Vertrauten ſeines Kummers zu wählen; und dieſer ſolte — Helene ſelbſt ſeyn. Ihr, ihr allein wolt' er geſtehn; nicht zwar, daß er Euphroſinen ſchon würklich liebe; aber wohl, daß er das Gefährliche dieſer Nähe ſpüre, und Mistrauen in ſich ſelbſt ſezze; wolte ſie bitten, ein Mittel auszuſinnen, wie man unter ſchicklichem Vorwand dieſes reizende Mädchen wenigſtens eine Zeitlang entferne. In wachen Mitternächten hatt' er ſchon oft deshalb ſeine Rede bis zum lezten Wörtchen durchdacht und geordnet; immer ſchob er ſeinen Vorſaz am nächſten Morgen für — heute noch auf; that es, (wie er ſich ſelbſt überredete) nicht ſeinetwegen, ſondern Helenens halber. Daß es ſie doch kränken würde, wenn ſie ſeine Neigung für eine andre ſpüre; daß ihr heimlicher Kummer wachſen, ihr Argwohn wieder alles

ſchwarz ſehen dürfe; daß es ihr ſchwer fallen müſſe, ſich von einer Freundin, einer Schweſter — ihrer einzigen Verwandtin ſogar, zu trennen; daß es auf jeden Fall Aufſehn machen werde; — dies alles überlegt' er von neuem, und beſchloß, noch ferner ſeinen Gram allein zu tragen, ſeinen Kampf allein zu kämpfen! Ob er in dieſem leztern doch nicht endlich die Waffen geſtreckt, und — wenigſtens ohne Sieg ſich zurückgezogen haben dürfte, iſt ſchwer zu beſtimmen; denn ein unvermutheter Umſtand änderte plözlich alles.

Schon drei Jahre hatte — wie früher erwähnt worden, — Helene geſiecht. Am kränklichſten war ihr dritter Winter verfloſſen. Es gab Wochen in ihm, wo man glaubte und glauben muſte: Binnen ein paar Tagen verlöſcht ſie! Und doch grade mit Anbruch des vierten Frühlings ſchien eine heilende Kraft in ihrem Körper zurück zu kehren. Sie wagte ſich wieder zu halben Tagen in die freie Luft, verſuchte Spaziergänge ein auch zwei Stunden weit;

hüſtelte nicht mehr bei iedem Windhauch, und gewann in ihrem ganzen Leben und Weben ein etwas froheres Anſehn wieder. Doch nicht etwa dem Frühling ſelbſt, blos der Verändrung ihres Arztes ſchrieb Helene dieſe Beſſerung zu. Sie hatte einen alten, bedächtigen, von ihrem Oheim noch geerbten Praktiker, der faſt alles nur mit Krebsaugen und Tamarinden heilen wolte, mit einem iungen, entſchloßnen Anfänger vertauſcht, der was an Erfahrung ihm abging, durch unternehmenden Eifer erſezte, oder vielmehr zu erſezzen ſuchte; der zwar hier und da dem Todtengräber ſchon einen unverhoften Gewinn zugewandt haben mochte, aber auch durch einige glückliche Kuren bereits aufgegebner Kranken Ruhm zu erwerben begann. Er hatte ſofort die ganze Litanei von Bruſtthee, Kräuterſäften und Pulvern bei Helenen abgeändert; und das Zutrauen, womit die Kranke ſeine Arzneien genoß, mochte die Würkſamkeit derſelben allerdings kräftig ſtärken. Auch ſonſt im Geſpräche war D. Wendler ein

ein artiger Mann, mit welchem man ſich gut unterhalten konte. In tauſenderlei Dingen, die den eigentlichen Arzt nichts kümmerten, fragt' ihn Helene zuweilen um ſeine Meinung. Moldorf pflegt' ihn oft im Scherz ihren Gewiſſensrath zu nennen.

Gleichwohl folgte ſie auch ſeinen Worten nicht ganz ohne Beſchränkung. So oft Wendler ſie beſuchte; ſo oft ſie ihn verſicherte, daß ſie wieder um ein beträchtliches ſich gebeſſert fühle, und mit dankbarer Seele das ganze Verdienſt davon ſeinen Arzneien zuſchrieb, ſo oft geſtand er mit rühmlicher Beſcheidenheit: daß immer noch ſeine Kur ein bloßes Einſtweilen ſei; daß ein paar kalte Herbſttage alles wieder verderben könten. Um dem vorzubeugen, um der anfangenden Beſſerung auch Dauer zu geben, halt' er kein Mittel für ſo zweckmäßig, als — Gebrauch der Bäder zu Piſa. Dieſe allein, zu gehöriger Zeit, und mit Anhaltung von einigen Monaten beſucht, könten mehr als tauſend China-Tränke

bewürken; könten ihr Leben und Geſundheit auf zwölf, funfzehn und mehrere Jahre noch ſichern.

Zwölf, funfzehn und mehrere Jahre noch! Welcher Ehmann könt' es Moldorfen verdenken, wenn er einen gewaltigen Mißton in dieſem Verſprechen gefunden hätte? Und doch war es grade wieder Moldorf zuerſt, der Wendlers Vorſchlag gut hieß. Nicht nur, weil auch hier ſeine Freundſchaft, ſeine Sorgfalt für Helenen aller übrigen Rückſicht zuvorging; ſondern weil er auch, des ewigen Niſtens auf ſeinem Landgute müde, von einer ſolchen Reiſe Zerſtreuung, Aufmunterung, Richtung ſeiner Gedanken auf andre Gegenſtände hofte. Ernſtlich und freundlich zugleich drang er daher ſofort in ſeine Gemalin. Binnen drei oder vier Wochen ſolte ſeiner Seits alles zu einer halbiährigen Entfernung bereit ſeyn. Mit möglichſter Bequemlichkeit ſolte gereiſt werden; zu iedem ſchicklichen und anſtändigen Aufwand war er willfährig; und dennoch

blieb Helene unentſchloſſen. Ohne ein beſtimtes Nein zu ſagen, wandte ſie bald die Weite des Weges, bald ihre Ungewohnheit zu reiſen, bald ihre geringe Kentnis der welſchen Sprache — kurz immer ſolche Bedenken ein, die, genau betrachtet, wenig bedeuteten, und bei welchen doch, nach dem Ton' ihrer Stimme, nach der Miene ihres Geſichts zu ſchließen, eine größere Urſache im Hintergrunde obwaltete.

Einſt, als Wendler wieder ſeinen Rath erneut, und mit einigem Nachdruck erinnert hatte: daß bei fortrückender Jahreszeit, was man thun wolle, bald zu thun ſei; als Moldorf, nach Wendlers Entfernung, auch ſein Anerbieten und ſeine Vorſtellung wiederholte, ſchien Helene erſt einige Minuten einen Kampf mit ſich ſelbſt zu unterdrücken, und brach dann ſchnell in die Worte aus:

„Nun ia, mein Gemal! Ich ſelbſt glaub' es, daß mein Arzt Recht hat, daß die Bäder zu Piſa, nach dem, was ich von ihnen hört'

und las, mir viel nüzzen würden. Ich danke dir zugleich für eine Bereitwilligkeit, für einen Eifer, der grade hier doppelt ſchön, doppelt verdienſtlich iſt. Aber wenn du würklich ſo beſorgt für das Leben einer Perſon biſt, die nach der Dinge gewöhnlichen Laufe dir nur zur Laſt fallen ſolte, ſo mußt du zu der mannichfachem Nachſicht, die du ſchon hegteſt, noch eine fügen; mußt noch etwas mir verſprechen.«

Und was? Wozu dieſe Eingänge erſt? Rede, fodre doch!

»Daß ich — allein — oder wenigſtens ohne dich nach Piſa reiſen darf!«

An mancherlei Launen war Moldorf ſchon gewöhnt; dieſe Foderung überraſchte ihn doch. — »Wie, Helene, (rief er) iſt es dahin gekommen, daß meine Geſellſchaft ſogar = =

Hel. (einfallend) O ſie war ſeit funfzehn Jahren mein höchſter Troſt, mein ſchönſtes Glück! Sie däucht mir in dieſer Minute noch ſo neidenswerth, als damals, da ich zuerſt am Lager unſers Oheims in deine Arme ſank!

Aber was ſo oft ſchon in der Heimath meinen Kummer weckte, würde zwiefach ſtärker noch in der Fremde mich kränken. — Nein, Karl, ich kenn' ihn nur alzugut — dieſen gewaltigen Abſtand zwiſchen deiner und meiner Geſtalt; kenne mein Alter und deine noch fortdauernde männliche Schönheit. Ich weiß nur zu gut, wie viel Ueberwindung mich es koſtet, hier, im kleinen Zirkel längſt dran gewöhnter Bekanten, neben dir ſichtbar zu ſeyn; und fühl' es nur alzuſtark, in welche peinliche Verlegenheit ieder einzelne, zum erſtenmal eintretende Gaſt mich verſezt! Und nun — nun ſolt' ich auch auswärts mich an deiner Seite zeigen? Nimmermehr! Wie oft würd' ich dann die Frage beantworten müſſen: ob du mein älteſter Sohn vielleicht wäreſt? Wie manches bedeutende Lächeln, wie manches höhniſche Flüſtern würde mich beim erſten Eintritt in ieder etwas zahlreichen Geſellſchaft empfangen? In wie manchem Gehirn und Gehirngen würde vielleicht der ernſte Gedanke

aufſteigen: daß es doch grauſam ſei, ein Todtengeripp' an lebende Körper zu binden! Und ich, wenn ich dann dies alles ſähe, hörte, muthmaßte nur — Moldorf, ſoll ich dir erſt ſagen: was ich dann empfinden würde? Die würkſamſte Arznei würde mir dann zum Gifte, das heilſamſte Bad zur Lebens-Verkürzung werden! — Nein, nein, Karl! ſoll mir Piſa nüzzen, ſo muß ich es ohne dich beſuchen.

Mold. Aber, Helene, wär' es wohl anſtändig, — wär' es möglich ſogar, daß du eine ſo weite Reiſe, ohne männliche Begleitung, ohne Begleitung eines ſchüzzenden Freundes unternähmeſt?

Hel. Auch will ich das nicht! — Vielleicht, — oder mehr als vielleicht, wahrſcheinlich ließe Wendler ſich durch ein anſtändiges Geſchenk bewegen, meinen Führer zu machen. Unſchicklich wäre ſeine Geſellſchaft auf keinen Fall; nüzlich könte ſie für mich in mancher Rückſicht werden.

Molo. Aber Euphroſine — iſt ihr Mitreiſen dann rathſam? ihr Daheimbleiben geziemend?

Hel. Keines von beiden! Aber Euphroſine könte indeß — wenn es dir gefällt, einige Monate in der Hauptſtadt, bei unſrer Freundin, der Baronin W* zubringen. So mannichfache Kentniße ſie auch bereits deinem Unterrichte verdankt; ſo gewiß ſie tauſend und aber tauſende ihres Standes an Bildung beſchämt; ſo erſprieslich kann es ihr doch ſeyn nun bekanter mit ſtädtiſcher Sitte zu werden; den großen Abſtand unſers Landlebens vom Ton' einer Reſidenz kennen zu lernen.

Molo. (etwas beleidigt) Vortreflich! und ich — ich ſoll indeß ganz allein — gleichſam verwaiſt haushalten, und abwarten, bis ihr zurückkehrt?

Hel. Nicht doch, lieber Karl; wer begehrt dies? Auch dir ſteht ia indeß die ganze weite Welt offen! auch deine Geſundheit erfordert eine Abwechslung, eine Veränderung von Ort

und Lebensart. So lange ſchon hing dein Herz an dem Wunſche wieder einmal London zu ſehen; reiſe dort-, reiſe anders- wohin! Nur nicht mit mir!

Mold. Aber das Aufſehn, das es unter allen unſern Bekanten machen würde, wenn ich nach Norden ſteuerte, und du nach Süden? Die mannichfachen Auslegungen, der falſche Argwohn —

Hel. (raſch) Beſter Gemal, den nehm' ich auf mich! Zwar wird er wahrſcheinlich nie uns treffen. In der ganzen Provinz gilt unſre Ehe für muſterhaft, giltſt du für einen Biedermann von ſeltner Art. Wenn man ſieht, wie traulich wir bis zum lezten Augenblick zuſammenleben; mit welcher Wärme wir uns trennen: wer könte dann auf einen Zwieſpalt argwohnen? Aber ſpür' ich nur die kleinſte mistrauiſche Miene, dann ſollen aus meinem Munde all' unſre Bekanten erfahren: daß du blos einer Grille von mir nachgabſt; daß du ernſtlich zu meiner Begleitung dich erboteſt,

lang auf ihr beharrteſt, und nur — kurz, Lieber, dann ſolſt du entſchuldigt werden, beſſer, als je ein Mann; beſſer ſogar, als es nöthig wäre!

Mold. Beſſer, als nöthig!

Hel. Allerdings! denn was darf eigentlich ein Mann von deinem Werth' um ein leeres Geſchwäz ſich bekümmern, ſobald ſein eignes Herz ihn losſpricht, und der innige Dank ſeiner Gattin ihm lohnt? Wilſt du mich lieber in ſtäter Unruhe wiſſen, lieber die lezte Hofnung der Geneſung mir vereiteln, als einem Gerüchte trozzen, das nach wenigen Wochen ſich ſelbſt widerlegt? Wolteſt du wohl ‥‥

Doch unnüz wär' es länger dieſes Geſpräch wörtlich zu verfolgen! Schon ergiebt ſich der Gang des übrigen von ſelbſt. Immer kam Helene auf die Behauptung zurück: In Karls Nähe werde ſie auswärts ein Gegenſtand der Verſpottung werden! Immer beharrte ſie feſt auf der Erklärung: ohne ihn nach Piſa zu reiſen, oder gar nicht! Moldorf mußte

ſich endlich bequemen nachzugeben. Zwar that er es nur unter der Bedingung: wenn er erſt mit Wendlern geſprochen habe, und Helene auch nach acht Tagen noch nicht eines beſſern ſich beſinnen ſolte. Doch beides war unnůz. Helene blieb auf ihrem Sinne; Wendler, ganz zum Vertrauten gemacht, billigte zwar ihre Grille nicht; doch zuckt' er gegen Moldorfen bedeutend die Achſel und erklårte: ein ruhiges Herz ſei freilich das erſte unumgånglichſte Erforderniß zu einer Badekur! — Ja, Moldorf ſelbſt, ie långer er im Stillen es ůberdachte, ie mehr fand er, — wiewohl in andrer Rückſicht — daß Helenens Vorſchlag doch beſſer ſei, als er anfangs geglaubt habe. Eine Reiſe in Euphroſinens Geſellſchaft ſei noch ein ſehr zweifelhaftes Heilungs-Mittel; eine faſt halbiåhrige Entfernung dürfte ausgiebiger ſeyn. Für die Entbehrung von Italiens Anblick kônn' er ein andermal und anderswo ſich ſchadlos halten; und der Verwundrung ſeiner Bekanten laſſe ſich durch eine kleine, ſchuldloſe

Nothlüge vorbeugen. — Leicht war dieſe leztere gefunden. Daß Moldorf Anverwandte im Holſteiniſchen und einen alten reichen, kinderloſen Vetter in Koppenhagen habe, wußten viele ſeiner Bekanten; daß dieſer ihn oft zu ſich geladen, ſich oft zu einem vortheilhaften Teſtamente erboten, war ungezweifelt. Wenn er ihn iezt abermals und zwar dringend ſchreiben ließ; wenn Helene ſich zwar nicht übers Meer getraute, doch grade, Moldorfs Entfernung halber, ſich eher noch zu dem ihr oft empfohlnen Piſa entſchloß; — wer konte ienes unwahrſcheinlich, und dieſes tadelnswerth finden?

Mit möglichſter Eil betrieb Helene nun die Anſtalten zur Abreiſe. Es ward feſtgeſezt, daß ſie und Moldorf ſolche an einem Morgen antreten, in einer Stunde ſie (ſeinem Ausdruck nach) ſüdlich, er nordwärts ſteuern wolle. Zwar trug er ſich an, Euphroſinen und ſie wenigſtens bis nach Berlin zu begleiten; doch feſten Sinns weigerte ſich Helene es

anzunehmen. »Begleitungen dieſer Art, ſagte ſie, vervielfachen den Abſchied. Man fühlt minder, was ſchnell geſchieht!« — Ueberhaupt ſchien es, als bewährten die Bäder zu Piſa ihre Heilungskraft in voraus ſchon; ſo heiter war wieder ihr Geiſt, ſo zutrauungsvoll alles, was ſie ſprach und that, geworden. Nur erſt am Tage vor ihrer Abfahrt entſchlüpften ihr einige Spuren ſchwermüthiger Ahndung. Sie beſuchte mit merklicher Rührung noch einmal alle ihre Lieblings-Plätzchen in der Gegend umher; ſie bediente ſich gegen einige ihrer Hausgenoſſen des Ausdrucks: wenn wir uns auch für immer trenten! ſie theilte an einige ihrer Dienerſchaft beträchtliche Geſchenke, als — ein Andenken aus; und beim Abendeſſen, wo verſchiedne ihrer beſten Bekanten ſich ungeladen eingeſtellt hatten, als am Ende der Tafel die Geſundheit ausgebracht wurde: Glückliche Rückkehr und völlige Geneſung! — bot ſie, ſtatt der Antwort, ihrem Gemal ſchief überm Tiſch die

Hand, und ſprach: Wenigſtens, lieber Karl, vergiß unſrer Freundſchaft nie! — Eine ſonderbare Würkung folgte ſo einfachen Worten. Helene ſah, als ſie rund umher ſchaute, aller Augen feucht; auch Karl blieb wohl zwei Minuten ſtumm; ſeine Hand bebte in der ihrigen. Sie ſelbſt war die Erſte und Einzige, die ſogleich wieder zu lächeln vermochte. Leicht und ſchnell genug wandte ſie das Geſpräch auf einen frohern Stof, und entfernte ſich bald drauf unbemerkt in ihr Schlafgemach, um allem förmlichen Abſchiednehmen vorzubeugen. Der Arzt verſicherte: es ſei auf ſeinen Rath geſchehen.

Noch mehr Faſſung bewieß ſie am andern Morgen. Sie ſprach beim Frühſtück von zwanzigerlei gleichgültigen Dingen, bis man ihr meldete: es ſei angeſpannt. Am Arme ihres Gemals ſtieg ſie dann die Treppe hinab, und keiner ihrer Schritte wankte. — »Wir »wollen uns die Trennung nicht erſchweren!« ſagte ſie ſchon dicht am Wagen: »Mein Herz »verkündet mir, wir ſehn uns wieder, und

»ſind dann froher als iezt.« — Ein Druck der Hand, eine Umarmung und noch ein Lebewohl war ihr ganzer Abſchied. »Auch dieſe »umarme! auch dieſe vergiß immittelſt nicht!« fügte ſie hinzu, und zeigte auf Euphroſinen, deren Augen weit ſichtlicher thränten. Moldorf gehorchte mit einem Erröthen, mit einem Ungeſtüm, das, wie er ſich ſchmeichelte, gleichwohl nur er und die Umarmte bemerkten. — Eine Minute ſpäter, und der Wagen flog fort; noch zehn Minuten, und auch Moldorf ſaß in ſeiner Halb-Chaiſe eingepackt. Ein unbeſchreibliches Gewirre von Empfindungen füllte ſein Herz. Ihm war, er wußte ſelbſt nicht: wie?

Würklich erkante Moldorf iezt erſt ganz: wie mächtig ſchon die Leidenſchaft in ſeiner Bruſt, wie unentbehrlich zu ſeinem Glück' Euphroſine geworden ſei. Emſig ſucht' er nun in der Fremde iene Zerſtreuung, worauf er ſo zuverſichtlich gehofft hatte; aber er fand ſie nur halb, und die entflohne Ruhe der Seele

nirgends. Bekantſchaften in Menge erwarb er ſich zwar; manche davon war reizend; doch wenn er ſie mit dem Bilde verglich, das ſeinem Gedächtnis und ſeiner Einbildungskraft vorſchwebte, dann verlohr ſtets die Gegenwart, und die Entfernung gewann. Oft wähnt' er, es wären die häuslichen Freuden, die er vermiſſe, oder war Selbſtheuchler genug ſich zu überreden: er verlange nach Helenen; wenn er es genauer unterſuchte, war es — nach Helenens Schweſter. Von ihr träumt' er im Schlaf; ſie ſah er ſelbſt im Wachen überall und auch nirgends.

Alles dies hinderte ihn nicht auch an ſeine Gemalin oft und nie ohne Theilnahme zu denken. Sorgfältig hatte man die Abrede getroffen, ſich fleißig zu ſchreiben. Jedes Wohin war beſtimmt, iedes Wann und Wie ſo genau als möglich berechnet worden. Bei iedem erhaltnen Schreiben freute ſich Moldorf, wenn er las: daß es ihr wohl gehe; und ſieben oder acht Briefe hindurch war dies un-

ausgeſezt ihre Nachricht. Sie konte kaum Worte genug finden, ihre Zufriedenheit mit Piſas Brunnen nach Würden zu ſchildern; ſelbſt im ſcherzenden Ton ging ſie oft über. »Wenn es ſo fortgeht, ſchrieb ſie einſt, ſo »komm' ich wenigſtens um zehn Jahr jünger »zurück. Dieſe Bäder ſcheinen mir Medeens »Keſſel zu gleichen, der den Aeſon neu belebte. »Nur ſorge nicht, mein Gemal, daß ich mich »für alzuiung halten dürfte! Du bleibſt mein »erſter Freund; mehr zu fordern wäre »ungerechte Begehrlichkeit.« — Auch Wendlers Sorgfalt erwähnte ſie faſt in jedem Briefe mit großem Lobe.

Reichliche zwei Monate war ſie nun in Piſa; in ein paar Wochen gedachte ſie ihre Kur zu beſchließen. Moldorf, der indeß Schleswig und Holſtein durchſtreift, eine Zeitlang in Koppenhagen gelebt, und faſt eben ſo lange in Hamburg verweilt hatte, dachte gleichfalls auf Rückkehr, als plözlich Helenens Briefe ausblieben, und bald drauf ein Schreiben

von

von Wendlern eintraf, himmelweit im Inhalt von allen bisherigen unterſchieden. »Ein »heftiges, gefährliches Fieber, durch Erkältung »veranlaßt, ſchrieb er, habe Frau von Moldorf »mitten auf dem ſchönſten, anſcheinendſten We»ge zur Geneſung überraſcht. Ihm ſei, freige»ſtanden, für ihr Leben bange. In zweimal »vier und zwanzig Stunden nach Abgang des »Briefes müſſe ſich alles entſcheiden. Noch habe »die Kranke bisher ihre Umſtände nicht für ge»fährlich gehalten; habe durch ausdrückliches »Verbot alle frühere Meldung verhindert; »doch heute ſei ſie geſonnen, Vorbereitung auf »jeden Fall zu treffen. Der Name ihres Ge»mals und ihrer Schweſter wären Worte, die »faſt immer auf ihrer Zunge ſchwebten.«

Mancher Bräutigam mag minder beim plözlichen Verluſt der geliebten Braut erſchrecken, als Moldorf bei dieſer Nachricht. Zwar hatt' er ſich oft genug in dieſen lezten drei Jahren die Möglichkeit von Helenens Tode, und (aufrichtig geſprochen) auch mit Faſſung gedacht.

Doch nie minder, als grade iezt! Daß ſeine ehliche, treuſte, geprüfteſte Freundin grad' in einem fremden Lande, fern von Glaubensgenoſſen und Verwandten, vielleicht ohne lindernde Wartung, ohne tröſtende Theilnahme, leiden, ſchmachten, langſam erſterben ſolle — zur wahren Folter ward ihm dieſer Gedanke. Tauſend Vorwürfe, ſie allein fortgelaſſen zu haben, ſtiegen iezt empor. Mit höchſter menſchlicher Raſchheit wär' er ſo gern zu ihr hingeeilt. Nur die augenſcheinlichſte Unmöglichkeit, nur die ſichre Ueberzeugung: daß in dieſen Augenblicken ihr Schickſaal ſchon entſchieden ſeyn müſſe, hielt ihn von alsbaldiger Hinreiſe zurück. Deſto bänglicher, deſto ungeduldiger ſah er der nächſten Briefpoſt entgegen. Sie kam, und brachte — was er vermuthet hatte — Nachricht von Helenens Tode.

Auch dieſer Brief von Wendlern war nur kurz. — »Frau von Moldorf, meldete er, ſei ſchon des andern Morgens mehr einge-

ſchlummert als verſchieden. Wenige Stunden vor ihrem Tode habe ſie ihm noch inliegende Zeilen an ihren Gemahl, und ein ähnliches Briefsgen an ihre Schweſter in die Feder geſagt; habe beide mit ſchon zitternder Hand unterzeichnet, und dann an nichts weltliches mehr gedacht. Viel Schwierigkeiten mach' ihm das Begräbnis in einem katholiſchen Lande; doch ein redlicher Prieſter, der einigemal die Kranke beſucht, und ohne Rückſicht auf Dogma und Glaubensſpaltung ihr Troſt zugeſprochen, hab' ihr endlich die Erlaubnis einer anſtändigen Beerdigung im ſogenanten geweihten Boden ausgewürkt. Morgen geſchehe ſolche; dann werd er ſich ſofort wieder auf den Weg machen, und mündlich manches nachtragen, was iezt zu ſchreiben unmöglich ſei." — Helenens Abſchied war dieſer:

»Ich ſterbe, mein Gemahl, fern von Dir; freilich mit dem Wunſche, Dich nur noch einmal zu ſehen, doch ohne Murren. Deine Liebe erheiterte mein Leben; Deine Gegenwart

würde vielleicht meine Todesſtunde mir erſchweren; der Name des Ewigen ſei gelobt! Auch ſterb' ich ia nicht unerwartet. Seit mehrern Jahren wünſcht' ich mir oft im Stillen das Ende meiner Wallfahrt; nicht weil ſie mir bitter war, ſondern weil ich die Deinige zu verbittern ſorgte. Habe Dank dafür, daß Du nie mir dieſes merken ließeſt! Längſt iſt mein lezter Wille fertig; ſuch ihn in meinem Pulte! Er iſt ohne geſezliche Förmlichkeiten; dieſe wären Beleidigung für Freunde, wie wir waren. — Lebe noch lange! Lebe glücklich! und mache, wenn es Dein Herz erlaubt, auch Euphroſinen glücklich. Kein ſchöneres Vermächtnis kann ich der Schweſter hinterlaſſen, und keinen redlichern Wunſch dem Gatten.«

Nicht ein- oder zweimal nur — unzälichemal las und wieder-las Molldorf dieſen Abſchied. Häufig und rein floßen ſeine Thränen. Noch dieſen Abend verließ er Hamburg, und nahm ſeinen Weg gerade nach Berlin. Nicht Liebe, nur der Wunſch in Euphroſinens

Geſellſchaft Helenens Verluſt zu beklagen, und die Schweſter zu tröſten, führt' ihn iezt hin. Er traf ſie, wie er vermuthet hatte, in tiefſter Trauer. Auch ihr war dieſe Nachricht höchſt überraſchend gekommen; ſie hatte ſogar Helenens Tod früher noch als ihre Krankheit erfahren. Denn ein Zufall hatte Wendlers erſtern Brief verſpätet; und ein anderer Zufall hatte gewolt, daß ſie unter zweien zugleich erhaltenen Schreiben dasienige zuerſt entſiegelte, in welchem Helenens Scheidegruß ſich befand. Ohnmächtig war ſie nach Leſung der erſten paar Zeilen hingeſunken; noch iezt am ſechsten Tage, ſeit iener empfangenen Nachricht, mußte ſie unpäßlich das Zimmer hüten. Aber eben dieſe Unpäßlichkeit, dieſe Trauer und der Zwiſchenraum einiger Monate — wie mächtig erhöhte dies alles zuſammen ihren Reiz! Kaum vermochte Moldorf, nach dem erſten wechſelſeitigen Erguß ihrer Schmerzen, ſein Auge nur eine Sekunde lang von dieſer — Tröſterin wieder abzuwenden: und als ſie zumal ſein Anſtar-

ren mit einiger Verlegenheit bemerkte: als ſie ihren Blick halb ſchaamhaft, halb trähnend zur Erde ſenkte; als ſie ihn bat: er möchte nicht aufhören, auch fortan für ſie — väterlich zu ſorgen; da fehlte nicht viel: Moldorf hätte alles vergeßen, Zeit, Ort, Anſtand und Vorſatz; hätte iezt ſchon alles, was er bisher ſo ſorgſam verſchwieg, vor ihr ausgeſchüttet. Nur ein Blick auf die Dame, in deren Hauſe ſich iezt Euphroſine befand, gab ihm die Beſinnung wieder; und er ſtotterte, ſtatt der Antwort, ein paar Silben her, die er ſelbſt kaum verſtand.

Höchſtens zwei oder drei Tage hatte Moldorf anfangs in Berlin bleiben wollen; es wurden zwei Wochen draus: denn er fand es am ſchicklichſten — Wendlers Ankunft hier abzuwarten. Wo er ſeine ganze Zeit zubrachte, ergiebt ſich eben ſo leicht: denn es war ia ſeine Pflicht — Euphroſinen zu tröſten. Als endlich Wendler wirklich kam, ihm noch verſchiedene Papiere der Verſtorbenen, die Schlüſ-

ſel ihres Pultes, und eine genaue Nachricht von ihrer lezten Krankheit überbrachte; da fand Moldorf ſelbſt, daß es nun unſchicklich ſei, länger hier zu verweilen; fand, daß ienes Teſtament, wovon ihm Helene geſchrieben, Eröfnung, und ſein Hausweſen verſchiedene Einrichtung bedürfe. Er reiſte daher ab, doch mit dem ausdrücklichen Verſprechen, den gröſten Theil des nächſten Winters in Berlin zuzubringen. Euphroſinens funkelndes Auge dankt' ihm für dieſe Zuſage.

Sein erſtes Geſchäfte bei der Heimkunft war, einige gültige Zeugen laden zu laßen, in deren Gegenwart er Helenens Pult eröfnete. Noch kurz vor ihrem Tode hatte ſie das Fach, in welchem ihr lezter Wille befindlich ſei, Wendlern ſo deutlich bezeichnet, daß es keines Nachſuchens bedurfte. Man fand in demſelben ein Quartblatt, folgenden Inhalts:

„Mein gütiger Gemahl überlieferte mir am Hochzeittage achttauſend Thaler in landſchaftlichen Papieren zum unbeſchränkteſten Ge-

brauch; und fragte ſeit dieſem Augenblick auch mit keinem Worte weiter nach Zinſen, oder Verwendung derſelben. — Nun, ſo wird er hoffentlich auch, wofern ia der Tod mich überraſchen ſolte, ſich nicht wundern, wenn er hier nur noch viertauſend davon wiederfindet; wird nicht ängſtlich nachforſchen, zu welchen mildthätigen, gewiß guten Entzwecken ich nach und nach die Halbſchied davon verwandte; wird endlich nicht zürnen, wenn ich dieſen Ueberreſt meiner Schweſter zum Heirathsgut vermache; doch nur unter der Bedingung: Wenn dieſe Verheirathung meines Gemals Beifall erhält! — Heirathet ſie ohne ſeine Beiſtimmung, wohl gar gegen ſeinen Rath, ſo falle die ganze Summe an ihn zurück! — Möchte ſie doch ſo glücklich ſeyn, daß er ſelbſt = = Doch nein! Dieſen Wunſch wag' ich nicht niederzuſchreiben. Er, der ſo oft meine kleinſten Gedanken unausgeſprochen in meinen Mienen las, wird mich auch hier verſtehn; wird am beſten wißen, was er thun oder laßen ſoll. — Alle

meine übrige Haabe, mein Schmuck, mein ganzes bewegliches Vermögen, und gewiß auch mein Andenken ienſeits, iſt ſein.«

Unverbindlicher war, ſeiner Form nach, wohl noch kein Teſtament; gegen iegliches Erfordernis der Landesgeſezze war gefehlt. Genau genug wußte dies Moldorf: doch bedacht' er ſich keinen Augenblick es anzunehmen. Schon des andern Morgens ſchickt' er Euphroſinen eine gerichtliche Abſchrift. Nicht eben reich an Worten, doch deſto reicher an Sach-Inhalt war der Brief, den er hinzufügte. Jener Einſchränkung entſagt' er förmlichſt. — »Sie ſei, »erklärt er, über dieſes Erbtheil eben ſo un»beſchränkte Gebieterin, als über ihr Herz. »Aber wenn dieſes Herz den Wunſch einer »zärtlichen Schweſter nicht ungern vernäh»me; wenn eine längſt im Verborgnen glim»mende, nur durchs Gefühl der Pflicht unter»drückte Neigung; wenn eigne Empfindung —« Seine Feder ſchien hier geſtockt, ſeine Hand gezittert zu haben; unvollendet war dieſe Pe-

riode geblieben. Selbſt dem Anſpruch auf ſchriftliche Antwort entſagt' er in einer Nachſchrift. »In wenigen Tagen, fügt' er hinzu, komm' er um ſie mündlich zu holen. Einſam an einem Ort zu leben, wo iedes Bäumchen im Garten, iedes Hausgeräth' im Schlos, ihn iezt an Helenens Verluſt, iezt an Euphroſinens Entfernung errinre, — dies ſei ihm ſelbſt für den Monat unmöglich, den er ſich anfangs vorgeſchrieben habe.«

Was Euphroſine empfand, als ſie dieſen Brief erhielt; wie ſie dieſen neuen Beweis von Moldorfs Edelmuth und das Geſtändnis eines Manns aufnahm, der ihrem Herzen lange genug ſchon theuer war; was ſie ihm antwortete, als er perſönlich erſchien; wie gern ſie Liebe mit Gegenliebe vergalt; — dies alles weitläuftig zu erzälen, wäre Ueberfluß. Binnen kurzer Zeit machte die Trauer ganz einer frölichen Ausſicht Plaz. Sobald es Wohlſtand und Gebrauch erlaubten, reichte ſie Moldorfen am Altar die Hand. Mit Anbruch des Frühlings kehrt' er

dann an der Seite ſeiner jungen Gemalin auf ſein Schlos zurück; wo ihn ſeine Unterthanen mit Sehnſucht erwarteten; wo ihn manche ſeiner Freunde mit Glückwunsch beſuchten; wo er in den geſellſchaftlichen Zirkeln der Gegend wieder ganz den ehemaligen geachteten Plaz einnahm, und wo ſeinem Glücke nichts zu fehlen ſchien, was nur ein weiſer Sterblicher vom Geſchick begehren kann. Ein Sohn und eine Tochter wurden ihm binnen zwei Jahren geboren. Seine Gattin ſtand aus ihren Wochenbetten mit unverminderten Reizen auf. Sein eigner Körper ſchien mit der Geſundheit, ihr beiderſeitiger Geiſt mit der Heiterkeit ein feſtes Bündnis errichtet zu haben. Durch Wohlthätigkeit machten ſie ſich bei ihren Unterthanen, durch Geſelligkeit bei ihres gleichen beliebt. Auch fand es Meldorf allerdings leichter, einen ſchönen Körper und eine ſchöne Seele zugleich, als blos dieſe leztere mit bewährter Treue zu lieben.

Gleichwohl, ſelbſt im Schooſe der Ruhe und des Glücks, blieb Helene ihnen beiden unvergeslich. Immer dachte Euphroſine an dieſelbe, als an eine liebevolle Schweſter, und Moldorf, als an eine würdige Gattin. Wenn ſie ſich oft ihrer vorigen Lage erinnerten; wenn ſie wechſelſeitig manche einzelne Worte der Verſtorbenen ſich ins Gedächtnis zurückriefen; dann war es ihnen ſonnenklar: die Redliche hatte ihre heimliche Neigung gemuthmaßt. Daß ſie, ſo ſanften Geiſtes, ſtille geſchwiegen, daß ſie auf ihrem Sterbelager noch an Beförderung dieſes Wunſches gedacht hatte, verdiente billig Dank. Oft, wenn Moldorf ihr Bild, das immer noch über ſeinem Schreibepulte hing, betrachtete, rief er aus: »Wahrlich eine edle Frau, die wohl verdient hätte, nie zu altern und nie zu ſterben!« — Auch Wendler trug viel dazu bei, ihr Andenken nie verlöſchen zu laſſen. Er war Moldorfs Haus-Arzt geblieben; er hatte um Euphroſinen ſich bei ihrer zwiefachen Niederkunft durch Eifer und Sorg-

falt einiges Verdienſt erworben; er ſtattete, auch ungerufen, wenigſtens ieden Monat ſeinen Beſuch ab: aber er kam nie aufs Schlos, blieb nie einen Mittag zur Tafel, daß nicht Moldorf oder ſeine iunge Gemahlin ſich ienes Abſchieds erinnert haben ſollten. Gewiß zwanzigmal ſchon hatte er die Schilderung von Helenens leztem Krankenbett' entworfen: immer noch blieb etwas ihnen zu fragen übrig.

Einer von den guten Vorſäzzen, mit welchen Moldorf ſeinen zweiten Eheſtand begonnen hatte, war: nicht mehr, wie ſonſt, das ganze Jahr auf ſeinem Schloſſe ſtillzuſizzen, oder nur ein oder zwei Meilen in der Runde ſich herum zu treiben. Alle Winter wolt' er ein paar Monate in der Hauptſtadt zubringen, alle Sommer, ein acht oder zehn Wochen auf eine kleine Reiſe verwenden. Das erſte Jahr hatt' er pünktlich Wort gehalten: im zweiten kont' er den Sommer-Ausflug nicht durchſezzen; ſeine Gemahlin befand ſich eben damals in Umſtänden, die einer heftigen Be-

wegung widerſprachen. Mit Anbeginn des dritten Frühlings hoft' er es einzubringen. Längſt hing ihm ſein Herz an der Schweiz. Meiners unterhaltende Briefe über dieſes merkwürdige Land, die er im lezten Winter geleſen, hatten ſein Verlangen gemehrt und neu entzündet. Daß doch Zeiten einbrechen dürften, wo ſeine körperlichen Kräfte ſich mindern, ſeine Füſſe nicht rüſtig genug ſeyn würden, die Gletſcher und den Gotthard zu beſteigen, beſorgt' er heimlich, und wollte daher bald genieſſen, was ihm noch genießbar ſei. Weit ſchwerer ward es Euphroſinen ſich von ihrem kleinen, erſt eben entwöhnten Sohn einige Monate lang zu trennen. Doch auch ſie hatte die Beſchreibungen des Rheinfalls, des Genferſees, der Teufelsbrücke, und der tauſend andern Naturſchönheiten entzückt; ihren Gemahl allein reiſen zu laſſen, kam ihr nicht einmal ſchlafend im Sinn. Alles ging von ſtatten, wie Moldorf wünſchte. Was er dort ſah, erfahr, empfand, gehört nicht hieher. Kurz,

nie war ihm ein Sommer ſo ſchnell verſchwunden. Er muſte zu der anfangs beſtimten Zeit noch anſehnlich zulegen. Erſt in der Mitte des Herbſtes befand er ſich auf dem Rückwege, und dieſer ging über — Baſel.

Noch war Baſel nicht der Ort, wohin die Augen von halb Europa mit banger Erwartung und mit dem Wunſche: ach, gieb uns den Frieden! blickten; noch lockte kein glänzendes Gefolge von fremden Bothſchaftern und kein Gewühl von eitlen, ſelbſt im Unglück unverbeſſerlichen Cidevant's die Neugierigen hieher. Doch hatte ſich Moldorf abſichtlich dieſe Stadt bis zu guter Lezt aufgeſpart. Er kante ſie ſchon aus Büchern und Erzählung als eine zwar anſehnliche, ſchön gelegne, doch etwas ſtille und menſchenleere Stadt. Er glaubte, daß ſie eben daher ſich doppelt gut zu einem Abſchiedsort ſchicke. Er wolte hier zwei, höchſtens drei Tage verweilen, wolte hier feierlich der freien, (oder wenigſtens ſich freidünkenden) Schweiz und ſei-

nem lieben Rheine an einer Stelle, in einer Minute Lebewohl ſagen, und dann queer durch Schwaben ohne Aufenthalt, ia wo möglich ohne Rückblick, ſeiner Heimath zueilen. Etwas Schwärmerei miſchte ſich freilich in dieſen Plan. Doch welcher empfindſame Mann ſchwärmte nicht, wenigſtens dann und wann, wenn er aus den Alpen und Gletſchern zurück kam! — Moldorf, als er iezt zu Baſel im Gaſthof der drei Könige einkehrte; als er aus ſeinen Fenſtern den erſten Blick wieder auf ienen herrlichen Strom warf, der hier in ſtolzeſter Größe unüberſehbar herabrollt, und mit maieſtätiſchem Ernſte die Grenze von drei großen Ländern und von faſt zahlloſen kleinern Staaten bildet — Moldorf, war iezt ſeiner Gefühle kaum mächtig. Indem er Euphroſinen raſch mit ans Fenſter zog, ſie feſt an ſeine Seite drückte, rief er aus: Sieh, liebes Weibchen, dort iſt Teutſchland wieder! Doch noch ſtehn wir auf helvetiſchen Boden! Oft werden wir wahrſcheinlich im nach-

nächſten Winter an dieſen Anblick und dieſen Tag mit einer Miſchung von Freud' und Sehnſucht denken! — Wie viel ahndende Wahrheit in dieſen Worten lag, erkant' er erſt ſpäter.

Sie waren kurz vor der Mittagszeit in Baſel angelangt, und bald darauf erging daher der Ruf zur Wirthstafel. Moldorf fand in ienem, ſchon ſo oft gerühmten, halbofnen, überm Strome ſchwebenden Speiſeſaale eine zahlreiche, mannichfache, zum Theil muntre Geſellſchaft. Seine eigne Seele war dieſes Letztere doch nicht ganz. Eben dieſe große, ſich hier vor ſeinen Augen ſpiegelnde Waſſerfläche weckte unabläßig in ihm die Idee: nun geht es heimwärts! Misvergnügt konte zwar hierüber der Mann nicht werden, den ſo manches häusliche Glück theils begleitete, theils erwartete; doch ernſthaft, oder vielmehr gemiſcht war dabei ſeine Empfindung. Erſt bei der erſten Schüßel begann er um ſich herumzuſchauen: mit wem er eigentlich ſpeiſe? —

Ihm ſchief, Euphroſinen grade gegenüber, hatte der einzige Mann, von welchem Moldorf ſchon einige hiſtoriſche Kentnis beſas, ſeinen Siz genommen. Er hatte, gleich bei der Ankunft, ihn ins Zimmer neben dem ſeinigen gehn ſehn, und gelegentlich vom Kellner erfahren: daß es ein Geiſtlicher aus Graubünden, Namens Nitſcher ſei, der ſchon ſeit acht Tagen ſich hier befinde, weil ſeine Gattin erkrankt, nun zwar ſchon wieder geneſen, doch noch zu empfindlich für die freie Herbſtluft wäre. Die Kleidung dieſes Geiſtlichen war höchſt einfach, doch ſauber; ſein Geſicht ließ auf ein Alter zwiſchen funfzig und ſechzig Jahren ſchließen, und konte — nie ſchön geweſen ſeyn: doch war es eines von denienigen Geſichtern, die gleich beim erſten Anblick ſich Zutrauen erwerben, ſo viel treuherzige Güte lag in iedem Zuge. Mit einer gewiſſen beſcheidnen Aufmerkſamkeit hatt' er ſchon einigemal Euphroſinen betrachtet, und mit unzudringlicher Höflichkeit Moldorfen durch ein paar Fragen ins Geſpräch zu bringen verſucht. Als dieſer

endlich auch — um doch nicht für ſtolz oder ſtumm zu gelten, von Baſels ſchöner Lage etwas ziemlich altägliches zu ſprechen begann, wußte iener bald ungezwungen genug das Geſpräch auf den großen Unterſchied der ſchweizeriſchen Gegenden in Vergleich mit den nachbarlichen Ländern, zu ſpielen; und ſich da, Moldorf ſpürte bald mit Verwunderung, daß dieſer einfache Mann, in welchem er einen braven Landgeiſtlichen und nichts mehr zu finden vermuthet hatte, das ganze ſüdliche und weſtliche Europa durchreiſt und mannichfache Kentniſſe eingeſamlet haben müſſe. Kunſtlos und doch wohlgewählt war ſein Ausdruck; Anmaßung befand ſich in keiner einzigen Rede, und doch Scharfſinn in ieglicher Silbe. Moldorfs Achtung wuchs gerade durch die geringe Meinung, die er anfangs gehegt hatte; und noch ein Umſtand mehrte die Theilnahme.

Mit Unpartheilichkeit hatte ihm Ritſcher zu ſprechen geſchienen, ſo lange er von Italien,

dem mittäglichen Frankreich und Ober-Teutſchland ſprach; doch als er auch den nordlichen Theil dieſes leztern Reiches berührte; als er das Urtheil fällte: daß die Natur hier oft ſtiefmütterlich gehandelt zu haben ſcheine; und auf die einförmigen Waldgegenden in Weſtphalen, die große Haide-Steppe zwiſchen Hannover und Haarburg, und die Sand-Ebne des Kurkreißes ſowohl als der Marken ſich berief; da dünkte Moldorfen doch dieſer Ausſpruch alzuſtreng. Er glaubte ſich ſeines Vaterlands annehmen zu müſſen. Die Lage von Dresden und Kaſſel, ſo manche romantiſche Gegend in Holſtein, am Harz und am Rieſengebürge ward ienen Beiſpielen entgegengeſezt. Von unbelebter Natur ging er dann zur belebten über. So kam es zu einem Wortwechſel, der warm war, und doch kein Streit ward. Eine reichliche Stunde verlief; Moldorf wußte nicht, wohin. Erſt, als von der übrigen Tiſchgeſellſchaft ſchon drei Viertheile almälig verſchwunden waren, als Eu-

phroſine ihn leiſe erinnerte, daß ſie dieſen Nachmittag noch gewaltig viel zu thun und zu ſehen hätten; da brach er zwar endlich ab, doch nicht, ohne den lauten Wunſch zu äuſſern: eine ſo intereſſante Bekantſchaft während ſeines Aufenthalts in Baſel fortſezzen zu können.

Mit ſichtlichem Vergnügen, mit verbindlichſter Gegenverſicherung beantwortete Nitſcher dieſe Höflichkeit: Euphroſine, auf iedes Wort ihres Gatten aufmerkſam, bracht' es im Vorſchlag, ihre Theeſtunde gemeinſchaftlich zu halten. »Wir ſind ia Nachbarn! ſprach ſie. Gegen Abend kommen wir heim. Die Riegel auf beiden Seiten der Nebenthüre werden weggeſchoben; aus zwei Zimmern wird eines. Ich lerne ihre Gattin kennen, auf die ich mich, wenn ſie Ihnen gleicht, im voraus freue; die Herren ſezzen, wenns beliebt, ihren Streit fort.« — Man fand dies vortreflich, und ſchied von einander, mit der Hofnung, ſich bald wieder zu ſehn.

Der Nachmittag ward nun mit Herumgehn und Anſchauen zugebracht. Ob Holbeins berühmter Todtentanz ihrer Erwartung ganz entſprach? Welches Gemälde ſie in der vortreflichen Faſchiſchen Samlung für das vortreflichſte hielten? Wie viel oder wie wenig ſie in Mechels Kunſthandlung einkauften? Dieß zu erzählen wäre unnütz. Genug, daß Moldorf, im Kleinſten wie im Gröſten ein Mann von Worte, wenigſtens um eine halbe Stunde früher, als er ſonſt gethan haben würde, heimkehrte; und daß dann eine ſeiner erſten Beſchäftigungen war, an die gemeinſchaftliche Thüre ſeines Nachbarn zu klopfen. Nitſcher ſchien gleichſam auf dieſes Zeichen gepaßt zu haben. Denn noch in der Minute ſchlos er auf, und trat hinein. Sein erſtes Wort war eine Entſchuldigung, daß er noch allein kom̃e. Seine Gattin, ſagt' er, hab' es doch gewagt, heute ſchon einen kleinen Beſuch in der Nachbarſchaft zu machen. Binnen wenigen

Minuten erwart' er ſie zurück, und werde ſie dann aufführen. —

„Aber — aber, mein Herr, fuhr er fort, mit welcher neugierigen Ungeduld hab' ich Ihrer Rückkunft entgegen geſehn! Als ich unten an der Tafel das Vergnügen hatte, mit Ihnen ins Geſpräch zu kommen, ſchlos ich aus ihrer Mundart zwar bald, daß ich mit einem Unterthanen jenes großen Königs — und aus mancher ihrer Aeußerungen, daß ich mit einem Biedermann ſpräche; doch nach mehrern mich zu erkundigen, Sie ſelbſt nach Ihren Namen zu fragen, hielt ich für unbeſcheiden. Erſt in ihrer Abweſenheit erfuhr ich denſelben; und ſeitdem —

Mold. (etwas haſtig) Und ſeitdem? Ich heiße Moldorf, mein Herr!

„Das weiß ich. Aber iſt ihr Vorname nicht Karl? Heißt das Rittergut, das Sie von einem Oheim ererbten, nicht D**z, ohnweit B—g gelegen?

Mold. Allerdings!

„Nun dann — dann haben heute zwar meine Augen zum erſtenmale Sie kennen gelernt; doch mein Herz kante und ſchäzte Sie ſchon ſeit geraumer Zeit! — Sie ſtaunen mich an? Zehn oder zwölf Worte werden Ihnen alles erklären. Ich war vor drei Jahren in den Bädern von Piſa. Ich lernte dort eine brave, trefliche Frau kennen; Helenen von Moldorf! War es nicht ihre Gemalin?"

Moldorfen und Euphroſinen überraſchte dieſe Frage gleich ſchnell. — „Sie vor drei Jahren in Piſa? Sie meine Gattin — meine Schweſter — gekant?" riefen beide mit einem Munde. „O wie? wodurch? wie lange?"

Nitſch. Faſt könt' ich ſagen, daß ich nicht blos ſie kante! Könte mich rühmen, daß ich ihres Zutrauens, ihrer Freundſchaft genoß; daß ſechs Wochen durch faſt kein Tag verging, wo ich nicht einige Stunden in ihrer Geſelſchaft verlebte. — O wie oft hab' ich damals die Namen Karl und Euphroſine von ihren Lippen vernommen! Wie oft hat ſie

mir mit dem Pinſel der Lieb' und der Wahrheit zugleich das Bildnis von beiden entworfen! wie oft mir mit dem Feuer des innigſten Gefühls ienen edlen Zug erzählt, als Sie nach ihres Oheims Tode mit einer neuen Bewerbung ſie überraſchten, und vor mehrern Zeugen die kaum freigewordne Hand von neuem ihr boten!

Mold. Wie, auch dies? Ich geſteh Ihnen, mein Erſtaunen wächſt. Sie muſten allerdings mehr, als Helenens Bekannter, — muſten ihr Freund ſeyn! Doch daß Wendler mir nie ihren Namen nante —

Nitſch. (einfallend) Wundert mich ſelbſt! denn daß ich auch ihm nicht fremd ſeyn konte, mag dieſes Blatt bezeugen! —

Er hielt, indem er dies ſprach, ein aufgeſchlagnes Stambuch hin. Moldorf erkante beim erſten Blick die Handſchrift Wendlers, und faſt noch ſchneller auf dem Blatte darneben die Handſchrift Helenens. Die einfachen Worte dieſer Leztern: „Ich bin

Freundin von wenigen; aber ich bins auch übers Grab hin!« trieben ihm raſch, mit einer Kraft, die er ſelbſt kaum begrif, eine Zähre ins Auge.

»Sie hat Wahrheit geſchrieben!« rief er, und wieß Euphroſinen dieſe Stelle. — »Sie hat ſolche an uns bewährt. — Ehrwürdiger Herr, Sie denken ſichs kaum, welche zahlloſe Erinnerungen Ihre Erzälung und dieſe Schrift in mir wecken! Zwar ſehen Sie in uns beiden eines der glücklichſten Paare auf weiter Erde. Zwar hat ſelbſt Helenens Tod dieſes Glück gewiſſermaßen befördert und befeſtigt! Aber noch lebt auch ihr Andenken unvertilgbar in meinem Herzen. Ja ſelbſt dieſes herrliche Weib lieb' ich desfalls noch weit ſtärker, weil ſie Helenens Schweſter iſt, und ſich bei ieder Gelegenheit derſelben dankbar erinnert!

Euphr. Und wer wär' ich dann, wenn ich dies iemals unterließe? War ſie mir nicht mehr, als tauſend Schweſtern? Meine Freun-

din, Wohlthäterin, Mutter? War mein Glück nicht ihre lezte Sorge? Mochte nicht oft ihr Blick bis ins Innerſte meines Herzens dringen; ſehen, was ich mir ſelbſt verbarg; und doch —

Uebermaas des Gefühls hemte hier ihre Stimme. Sie verbarg ihr Geſicht, auf eine Minute nur, in der hohlen Hand. Auch Ritſchers Augen thränten. — »Bei Gott, rief er, eine ſchönere Leichenrede ward noch nie am Grabe eines Fürſten, — ward wenigſtens nie von reinern Herzen gehalten.«

Mehr wolt' er wahrſcheinlich noch ſprechen, als plözlich im Nebengemach die Stimm' ertönte: »Nein, nein! Ich vermag es nicht länger über mich!« Der bekante, nur alzubekante Ton durchbebte Moldorfen und ſeine Gattin. Sie blickten ſtarrend nach iener Gegend; die Thüre des Zimmers flog auf; eine weibliche Geſtalt ſtürzte heraus — ſtürzte auf ſie zu. Nur einen Schritt noch von ihnen hielt ſie an ſich; ſtand vorgebeugt, mit ausge-

breiteten Armen. — Es war Helene! — Mit ſtummen Entſezzen ſprang Moldorf empor; bewuſtlos ſank Euphroſine hinter ſich. — „Gott, warum iezt? warum ſo ſchnell ſchon?“ rief Nitſcher.

Moldorfs erſte Empfindung mochte allerdings ſeyn: er ſäh' einen Geiſt. Doch bald verſchwand dieſelbe. An ſeinen Hals warf ſich Helene, umklammerte ihn feſt. Er fühlt' und muſte es fühlen, es ſei ein lebendes Weſen. Doch dann auch ein neues Erſtaunen — ein Zurückbeben — eine dunkle Empfindung von Wahrheit und Zweifel — ein Nichtbegreifen und doch Ahnden; — alles, alles dies ſchmolz in den Zeitraum von zweien oder dreien Sekunden zuſammen. — „Kehren, rief er endlich — kehren Todte aus ihren Gräbern zurück? Oder welcher unbegreifliche Betrug iſt ſonſt hier vorgegangen?“

Sie ließ ihn los; ſie blickt' ihm mit einer Art von Wehmuth und doch auch Entſchloſſenheit ins Auge. — „O nenn' es keinen Be-

trug! erwiederte ſie: Nur der Wille heiligt ja das Opfer; und bei dem Allſehenden, mein Wille war gegen Dich rein und gut.« — Sie wolt' ihn von neuem umarmen; ſchnell, als beſönne ſie ſich eines beſſern, eilte ſie zur Schweſter.

Noch lag dieſelbe ohnmächtig da: Nitſcher beſtrebte ſich ſie wieder zu ermuntern. Vorſichtig genug war ſeine erſte Sorge geweſen, die Thüre zu verriegeln, damit kein Zeuge von außen hereinkommen, wenigſtens nicht ſie überraſchen möge. Seine zweite Abſicht war etwas Faßung und Ordnung im Zimmer ſelbſt herzuſtellen. Nicht kalt an ſich ſelbſt, doch hier der Kälteſte unter allen, ermahnt' er Helenen leiſer zu ſprechen, bat Moldorfen ſich zu ſammeln, und ſuchte durch ſtärkende Waſſer Euphroſinen ins Leben zurück zu bringen. Das Leztere gelang ihm. Sie ſchlug die Augen wieder auf: doch wenig fehlte, ſo hätte ſie ſolche von neuem geſchloßen; denn ihr erſter Blick fiel auf Helenen.

»Euphroſine! Euphroſine! rief dieſe: erwache! Es iſt kein Geſpenſt, das dich ſchreckt. Deine Schweſter lebt! Auch kömt ſie nicht, um dein Glück zu ſtören. Nur noch einmal es in der Nähe betrachten, ſich deſſen freuen, — das will ſie! Vergieb ihr dieſe Schwäche! Du wirſt ſie hoffentlich deſto ſtärker in andrer Rückſicht finden.«

Langſam, doch anhaltend gewann iezt Euphroſine Farbe und Bewußtſein wieder. Ihr Blick ſtarrte, doch ohne Furcht, auf Helenen. Sie litt die Umarmung derſelben; ſie erwiederte ſolche endlich, doch noch ſtumm. Gegen Moldorfen aber, der, ohnweit von ihr, immer noch mehr einer Bildſäule, als einem belebten Weſen ähnlich ſtand, ſtreckte ſie die Hand aus, und ſprach: Karl, weſſen biſt du iezt? Weſſen wirſt du von nun an ſein?

»Und das kanſt du erſt fragen?« antwortete raſch, ſtatt ſeiner, Helene. »Du ſein rechtmäßiges, ihm angetrautes Weib? Geliebt von ihm; Mutter zweier Kinder! nach göttlichen

und menſchlichen Geſezzen ganz ſein! Beſinne dich erſt, und dann wår' es hart meiner zu ſpotten; dann wår' es grundlos, etwas für dich ſelbſt zu beſorgen.« — Sie ſank, indem ſie dieſes ſprach, auf einen nahen Stuhl, ſchwieg zwei Sekunden, richtete dann ihr Auge auf Nitſchern und rief lauter als bisher: o mein Freund, iezt fühl' ich ganz die Wahrheit Ihres Rathes! Ich durft' entweder nie von dieſem Schauplaz abtreten, oder nie auf ihn, wår' es auch auf Minuten nur, zurück kehren. Mein Anblick erregt itzt blos Furcht und Grauſen. Ich habe alles — ſelbſt meinen gröſten bisherigen Troſt, das liebevolle Andenken meiner Freunde verloren! Wer, wer giebt mir iemals das Gefühl der vorigen Viertelſtunde wieder!

In dieſem Augenblick flogen Moldorf und Euphroſine zu ihr hin. Ihre rechte Hand faßte die Schweſter, ihre linke der ehemalige Gatte. — »Meine Mutter! Meine Wohlthåterin, zürne nicht auf mich!« flehte iene, und

warf ſich vor ihr aufs Knie. — „Edles Weib, ſei nicht ungerecht gegen dich und uns! ſtammelte Moldorf: Bedenke, daß uns allerdings dein Anblick überraſchen, — ia noch mehr, daß er uns erſchrecken muſte! Vielleicht ſeit Jahrtauſenden befand ſich kein Gatte noch in meiner iezzigen Lage! Wär' es zumal ſo, wie es vor meinem Geiſte dämmert; wo nähm' ich Worte her, dir meine Empfindung auszudrücken? Wie könt' ich dann — o rede! erklär' uns, wie, warum und wohin du verſchwandeſt!“

Helenens Auge ward wieder klar. Mit Liebkoſung hob ſie die Schweſter vom Boden auf. Mit einem Blick voll Zärtlichkeit haftete ſie, eine kleine ſtumme Pauſe hindurch, abwechſelnd, iezt auf Euphroſinens, iezt auf Moldorfs Antliz. — „Es euch erklären, warum ich verſchwand! Ja, ich will es! Aber ſagt mir vorher: ſagt es mir einſilbig: Seid ihr iezt glücklich? Glücklich in eurer Ehe?“

Beide (zugleich) Ja! Ja!

Hel. Waret ihr es damals ſchon, als ihr an meinem Krankenlager euch liebtet, ſchwieget und littet? Als ihr in der Gegenwart nur Entſagung und Zwang, in der Zukunft nur ungewiße, immer wieder ſchwindende Ausſicht ſahet?

Mold. Gute Helene, wozu —

Hel. Keine Ausflüchte! Sagt Wahrheit! Waret ihr damals glücklich? — Ihr verſtummt? Nun, ſo haſt du auch, Karl, den Grund dir ſelbſt angegeben, warum ich den Entſchlus ergrif, mich loszureißen; warum ich nicht länger der Dorn in deinem Herzen, nicht länger die Scheidewand ſeyn wollte, die euer Glück und Unglück ſchied! — Alles war ich dir ſchuldig, was eilf Jahre hindurch mein Leben froh, die letzten drei wenigſtens erträglich machte! Schändlicher Undank wär' es nun nach meinem Gefühle geweſen, wenn ich dich länger durch mein Daſein gefoltert hätte, da blos meine Abweſenheit dich beſeeligen konte.

Mold. Gott, welche Uebertreibung von Grosmuth! Welche Selbſtquälerei, wiewohl im Grunde ſo edel!

Hel. Nein! nenne es nicht ſo! Es war Gefühl meiner Pflicht, und nichts weiter. Zeitig ſpürt' ich die Neigung, die für Euphroſinen in dir — für dich in Euphroſinens Herzen entbrante. Ich ſelbſt ſuchte ſie zu fördern. Nun ſterb' ich ruhig, ſprach ich oft in Geheim, denn die zwei Menſchen, die mir am theuerſten ſind, belohnen ſich wechſelſeitig. — Noch glaubt' ich damals: das Oel meines Lebens müße bald ausgebrant ſeyn. Bei iedes Monats Anfang verſah ich mir deſſelben Schlus nicht zu erleben. Doch als ich ſpürte, daß mein Kränkeln doch noch nicht Krankheit zum Tode ſei; als ſogar meine geſunkenen Kräfte ſich wieder zu ermuntern begannen, und du doch dein Schickſaal mit Selbſtverläugnung ertrugſt, da ſchwur ich mir: Nein, ich will nicht harren, bis dieſe Geduld ermattet! — Tauſend Pläne gingen vor meiner Seele vorüber. Die

Schwermüthige zu machen, und zu verſchwinden, war bereits mein Entſchlus; mehr aus Furcht, dich mit zu kränken, als aus Scheu vor Pöbelgeſchwäz und vor eigner Schmach, ſtand ich mit deſſen Ausführung noch an; da gab ein günſtiges Geſchick Wendlern den Gedanken ein, mir Piſa zu verordnen; und ich — ergrif ihn. Warum ich doch zum Scheine zögerte, bedarf wohl keiner Erklärung?

Mold. Aber weshalb, ſeltnes Weib, weshalb wählteſt du grade den Weg des gänzlichen Verſchwindens, und nicht das weit einfachere Mittel der Scheidung? Lebten wir nicht in einem Lande, wo weiſe Geſezze eine freundſchaftliche Trennung erlauben? Mußteſt du deswegen dich ganz entfernen, weil du aufhören wolteſt, meine Gattin zu heißen?

Hel. Ich mußte! — Hätteſt du iemals einſtimmig mit mir dieſe Trennung begehrt? Frage dein Herz! Ich ſchmeichle mich daſſelbe zu kennen. — Gedenk ienes lezten Willens, was er auf dieſen Fall beſtimte! Hätteſt du

in einen neuen Vergleich geſtimt, da der ältere vernichtet worden war? — Ueberlege noch eines, und dann entſcheide! Nur eure Liebe zu beglücken, war meine Abſicht. Die Schweſter deiner geſtorbnen Frau konteſt du ehlichen, — ohne Bedenken, mit Anſtand und Ehre! auch die Schweſter deiner geſchiednen? Ich zweifle! — Dich vollends ſcheiden zu laßen, damit du ſie ehlichen könteſt? Noch einmal, Karl; ich kenne deine Denkart, deinen grosmüthigen Eigenſinn. Du hätteſt eher die Ruhe deines Lebens auf immer Preis gegeben, als deine Ehre befleckt. Dein Glück, das Glück meiner Schweſter, bedurft' ein Opfer. Kont' ich ihm ein geringeres bringen, als mich ſelber?

Mold. Und dieſen, dieſen Entſchluß konteſt du faſſen, ohne daß dich beim Abſchied eine Thräne, ein bedeutendes Wort nur verrieth? Konteſt von Vaterland, Freunden, Haus und Hof, von allem, was bisher dir werth und theuer war, freiwillig, — vielleicht auf

immer dich trennen, und doch im letzten Geſpräche des Troſtes mehr austheilen, als empfangen?

Hel. Ich konť es! Denn nie trennen ſich Menſchen, wie wir ſind, auf ewig; und wozu ſoll uns ie das Bewuſtſein unſrer reinen Abſicht nüzzen, wenn es uns nicht muthig macht, eine kleine Prüfung . . .

Mold. Aber wie — Helene, vergieb, meine Augen ſehen, meine Ohren hören dich; aber meinem Geiſt iſt noch ſo manches dunkel! — wie vermochteſt du alle dieienigen zu täuſchen, die dich umgaben? Wie konteſt du dem Anſchein nach erkranken, ſterben, begraben werden, und doch —

Hel. (halblächelnd) Leichter, als du wohl glauben dürfteſt. Denn ich lebte an einem Orte, wo nicht dein treues, ſorgſames Auge, nicht Euphroſinens ſchweſterliche Zärtlichkeit mich bewachte; unter Menſchen, denen entweder mein Daſein gleichgültig, oder die bereits mit mir einverſtanden waren; in einem

Lande endlich, wo alles für Gold feil iſt, der Weg zum Himmel und zur Hölle, — Ablaß der Kirche ſowohl, als der Dolch des Banditen! — Nur einer Börſe mit zweihundert Zechinen bedurft' es, und Pater Euſebius, ein ehrwürdiges Mitglied vom Orden Dominiks, leiſtete mir, unterm Vorwand für meine kezzeriſche Seele zu ſorgen, allen möglichen Beiſtand; verſchafte uns ein eignes kleines Haus zur Wohnung; entfernte von meinem angeblichen Sterbelager alle läſtigen Zeugen, von meinem Leichenbret alle Unterſuchung, bewürkte meinem ledigen Sarg ein ehrbares Begräbnis, und öfnete mir indeß die Zuflucht in einem Nonnenkloſter, bis ich gemächlich mich weiter entfernen konte. — Dies, lieber Karl, dies iſt zugleich der kurze Abriß meiner Flucht aus Piſa. Meine zwei mänliche Bedienten fern zu halten und zu täuſchen war nicht ſchwer. Lenore, meine Kammerfrau und treue Wärterin, war gewonnen, Wendler mein Arzt und — mein Freund.

Mold. (mit etwas gekränktem Tone) Dacht' ichs doch! — Dacht' ichs doch, daß dieſer Heuchler —

Hel. O nein, ſchmäh nicht auf ihn! du könteſt ſonſt Undank und Irrthum zugleich begehn. Nicht durch Geſchenk oder Verſprechen, nur durch Bitten und Gründe gewann ich ihn. Kein Wort von meiner Abſicht war ihm, als wir abreiſten, bekant. Mächtig ſtuzt' er, als ich, ſchon auf Italiens Boden, ſie ihm entdeckte. Für eine romantiſche Grille hielt' er ſie anfangs; deſto ernſtlicher bekämpft' er ſie nachher. Erſt, als er mich unerſchütterlich fand, als ich mit den heiligſten Schwüren mich verpflichtete, einen freiwilligen Tod zu wälen, wenn dieſer verſtellte mir nicht gelänge, da gab er endlich nach, und ward von nun an allerdings meines Plans thätiger Beförderer. Er half mir mit dem Pater Euſebius unterhandeln. Er hielt durch ſeinen Rath von mancher Uebereilung mich zurück. Er half mir; — was ſchon allein Verdienſt im

Uebermaaſs wäre! — zur Bekantſchaft desjenigen Biedermanns, deſſen Freundſchaft mir fortan für einen Beweis mehr galt, daß dem Himmel ſelbſt mein Vorhaben nicht misfalle; dem ſich bald mein ganzes Herz aufſchlos; und der mir edelmüthig eine Freiſtätte anbot — eine Freiſtätte, wie ſie meine Einbildungskraft zwar ſchon oft zu finden gewünſcht, aber kaum jemals gehoft hatte.

Mold. Und dieſer Biedermann — dieſe Freiſtätte? Wer und wo ſind ſie?

Hel. Faſt wundr' ich mich, daß du nach dem Erſtern noch fragſt. Sieh ihn hier vor dir, meinen greiſen, braven Ritſcher!

Mold. Wie? auch Sie, ehrwürdiger Herr — auch Sie konten hülfliche Hand zur Ausführung eines Vorhabens bieten, bei welchem ſich doch, — aufs glimpflichſte geſprochen! — noch manches Zweifelhafte fand? Ein Mann von Ihrem Stande kont' einer Gattin rathen —

Nitſch. Ich rieth ihr nicht dazu! Ich fand, als ich Frau von Moldorf kennen lernte, ihren Entſchluß nicht erſt im Werden, ſondern ſchon geworden und gereift. Pater Euſebius war ſchon gemiethet. Daß iede Einwendung vergeblich ſei, ſagte mir Wendler voraus, und ſpürt' ich bald ſelbſt. Wie ich über Unauflöslichkeit der Ehe, troz meinem Stande, denke, gehört nicht für dieſen Augenblick. Aber in iedem Betracht war ich früher Menſch als Prieſter; zagte hier mehr, daß ein edles Weib unglücklich, als daß ein Kirchengeſetz gekränkt werden möchte; deshalb wünſcht' ich wenigſtens zu verbeſſern, was ich nicht ganz umzuſchaffen vermochte. Deshalb ſucht' ich wenigſtens einen Auswuchs ienes Plans zu vernichten, weil es noch Zeit ſei. — Sich für den Ueberreſt ihres Lebens in einem Kloſter zu begraben, war damals ihrer Gemalin Abſicht.

Mold. (einfallend) Wie? auch dies ſogar —

Nitſch. Auch dies ſogar entſprang aus reiner Quelle, entſprang aus dem ſchönen, an ſich wahren Grundſatz: daß man ja überall den ächten, einigen Gott anzubeten vermöge! Doch wie bald dieſe ſanfte, gefühlvolle Seele in ſo öden Mauern ſich elend fühlen werde, und wie ſie es dann bleiben müſſe, ohne Linderung und Hülfe, dies ſah ich voraus; dies ſchilderte ich ihr ſo kraftvoll ich konte; und fand deſto ſtärkern Eindruck bei ihr, da ich ihren Hauptzweck zu billigen ſchien. In den ſtillen, abgelegenen Thälern meines Vaterlandes, in dem Flecken, wo ich ſelbſt lebe, trug ich ihr eine Wohnſtätte, ſei es auch nur für einſtweilen, an. Daß ſie dort als eine Blutsverwandte meiner aus Schwaben gebürtigen Gattin leben, einer ſichern Ruhe genießen, und doch leicht, wenn es ihr misfalle, in die geräuſchvolle Welt rückkehren könne: dies macht' ich ihr anſchaulich, und verſprach ihr jeden Beiſtand, den Redlichkeit und — Armuth zu gewähren vermögen. Sie ergrif mei-

nen Vorſchlag mit Freuden; Sie befolgt' ihn mit mehr als männlichem Muthe. Sie lebte dieſe drei Jahre bei uns, mit mehr als — Doch nein, mein Lob ſoll ihre Beſcheidenheit nicht kränken! Doch ob auch wir ihr hielten, was wir verſprachen, das mag ſie ſelbſt bezeugen.

Hel. Ja wohl! ia wohl bezeug' ich es ihnen! Jedes Glück, das man, entfernt von Vaterland und — Jugendfreunden zu finden vermag, fand ich dort. Friede von innen und außen, — die Seeligkeit eines halbländlichen, halb einſamen Lebens, ein gutmüthiges Menſchengeſchlecht um mich rund herum, und mir zur Seite biedre Freundſchaft, die meine Schwächen trägt, meine ſiechen Stunden erheitert! — Zwar dein Bild, lieber Karl, iſt mir auch dorthin gefolgt; allſtündlich gedenk' ich deiner, gute Euphroſine! Bei ieder untergehenden Sonne, in mancher ſtillen Mitternacht umſchweben euch meine Gedanken. Doch niemals noch hat mich der Schritt, den ich that, gereut. Das Gefühl, euch glücklich gemacht

zu haben, tröſtete mich bei jedem anwandeln-
den Gram. Die Nachrichten, die mir Wend-
ler von eurer Verbindung, eurer ſich gleich-
bleibenden Zärtlichkeit, euerm ehelichen See-
gen ertheilte, füllten mich oft mit Freuden,
wie ſie ſanfter und ſtärker zugleich kaum der Be-
ſeligte in ienem Leben fühlen kann. Wenn ich
zumal las, daß ihr auch meiner noch oft mit
Wärm' und Liebe gedächtet; dann — ja dann
erwachte freilich in meiner Seele oft die Be-
gier, ein-, nur ein einziges mal euch wieder zu
ſehn. Eignes Nachdenken, und meines red-
lichen Nitſchers leiſes Kopfſchütteln hielten mich
ſtets zurück, aber iezt — iezt da ich euch ſo nahe
bei mir wußte — o vergebt, vergebt, daß ich
nur ein Weib bin; daß ich doch meinen innern
Trieben nicht ganz zu widerſtehn vermag; daß
ich eure Ruhe vielleicht mit Unbeſonnenheit ſtör-
te! — Vergebt! Morgen kehr' ich in mein Thal
zurück, und wir ſehn uns nur ienſeits wieder.

„O nein! nein! das ſoll, das darf nicht
„geſchehen!“ riefen hier, wie mit einem

Munde Euphroſine und Moldorf aus. Bei=de flogen wieder zu ihr hin; beide umarmten ſie wechſelsweiſe.

„Du mußt wieder mit uns, edles — edel=„ſtes Weib.“

Ich laſſe dich nicht mehr aus meinen Au=gen, theuerſte Schweſter!

„Wir weichen ſo wenig, als dein Schatten „von dir. Nur der würkliche Tod ſoll uns „trennen.“

Wir bringen dich zurück; und du ſolſt unſer größter Stolz, unſer höchſter Reichthum ſeyn!

So ſcholl es durch einander. Feſt ſchloß ſie Moldorf mehr als zehnmal an ſein Herz; hundert Küſſe drückt' ihr Euphroſine auf Hand und Lippe. Helenen ſelbſt entging auf einige Minuten iede Kraft der Sprache. Auch Nit=ſcher nahte ſich ihr; ergrif leiſe ihre rechte Hand, und flüſterte ihr zu: „Seltne, treffli=che Frau, kehren nun die Augenblicke wieder, die Sie auf ewig verloren zu haben wähnten?“ Ganz fühlte ſie das Gewicht dieſer Rede.

Nur mit einem Druck der Hand, mit einem Blick voll Seele vermocht' ſie ihm zu antworten; doch ſchnell hob ſie ſich empor. In ihrem ſchwächlichen Körper kam eine feſtere Haltung; in ihrem Geſichte herrſchte eine Miene von Hoheit.

»Ja, ja! ſprach ſie: dieſer Augenblick iſt »ſüß, und — noch mehr geſtanden! — er iſt »einer von denen, auf welche ich rechnete; de»ren Ausbleiben mich geſchmerzt haben würde. »Aber, meine Lieben, wenn ihr anders mich recht »liebt, wenn ihr würklich glaubt, daß ich et»was der Rede werthes für euch that; wenn »ihr wünſcht, mir zu danken, ſo gewährt mir »eine einzige Bitte.«

Mold. und Euphr. Welche? Welche?

Hel. Verſprecht ſie mir an Eides Statt! Daß ich nichts unbilliges bitten werde, könt ihr glauben.

Beide. O wir verſprechen — wir verſprechen es dir aufs heiligſte.

Hel. Nun, ſo miſche ſich fortan in unſre Geſpräche auch nicht ein Wort von — Heimkehr

ins Vaterland! Alles übrige begehrt von mir; ich gewähr' es im - -

Molo. O halt ein! Dieſes Begehren iſt unbillig; unſer Verſprechen iſt ungültig.

Hel. (äußerſt ernſt) Es gilt! Und um es zu ſichern, ſchwör' auch ich beim allmächtigen Gott: Nie ſezz' ich freiwillig wieder einen Fuß über vaterländiſche Grenze! — Haltet dies nicht für Starrſinn oder Uebereilung. Die Leztere dürfte gar bald euch ſelbſt zum Vorwurfe gereichen. Kontet ihr wohl, recht überlegt, bei ächter Liebe von mir fordern, daß ich die Fabel meiner Mitbürger, ein Geſchichtgen in der Zeitung abgebe? Vergeßt ihr, daß meine Handlung gewiſſer Maaſen die Ahndung der Geſezze reizt; und wenn auch dieſe ſchweigen, oder geſchweigt werden ſolten, gewiß dem ſtrengern Richterſtuhl der großen und kleinern Welt nicht entgehen könne? Würde mich nicht ieder Strenggläubige für eine Sünderin, der Spötter für eine Schwärmerin, und der größre Haufen für eine Thörin

ſchelten? Würde man nicht muthmaßen, ich hätte dies alles nur gethan, um die Romanenheldin zu machen, und kehre iezt ins Vaterland zurück, den Lohn der Anſtaunung zu genießen? Würde man nicht argwohnen: ich hätte mit euch nur ein verdecktes Spiel geſpielt? Würden nicht tauſend Erdichtungen euern eignen guten Leumund kränken?

Mold. Und würdeſt du von allem dieſen, wenn es ſich ia ereignete, auch eine Silbe nur, auf deinem Landgute, im Zirkel einiger Freunde, in unſerm Umgange ſpüren?

Hel. Ich fürchte — ich fühle: Ja! Denn ich kenne meine Schwäche, und auch ihr müßt ſie kennen. Urtheil meiner Nebenmenſchen, ſelbſt wenn es Geſchwäz nur war, würkte ſtets — nicht auf meine Handlungen, doch deſto mehr auf Stimmung meiner Seele; und dieſe Stimmung nur macht, wie ihr wißt, unſern Himmel oder unſre Hölle. Entſint ihr euch, wie ſehr ich ſchon bei meinem plötzlichen Altern vor dem Hohnlächeln der Geſellſchaft

bebte? Soll ich abermals eure Zirkel zerreiſſen, eure ganze Lebensart ändern? — Mäßigen Genuß der ſtädtiſchen Welt mit ländlicher Einfalt zu verbinden, durch kleine Reiſen den Geiſt zu nähren, die nachfolgende Ruhe zu würzen — dies iſt, wie ich aus Wendlers Briefen weiß, der klügliche Plan eures Lebens. Soll ich dieſen ſtören? Ich, die euch glücklich machen wollte, ſolte nun euer Glück mindern? Selbſt, wenn ihr dies alles mit Freuden mir opfertet, würde nicht eine innere Stimme ⸗ ⸗ ⸗ Nein! nein! ich kehre übermorgen ſchon in mein Graubündner Thal zurück, wo mein redlicher Ritſcher und ſeine trefliche Gattin ſich verpflichteten mit meinem Siechthum, meinen Schwächen fortdauernd Geduld zu haben; wo ich unbemerkt dem Grabe zuſchleiche, und wo mein Tod einen Monat früher oder ſpäter das Wohlſein meiner Freunde weder mehrt noch mindert.

Euphr. (ſchmerzhaft) Helene, dieſer Gedanke nur —

Hel. (einfallend) Soll unſern heutigen Abend nicht vergiften! Laßt uns dieſe wenigen Stunden, ſo lange entbehrt, und von mir ſo ſehnlich erwartet, — laßt ſie uns weislich genießen, und um es deſto beſſer zu können, erlaubt mir iezt auf ein Weilchen euch zu verlaſſen. Daß dieſer Auftritt meine ſchwachen Nerven angreift, iſt natürlich; daß ſie fieberhaft zittern, fühl' ich troz der Freude über euer Wiederſehn und eure Liebe. Eine kleine Ruhe auf meinem Lager wird mich ſtärken. Du, gute Euphroſine, begleite mich; aber du, lieber Karl, könteſt vielleicht indeß für den übrigen Abend deinen Bedienten entfernen. Wenn ich anders vorhin ſeine Stimme recht unterſchied, ſo iſt der alte Franz dein Begleiter. Daß dieſer ſeine vorige Gebieterin weder ſehn noch hören darf, iſt augenſcheinlich. —

Sie wankte iezt in ihr Gemach, von der Schweſter unterſtüzt und begleitet. Moldorf traf die verlangte Vorſicht. Auch er bedurft' einiger Friſt ſich zu ſamlen. Einem Manne

gleich, deſſen Augen in einem dunkeln Keller ſich almälig erweitern, faßt' er zwar den Gang des Ganzen; doch mancher von den Nebenumſtänden blieb ihm dunkel. Einige derſelben erklärt' ihm Nitſcher. Unter andern erfuhr er mit Befremdung: daß er vor acht Wochen kaum tauſend Schritt weit beim Flecken, wo Helene wohne, vorübergereiſt ſei; daß ſie, durch Wendlern, ziemlich genau gewußt, wann er eintreffen könne; ſchon damals entſchloſſen geweſen ſei, ihn zu überraſchen, und es doch abſichtlich dort unterlaſſen habe; theils aus Furcht, ein ſolcher Auftritt möchte an einem kleinen Orte Aufſehn erregen, und zur Kundſchaft von Mehrern kommen; theils aus der zärtlichen Beſorgnis, ſeine übrige Reiſe zu kürzen oder zu ſtören. Eben deshalb habe ſie gerade das entferntere Baſel gewählt, wo ſie nun ſchon acht Tage ſeiner harre. — Was hier ſtärkre Bewundrung verdiene; der kalte prüfende Blick, oder ienes warme, bei ieder Gelegenheit ſeiner ſchonende Gefühl, vermoch-

te Moldorf nicht zu entſcheiden, und empfand daher, wie billig, beides mit gleichem Danke.

Nach einem halben Stündgen meldete Euphroſine den Männern: daß die Schweſter ſie erwarte. Sie fanden ſolche auf ihrem Bette ſizzend, doch heiter. Moldorf ward von ihr empfangen, wie man einen Freund empfängt, deſſen Beſuch man altäglich mit Theilnahme genießt. Doch bald ward das Geſpräch wieder wärmer. Wie ſchnell dieſen ſeltnen vier Menſchen der Abend verflos; was ſie alles ſich zu fragen und zu erklären hatten; wie vielfältig die Empfindungen des Vergnügens mit Empfindung einer linden Wehmuth wechſelten; — dies alles umſtändlich zu ſchildern, wäre doch wohl — Ueberflus. Bedauernswürdig iſt der Leſer, der nichts ſich ſelbſt hinzudenkt, und faſt noch mehr der Erzäler, der alles erzälen muß. Genug, daß man erſt ſpät um Mitternacht ſich trente; daß mit frühem Morgen Moldorf und Euphroſine wieder in Helenens Zim-

mer ſich einfanden; und daß man ihren Augen wohl anſah: ihr Schlaf könne nicht lang' und nicht anhaltend geweſen ſeyn.

Sie wichen auch dieſen Tag ſo wenig als möglich von Helenens Seite. Noch fünf oder ſechsmal verſuchte Moldorf, troz ſeines Verſprechens, den Wunſch: daß Helene mit ihnen ins Vaterland rückkehre! geltend zu machen. Immer brach ſie dann ſo kurz, ſo ernſtlich das Geſpräch ab, daß er endlich wohl ſpürte: ihr Entſchlus ſei unwiderruflich. Nicht minder entſchieden, doch mit ſanftern Worten verwarf ſie es, als Moldorf ſo anſtändig und doch auch ſo warm als möglich in ſie drang, ein beträchtliches Jahrgeld von ihm anzunehmen. — „Entſinſt du dich nicht, erwiederte „ſie lächelnd, iener fehlenden viertauſend Tha„ler? Begreifſt du nun, zu welchem guten Werk' „ich ſie verwandte? Auch erſtrekte ſich meine „Vorſicht noch weiter. Meinen Schmuck zwar „ließ ich dahinten. Seine Wegnahme wär' „ein offenbarer Raub und Verdacht erweckend

»geweſen. Doch ſeit funfzehn Jahren hatt' ich »kein Jahr meine Zinſen ganz verthan. Be»trächtlich war mein Erſparnis. Was P. Euſe»bius an bedungenem Lohn, Leonore und Wend»ler an freiwilligen Geſchenken erhielten, verzehr»te kaum ein reichliches Drittheil meiner Baar»ſchaft. In meiner Freiſtätte, unter einem ſo klei»nen, freundſchaftlichen Zirkel bedarf ich nur we»nig. — Wenn ich iezt, — ia, wenn ich binnen »drei oder vier Jahren erſt ſtürbe, bliebe mei»nen braven Wirthsleuten immer noch, zwar »keine Erbſchaft, doch hoffentlich ein kleines An»denken übrig. Solte auch dies allmälig ſich »verzehren, und doch dieſer kränkliche Körper »noch nicht verwelkt ſeyn — daß ich dann, lie»ber Karl, zu dir meine Zuflucht nehmen darf; »nicht wahr, dieſe Hofnung, oder vielmehr »dieſe Zuverſicht, iſt nicht eitel?« — Moldorfs Antwort hierauf, mit thränenden Aug' und Umarmung verbunden, ergiebt ſich wieder von ſelbſt.

Daß der dritte Morgen zur Trennung beſtimmt ſei, hatte Helene gleich anfangs erklärt. Ihre Freunde baten nur noch um ein paar Tage. Sie blieb auf ihren Vorſaz; Nitſcher ſelbſt ſtand ihr diesmal bei. Ihn rief ſein Amt; auch beſorgt' er, daß grade die vorſichtige Art, womit man ſich ſtets ohne Zeugen zu ſprechen ſüche, bald Verdacht erwecken, und man im Gaſthofe muthmaßen könne, es ſei nicht ſeine Gattin, die er — ein Geiſtlicher! — dafür ausgebe. In einem einzigen Punkte gab Helene nach; denn feſtgeſezt ward, daß man ſich von nun an aljährlich wieder ſehen wolle. Selbſt über Ort, Zeit und Art traf man im voraus Abrede. Beim würklichen Abſchiede bewährte Helene ganz denſelbigen Muth, den ſie ſchon einmal bewieſen hatte. Höchſtens ein paar einzelne Thränen ſtiegen in ihr Auge. Um ſo inniger weinte Euphroſine; um ſo ſtärker fühlte Moldorf ſein Innerſtes bewegt! Auch ſie verließen noch an eben dem Morgen Baſel. Keine von deſſen übrigen Merkwür-

digkeiten — ſelbſt das nahe Arlesheim nicht! — ſchien ihnen in iezziger Stimmung des Beſehens würdig. Vom Rhein und von der Schweiz nahm Moldorf nun, zwar nur für ein Jahr, doch mit ganz andern Empfindungen, als er vermuthet hatte, Abſchied. Ihr beiderſeitiges ſtetes Geſpräch auf der Heimreiſe blieb — Helene. Heilig hatten ſie noch verſprechen müßen: Keinem, ſo lange ſie lebe, ohne höchſte Noth dieſe Geſchichte mitzutheilen. Schwer genug ward es ihnen dieſes Verſprechen zu halten: dennoch hielten ſie es. Nur linde, doch oft wiederholte Vorwürfe wurden Wendlern gemacht; ſich zu entſchuldigen fiel ihm nicht ſchwer.

Zwei Sommer hindurch ſahen ſie ſich verſprochner Weiſe; einmal in Helenens neuer Heimath; das zweitemal zu Koſtanz am Bodenſee. An beiden Orten verweilte dann Moldorf und Euphroſine ohngefähr eine Woche hindurch; wußten alle Begleitung, die etwas verrathen könne, zu entfernen, und allen übri-

gen Argwohn zu vermeiden. Bei der erſten Zuſammenkunft fanden ſie Helenen faſt munterer und ſtärker, als iemals. Ihre Geſundheit ſchien wieder auf zehn, zwölf Jahre gegründet zu ſeyn. Doch merklich verändert, merklich ſchwächer war ſie das zweitemal. Ihr Odem war wieder ſtockend, ihre Wange hagerer geworden. Sie ſprach ein paarmal von ihrem, nun hoffentlich nahem Tode mit einer ſolchen Ergebung, mit einer ſolchen Miſchung von Gelaßenheit und doch auch freudiger Hofnung, daß ſelbſt der gelaßne Ritſcher ſie bat: ihn und ihre übrigen Freunde mit dieſer Rührung zu verſchonen. Auch ſchien ſie beim zweiten Abſchiede ſich von Euphroſinen kaum losreißen zu können. Jener ſonſt gelaſſene Kuß ward eine lange, lange, dreimal wiederholte Umarmung; und beim Lebewohl erſtickte ein Schluchzen die Stimme. Die nachfolgenden Briefe — denn ſie ſchrieben ſich oft — klagten zwar eigentlich nie, doch ließen ſie

zuweilen einige Worte von einer Ermattung fallen, die ſich faſt täglich mehre.

Endlich, in der Mitte des nächſten Jenners, meldete ein Schreiben von Ritſchern: „Wahr„ſcheinlich werde ihre gemeinſchaftliche Freun„din bald — nicht mehr leben. Zu ihrer bis„herigen Kränklichkeit geſelle ſich nun auch „Waſſerſucht. Dem Urtheil eines verſtän„digen, aus Chur herbeigerufenen Arztes zu „Folge, ſei die längſte Friſt ihres Leidens noch „ein Monat. Mit eben der Gelaſſenheit, „womit ſie gelebt, ſehe ſie nun auch ihrem En„de entgegen; wiſſe nichts von dieſer Meldung, „und habe ſie ſogar ausdrücklich unterſagt; „doch ſchein' es ihm Pflicht, ihr hierinnen „nicht zu gehorchen. Was Moldorf noch „thun wolle, überlaß' er ſeinem eigenen Er„meſſen.“ — Es war eben, wie ſchon der Monat anzeigt, in der Mitte des Winters, zu einer Zeit, wo Niemand gern — ſelbſt der das Reiſen, die Schweiz und das Seltſame in Handlungen ſo ſehr liebende Britte nicht! —

nach Graubünden zu reiſen pflegt. Noch mehr, die zum drittenmal ſchwangre Euphroſine verſah ſich binnen wenigen Wochen ihrer Niederkunft; dennoch bedachte ſich Moldorf keinen Augenblick. Er reiſte des nächſten Morgens ab. Gern hätte Euphroſine ihn begleitet. Ihre Umſtände verboten es; aber ſie drang ſelbſt in ihn, ſie zu verlaſſen, und wenigſtens ihren Scheidegruß noch zu überbringen. Keine Witterung ſtörte, kein rauher Weg ſchrekte ihn; Tag und Nacht eilt' er fort; und ein, gewiſſermaaßen günſtiges Geſchick begleitete ihn. Denn als er in * *, den Flecken, wo Nitſcher Pfarrer war, ankam, hatte Helene nur noch — ſechs und dreißig Stunden zu leben.

Sie ſtaunte nicht wenig, als ſie ihn vor ihr Bette treten ſah. Eine kurze Röthe flog über ihre ſchon vom nahen Tode gebleichte Wangen. Mit wenigen, dankenden Worten bot ſie ihm die abgezehrte Hand. »Ich hoffe, ſprach ſie unter andern, du kömſt nicht um meinen lezten Auftritt durch weibiſche Thrä-

nen zu trüben, ſondern vielmehr durch ein kleines Beifalszeichen zu verherrlichen; und dann ſei mir wilkommen!« — Sie ſchalt ihn zwar bald darauf, indem ſie ſich beſann, in welcher bedenklichen Lage er die Schweſter zurükgelaſſen haben müſſe; aber ſie geſtand doch eben ſo ſchnell, daß ſie ſeinen Anblick als ihre lezte irdiſche Freude betrachte; und in ſeinen Armen verſchied ſie in der nächſten Nacht; verſchied, als grade der Morgen — das ſchönſte treffendſte Sinbild vom Tod' eines Tugendhaften! — anzubrechen begann. Daß ſie troz ihres Verbots beweint wurde, kann man ſich denken. Ein einfacher Stein mit der einfachen Aufſchrift: eine edle Frau, die wenige kanten! bezeichnete ihren Grabhügel.

In ihrer Verlaſſenſchaft befanden ſich noch ohngefähr tauſend Thaler baar. Dieſe, wie auch alle ihre übrige Habe hatte ſie Ritſchern vermacht. Moldorf fügte hierzu noch anſehnliche Geſchenke. Auf wiederholtes Bitten dieſes biedern Geiſtlichen verſchwieg er zwar an dem

Orte, wo Helene geſtorben war, ſorgfältigſt ihren wahren Namen, ihren Stand, und die nahe Verbindung, die einſt zwiſchen ihnen obgewaltet hatte. Doch mindern Zwang legt' er ſich dann auf, als er ins Vaterland nach fünf oder ſechs Wochen zurückkam. Hier, wo ſeine Gemahlin indeß wieder eines Sohnes geneſen war; wo man ſeine Abweſenheit während dieſer Zeit kaum begrif, und von ſeiner ſchnellen winterlichen Reiſe, von den Thränen, die Euphroſine nicht immer verbergen konte, und von der ernſthaften Miene, als er rückkehrte, die abentheuerlichſten Vermuthungen ausheckte, — hier glaubt' er gegen einige ſeiner beſten Freunde den Geheimnisvollen nicht länger ſpielen zu dürfen. Er entdeckte ihnen Helenens erſt iezt erfolgten Tod. Sie glaubten ein Mährchen zu hören; und ſchäzten, nach Verſchiedenheit eigner Denkungsart, auch Helenens That an Verdienſtlichkeit ſehr abweichend. Doch daß die Aufopferung groß geweſen ſei, geſtanden ſie Alle. Das Siegel

der Verſchwiegenheit ging bald verloren. — Moldorf ſchrieb unter Helenens Bild iene Worte, die ſie ſelbſt in Nitſchers Stambuch geſchrieben hatte: Sie war Freundin von uns, auch übers Grab hin!

Der Schieferdecker.

eine ganz wahre Geſchichte.

Ein Schieferdecker und ſein Sohn beſtiegen einen hohen Kirchthurm, um am Knopfe deſſelben eine Ausbeſſerung vorzunehmen. Der Vater, der ſchon ſeine funfzig Jahre haben mochte, übrigens aber noch rüſtig und geſund war, klimte voran; der Sohn folgte. Die große Menge Volk, die von unten zuſah, freute ſich anfangs; denn das Klettern ging eine geraume Zeit hurtig und gut von Statten. Aber deſto gräslicher war auch das Geſchrei, das plözlich entſtand. Denn, ſieh da! ganz nahe am Knopfe ſchon glitt der iüngre Mann plötzlich aus, und ſtürzte herab. Durch den Fall von dieſer furchtbaren Höhe zerſchmetterte er ſich dergeſtalt die Hirnſchaale, daß, als man her-

beiſprang und ihn aufhob, ſchon nicht mehr die mindeſte Spur vom Leben ſich zeigte. Der Vater ſtieg indeß unverdroſſen weiter; vollbrachte ſeine Arbeit, und kam nach ein Paar Stunden wieder herunter, ſo ernſt und gefaßt, als nur möglich.

Von allen Seiten umringte ihn nun das Volk. Alle bedauerten, alle beklagten ihn. — »Armer Mann, armer Vater!« — riefen wohl hundert auf einmal: — wißt ihr ſchon, wie es mit euerm Sohn ſteht?

»Daß er todt ſeyn wird! todt ſeyn muß! erwiederte er ziemlich gelaſſen. Beim Sturz von einer ſolchen Höhe hinab bleibt man freilich nicht lebendig!«

Aber ums Himmels willen! Wie ward euch denn, als ihr ſeinen Fall merktet?

»Wie's einem Vater werden muß, wenn er ſeinen liebſten, ſeinen einzigen Sohn einbüßt! Ganz unerwartet kömt uns zwar allerdings ein ſolcher Fall nie. Wir ſteigen immer mit der Beſorgnis hinauf, nicht lebend wieder herab zu kommen.«

Und wann — wie — wo merktet ihr ſein Unglück zuerſt?

»O zeitig genug! Noch zwei oder drei Sekunden eher, als er ſtürzte!«

Wie — was ſagt ihr? Eher noch?

»Nun ia doch, ia! Denn um euch aus dem Traume zu helfen, mein Sohn fiel nicht ſowohl, — ich ſelbſt warf ihn hinunter.«

Ein lauter Schrei des allgemeinen Entſezzens erſcholl. — »Gott, Gott! rief alles: wie war denn das möglich?«

»Das will ich euch wohl erklären: und zwar, wie ich hoffe, recht deutlich! Vielleicht wißt ihr es ſchon, vielleicht auch nicht — aber kurz, bei unſerer Handthierung iſt es Sitte und Regel: der Aeltere, der Geübtere ſteigt voran; der Jüngere kömt hinten nach. So wie eine Leiter befeſtigt worden, wird die andre aufgeſezt, und unten angebunden. Dies iſt nicht ſchwer! Aber dann ſteigt der Vorderſte auf dieſer halbbefeſtigten Leiter höher, und knüpft ſie oben ebenfalls an; und dies iſt die Haupt-

ſache, wie ihr leicht begreifen werdet. — Als ich heute nun eben im Begriff war, dieſes auf einer der allerhöchſten Leitern zu thun, hört' ich plözlich hinter mir den Ausruf meines Sohnes: »ach Vater, Vater! wie wird mir! Alles ſchwarz vor den Augen! Ich ſeh nicht mehr, wo ich bin!« — Sofort ſchlug ich hinten mit dem rechten Fuß auf gut Glück aus; traf ihn richtig grade vorm Kopf; und er flog herab, ohne nur noch einen Laut von ſich zu geben.

»Entſezlich! Entſezlich! — Abſcheulicher Böſewicht, warum thatet ihr das?«

»Nun! Nun! Nur gemach! So ganz abſcheulich glaub' ich doch noch nicht gehandelt zu haben. — Bei unſerm Handwerk kömt alles drauf an, daß wir nicht ſchwindlicht werden. Wer dieſes Unglück hat, — in einer gewiſſen Höhe hat, wo er ſich nicht ſezzen, nicht anhalten, nicht eine geraume Zeit ausruhen kann, der iſt verloren — verloren ohne Rettung. Dies war heute meines Sohnes Fall. Da, wo ihm ſchwarz vor den Augen ward,

ließ ſich an kein Wieder-Lichtwerden denken. Zwei oder drei Sekunden ſpäter, ſtürzt' er unausbleiblich hinab. Aber eh' er ſtürzte, grif er auch gewiß in lezter, bewuſtloſer Todesangſt nach der unbefeſtigten Leiter, auf welcher ich ſtand; wollte ſich anhalten an ihr; ſie gab nach; und wir ſtürzten dann beide hinunter. Dies, dies alles ſah ich in ienem Augenblick unbezweifelt voraus; dem wolt' ich vorbeugen; und deshalb gab ich ihm raſch den Stoß, der ihn herabwarf, und der mich gerettet hat, wie ihr ſeht. — Sagt mir ihr alle, die ihr vorhin auf mich, als auf einen Böſewicht, ſchmähtet: hätt' es ſeinem hülfloſen Weibe, ſeinen unerzogenen Kindern — deren Verſorgung mir nun obliegt! — ia hätt' es ihm ſelbſt etwas geholfen, wenn ich zugleich mit ihm umgekommen wäre? Mich zu opfern für ihn, das könte Vaterpflicht geweſen ſeyn, doch mich nuzlos zu opfern nebſt ihm — das, dünkt mich, konte Niemand fordern! Und das bin ich auch erbötig durch Geiſtliche und Gerichte entſcheiden zu laſſen.

Wohl zwei Minuten durch war eine dumpfe Stille um ihn rund herum. Was ihm zu antworten ſei, wußte niemand. Endlich erwachte doch der algemeine Unwille wieder, und man begehrte ſeine Verhaftung. Sie geſchah; doch auf eine leidliche, anſtändige Art. Beim ordentlichen Verhör fuhr er fort einzugeſtehn, was — ſonſt kein anderer ihm Schuld gegeben haben würde. Seine That ward höhern Orts einberichtet; und es ging ſeinen Richtern, wie es der Volksmenge gegangen war. Sie ſchauderten anfangs zurück; überdachten ſich ſeine Lage, und die Gründe, nach welchen er gehandelt hatte, genauer, und muſten geſtehen: er habe nach einer zwar gräslichen doch richtigen Logik geſchloſſen; habe eine grauſame und doch bewundernswürdige Gegenwart des Geiſtes bewieſen: und ihr einſtimmiges Urtheil war: daß er aller Haft und Strafe zu entlaſſen ſei.

Das Rebhuhn des heiligen Johannes.

Nach einer Legende.

In einem zwar ſchon hohen, doch heitern Alter lebte St. Johannes, als Biſchof zu Epheſus, faſt angebetet von ſeiner zahlreichen Gemeinde, hochgeſchäzt in der ganzen umliegenden Gegend, und auch in der Ferne nicht unberühmt. Zu dem Manne, der ehmals unter der Schaar der Apoſtel für den Liebling ſeines großen Meiſters gegolten hatte, der dem allgemeinen Glauben nach nur durch ein Wunder vom Märtirer-Tod' errettet worden, und von welchem eine dunkle Sage umherging, daß er nie ſterben, ſondern die Ankunft des Herrn zum Gericht erwarten werde, — zu dieſem, den damaligen und nachherigen Chriſten ſo

theuern, obſchon von beiden auch ſo oft mis- verſtandnem Manne wallfahrteten die Gläu- bigen von ieder Himmelsgegend her, freuten ſich ſeines milden Unterrichts, ſeines Geſprächs, das nie ſchalt oder hart ſtrafte, und ehrten in ihm einen ächten Lehrer des Gottes der Liebe.

Einſt kam auch von den Grenzen Arabiens ein Neubekehrter zu ihm. Es war ein reicher, noch ziemlich raſcher, für das Chriſtenthum zwar warmer, doch auch den erlaubten Lebens- freuden noch nicht abgeſtorbner Jüngling. Ein wenig voreilig in Gedanken und Worten beſaß er doch ein im Grunde edles Herz, und beſtrebte ſich überall das Gute und Wahre aufzuſuchen. Er hatte ſich ſchon ſo lang und ſo ſehr gefreut, den berühmten Johannes nun von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen; hatte unterwegens noch ſo vieles über ihn mit ſeinen Gefährten geſprochen; und wäre iezt — bald gradezu wieder umgekehrt, ohne nur mit einer Silbe ihn anzureden. Denn als er ungefähr eine Stunde vor Sonnen-Unter-

gang zu einer Zeit ankam, wo der Biſchof ſich im Garten bei ſeinem Hauſe befand; als ein einziger alter Diener (noch ehrte und entehrte kein fürſtlicher Prunk die biſchöfliche Würde!) ihm dieſe Gartenthüre ſogleich aufſchlos; verſicherte, daß es gar keines Anmeldens erſt bedürfte, und ihm, ſeinen Herrn ſelbſt aufzuſuchen anrieth; da traf der Jüngling den Evangeliſten in einer Beſchäftigung, die man zwar nicht unanſtändig nennen konnte; die aber doch ienen hochgeſpanten Erwartungen ſo wenig entſprach, daß ſie — ſelbſt hier vielleicht einer kleinen Einleitung bedarf.

Johannes, ſanft gegen ieden ſeiner Mitbrüder, war es auch gegen vernunftloſe Geſchöpfe. Jener Spruch: der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehes! ſchien ganz für ihn gemacht zu ſeyn. Er ſchob oft, wenn er ſich zur Tafel ſezte, die Befriedigung ſeines eignen Hungers auf, um nur die ſtärkere Begier eines winſelnden Haushundes zu befriedigen, und freute ſich allemal herzlich, wenn er das heimkehren-

de Roß der gefüllten Krippe zueilen, oder die nachbarlichen Tauben dem ihnen hingeſtreuten Futter zufliegen ſah. Unter allen aber genoß ein zahmes Rebhuhn ganz vorzüglich ſeine Gunſt. Aus ſeiner eignen Hand erhielt es faſt immer die Speiſe; ward oft von ihm geſtreichelt und gepflegt; durfte, ſo oft es wolte, auf ſeinen Tiſch fliegen; hatte die Gewohnheit und Erlaubnis, oft nach ihm zum Scherz mit ſeinem Schnabel zu hacken, und pflegte dann endlich unters Gewand an ſeinen Buſen zu ſchlüpfen, und alda auszuruhen, ſo lang' es ihm beliebte.

Nun ſaß eben damals, ganz bequem auf einer Raſenbank hingelehnt, der ehrwürdige Johannes da, und trieb ſeinen Scherz mit dieſem Thierchen; warf ihm iezt ein paar Körnchen Futter hin; ſtreichelte es iezt, wenn es ſich darnach bückte: zog die Hand zurück, wenn es nach ſolcher hackte; kurz, tändelte und ſpielte mit ihm, als der iunge Araber mit zweien oder dreien von ſeinen Begleitern ſich nahte. Schon

von weiten hatten ſie dieſen Zeitvertreib wahrgenommen, und ſich im Stillen darüber verwundert. Ungefähr noch acht oder zehn Schritte hinter dem Rücken des Evangeliſten blieb der Fremdling ſtehen, ſah noch ein Weilchen zu, und flüſterte endlich zu einem ſeiner Gefährten: »Wie? iſt dieſes der Mann, von welchem das »Gerücht ſo viel plaudert? den man für eine »ſolche Stüzze ſeiner Glaubens-Genoſſen hält? »Hat ein Apoſtel und Biſchof nichts beſſeres »und wichtigeres zu thun, als mit einem ſol»chen Thierchen zu ſpielen? Oder iſt der eh»mals thätige Mann nun als Greis wieder »zum Kinde geworden? Wenigſtens einer ſo »weiten Reiſe wird ſein Anblick und ſein Ge»ſpräch kaum verlohnen!«

Leiſe genug hatte der Fremdling alles dieſes ſeinen Gefährten zugeflüſtert; dennoch — es ſei nun ſolches durch höhere Kraft, oder durch ein natürlich feines Gehör geſchehen! — dennoch war auch kein Wörtchen ſeiner Rede dem Ohr des Heiligen entgangen. Ganz almälig wandt'

er ſich iezt um: ſchien des Beſuches nun erſt gewahr zu werden; winkte freundlich mit der Hand, daß ſie näher hinzutreten möchten, und ſprach:

»Willkommen, willkommen, Fremdlinge und Brüder! — Näher, mein Sohn, näher! Ihr ſeid wahrſcheinlich aus fernen Landen?«

Fremdling. Aus Arabien, Hochwürdiger Vater!

Johannes. Dacht' ichs doch, deiner Tracht, deinem ganzen Weſen nach! Und haſt der Diener wahrſcheinlich noch mehrere mit dir?

Fremdling. O ia! Noch zehn bis zwölfe wenigſtens!

Johannes. Und ſolt' unter dieſen deinen Dienern — wundre dich nicht über dieſe ſeltſame Frage zum Anfange des Geſprächs! Ich will dir den Grund davon bald enträthſeln; — ſolte keiner unter ihnen mit Pfeilen und Bogen verſehen ſeyn?

Fremdling. Allerdings! Sieben Perſonen meines Gefolges ſind damit bewafnet.

Johannes. Aber dieſe Bogen — wie tragen ſie ſolche auf ihren Schultern? geſpannt oder ungeſpannt?

Fremdling (mit ſichtlicher, lächelnder Verwundrung.) Ungeſpannt! Wie anders? (für ſich) Dacht' ichs doch! Er ward zum Kinde!

Johannes. Aber warum ungeſpannt? Des Bogens Beſtimmung iſt ia doch, Pfeile abzudrücken! Warum tragt ihr ihn daher ſo unvorſichtig?

Fremdling. Weil grade das Gegentheil unvorſichtig wäre! Weil der Bogen bald ſeine Schnellkraft verlieren, bald an iene Beugung ſich verwöhnen würde, wenn er ſtets, oder faſt ſo gut als ſtets, die gekrümte Form behalten müſte. Nur dann, wenn er gehörig ausruht, erhält er wieder Stärke und Spannungs-Vermögen genug, um den tödtenden Pfeil recht weit und recht kräftig fortzuſchnellen; kann dann den Räuber abhalten, das Wild erlegen, den Vogel im Fluge tödten, und den Feind zu Boden ſtrecken.

Johannes (mit ſanftem, jedoch einigermaßen verweiſendem Tone.) Ei ſieh doch, ſieh! Wie richtig und gut du über Bogen urtheilſt, und wie vorlaut und unrichtig über Menſchen! Wenn für jene Nachlaß und Ruhe erforderlich iſt, um dann deſto ſtärker, deſto gewiſſer zu würken; warum willſt du ſtrenger in Forderungen an deine Mitbrüder ſeyn? Warum willſt du dich wundern, daß ein Menſch, und zumal ein Greis, auch dann und wann, von den Geſchäften ſeines Amts und ſeines Tages ermattet, auf Erholung denkt? — ſie bei Geſchöpfen ſucht, die zwar allerdings dir geringfügig ſcheinen, die aber doch Zuneigung zu empfinden und zu erwiedern vermögen! — Wiſſe: in weislicher Muße friſche Kräfte ſammeln, iſt allgemeines Bedürfnis der Natur. Sie erquickt thieriſche Körper durch den Schlaf, und die Geiſter in dieſen Körpern durch den Wechſel von Arbeit und Spiel. Wenn angeſpannte Bogen des Ausruhens bedürfen, um wieder

zu würken, ſo haben auch angeſpannte Nerven des menſchlichen Körpers dies nicht minder von nöthen; und zwiſchen Erholung und Müſſiggang iſt ein eben ſo großer Unterſchied, wie zwiſchen Freigebigkeit und Verſchwendung.

Ein paar Augenblicke hielt hier Johannes ein. Mit glühender Schaam auf der Wange, mit noch ſtärkerer im Innerſten ſeines Herzens ſtand der Fremdling da; wagt' es nicht die Augen aufzuheben, und wolte ſich iezt mit ſtummer Verbeugung entfernen. Doch des Greißes bisher etwas ernſte Miene war ſchon wieder zum traulichen Lächeln geworden. Indem er leicht die Abſicht des Jünglings errieth, faßt' er ihn bei der Hand, drückte ſie ihm und ſprach:

„Wie? du wolteſt ſchon wieder von mir gehen, da du kaum gekommen biſt? Hältſt du mich vielleicht für beleidigt? Ja fürwahr, dann wäre doch dein Argwohn gegründet; dann wäre freilich der Greis wieder zum Kinde geworden! Nein, bleib — bleib noch bei mir! Du

kamſt ia wahrſcheinlich doch wohl, um mich über einiges zu befragen; dich über einiges bei mir zu belehren. So laß dir's dann nicht misfallen, daß ich dich auch über Dinge belehrte, wornach du mich nicht befragteſt! Spanne nun den Bogen, da er ausgeruht und Kräfte geſammelt hat! Wenigſtens wirſt du ihn willig finden, dir zu nüzzen.

Monteſquieu und der iunge Schrift=ſteller.

Wahre Anekdote.

Monteſquieu, — der ehrwürdige Verfaſſer ienes berühmten, um die Geſezgebung und Geſezkunde aller Folgezeiten ſo verdienten Werks — gehörte zu dem kleinen, wenigſtens nicht überzäligen, Häuflein von Gelehrten, die auch im Umgange ihren Schriften gleichen. Seine ſanfte, edle, prunkloſe Seele liebte zwar die anſcheinende Ruhe eines einſamen Nachdenkens, doch auch nicht minder die Freuden weislicher Geſelligkeit. Sein Haus ſtand Jedem offen, der ihn kennen zu lernen wünſchte. Munterkeit und Menſchenkentnis übertrug er in iedes ſeiner Geſpräche. Andern Schriftſtellern ging er mit Rath und That an die

Hand. Niemanden drang er unverlangt ſeine Meinung auf; aber auch keinem, der ihn darum befragte, verſchwieg er dieſelbe. Neid oder Beſorgnis durch fremden Ruhm verdunkelt zu werden, kant' er nicht; aber iedes aufkeimende Genie bemerkt' er mit Freude und mit dem innigſten Wunſche deſſen Wachsthum wo möglich zu befördern. So war er in der Blüte ſeines Lebens; ſo blieb er auch im höhern Alter.

Einſt kam zu ihm ein iunger Mann, den er vorzüglich liebte, und der auch allerdings dieſe vorzügliche Liebe durch manche Eigenſchaft des Geiſtes und Herzens verdiente. Kaum zwei und zwanzig Jahre mochte iezt D** ſeyn, und ſchon hatte er die Bühne ſeines Vaterlandes mit einigen Schauſpielen bereichert, die — wenigſtens in einzelnen Szenen — mit Racinens zauberiſcher Anmuth und Crebillons hinreiſſender Darſtellungsgabe zu weteieifern vermochten. Zu noch gröſſern Werken in der Zukunft machte die Wärme ſeiner

Fan-

Fantaſei und der raſtloſe Eifer ſeines Geiſtes gegründete Hofnung. Nur einen einzigen Fehler, (der nicht ſelten der Fehler guter Dichter zu ſeyn pflegt) kont' er ſich nicht abgewöhnen; und dieſer beſtand — in etwas Vorliebe gegen die Kinder ſeines Kopfs. Freundſchaftliche Erinnerungen, unter vier Augen ihm ertheilt, nahm er zwar, zumal wenn es Erinnerungen eines Montesquieu waren, mit aufrichtigem Dank an; doch iede öffentliche Kritik hielt er für den Ausſpruch eines unbefugten Richters, und iedes etwas ſtrenge Urtheil drang ihm durchs Herz.

Heute, als er ſo ernſthaft, wie die Muſe des Trauerſpiels ſelbſt, ins Zimmer von Montesquieu eintrat, errieth dieſer ſofort: daß ein litterariſcher Kummer ihn drücke; und D** ſelbſt machte aus der Urſache ſeines Verdruſſes kein Geheimnis. Sein leztes, und wie er glaubte beſtes Schauſpiel war in Frerons neuſtem kritiſchen Hefte nicht angezeigt, nicht beurtheilt, ſondern zerſezt und gemishandelt

worden. Aus kleinen Uebereilungs-Fehlern hatte man Ungeheuer gemacht, Schönheiten in Flecken verwandelt; manche Stellen abſichtlich verdreht, mit auffallendſter Bitterkeit nichts gebilligt, und alles verworfen. Dies — dies alles belegte D** mit mannichfachen Beweiſen; und in ſeinem Munde ward dieſe, nur zu gewöhnliche, kritiſche Sünde ein Beiſpiel ohne gleichen. Der kältere, am Lauf der Dinge ſchon gewöhnte Montesquieu hatte freilich bei dieſem elegiſchen Tone dann und wann Luſt ein wenig zu lächeln; aber er ſchonte ſeines iungen Freundes, und fragte, am Schlus ſeines Vortrags ihn vielmehr mit bedauernder Theilname: Was er zu thun geſonnen ſei?

D. Mich zu verantworten! Das glaub' ich, verſteht ſich von ſelbſt. Auch hab' ich bereits meine Rechtfertigung aufgeſezt. Doch weil ich fühle, daß ich mich nicht ganz ohne Leidenſchaft vertheidigt haben dürfte, ſo hätt' ich erſt an Sie noch, würdiger Mann, eine Bitte.

»Und die wäre?«

D. Meinen Aufſaz in der Handſchrift durchzuleſen! Mir zu ſagen: ob und wo ich Blößen gab? Zu beſtimmen, worinnen ich der Sache alzuviel, oder vielleicht auch, wo ich deren noch zu wenig that.

»Wenn ich es thun kann, von Herzen gern! Laſſen Sie mir Ihre Handſchrift bis morgen da! Etwas Abkühlung und Ausraſtung dürfte ia wohl auf keinen Fall Ihnen ſchaden.«

D** ließ ihm die Schrift. Als er des Tags darauf zur beſtimten Stunde pünktlich wiederkam, fing Monteſquieu ſelbſt davon zu ſprechen an, und ertheilte ihm das Zeugnis ſeine Sache mit Einſicht und Billigkeit zugleich geführt zu haben.

»Und glauben Sie alſo — fragte D** mit ſichtlicher Freude: — daß ich meinen Kritiker widerlegt habe?«

Mont. Vollkommen!

»Daß er ſich ſchämen müße?«

Mont. (mit der Achſel zuckend) Wenn er deſſen noch fähig iſt!

„Daß ich es drucken laſſen ſoll?“

Mont. (lächelnd) Vielleicht! — Vielleicht auch nicht! — Daß es Ihnen Schaden thun ſolte, beſorg' ich allerdings kaum.

„Wie? nur keinen Schaden? — Solt' ich denn nicht auch auf Nuzzen rechnen können, wenn ich anders = =“

Montesquieu ſtand hier auf; liebreichen Blicks ergrif er die Hand ſeines Geſelſchafters; mit noch liebreicherm Ton ſprach er: Kommen Sie — kommen Sie, mein iunger, theurer Freund, mit mir in meinen Büchersaal. „Dort hoff' ich mich Ihnen deutlicher zu machen, als hier.“ ! — Sie gingen. — Sehn Sie dort iene drei obern Fächer meines Bücherſchranks, gedrungen voll Bücher?

„Nun ia! Ich ſehe ſie.“

Mont. Und wiſſen auch bereits, was dieſelben enthalten?

Wie könt' ich das?“

Mont. Lauter Widerlegungen, Kritiken — zum Theil auch Schmähungen meines Werks über den Geiſt der Geſezze. Sollten Sie ſolche gar nicht kennen?

»Vielleicht zwei oder drei; und auch dieſe nur dem Namen nach.«

Mont. Hätten Sie aber nicht Luſt, ſie noch iezt durchzuleſen?

»Nein wahrhaftig nicht! Und wenn ein Preis von zwanzig tauſend Livres auf dieſer Beleſenheit ſtände!«

Mont. Aber mein Buch ſelbſt? Laſen Sie iemals daſſelbe?

»Ob ich es las? Welche kränkende Frage! Drei oder viermal wenigſtens, und noch gewiß nicht zum leztenmale.«

Mont. (mit Wärme) Junger Mann, erkennen Sie hier an Ihrem eignen Gefühle das gewöhnliche Loos, das Bücher und Schriften betrift, die nicht ſowohl über eine Materie ſelbſt, als wieder über ein Buch, und zumal gegen daſſelbe geſchrieben worden ſind!

Erkennen Sie das Schickſal, das über allen Werken ſchwebt, welche gallſüchtige, oder blos ſpizfindige Kunſtrichterei, Tadelſucht und Streitbegierde verfaßt hat. Sie finden allerdings zuweilen im erſten Monate, im erſten Jahre ihrer Erſcheinung mannichfache Leſer; aber ſie verlieren ſolche bald in den nachfolgenden Jahren. Iſt vollends das Werk, gegen welches ſie zu Felde ziehen, würklich gut, und wohl gar vortreflich: haben die Ariſtarchen eine Ilias, die Akademiker einen Cid bekrittelt, dann gleichen ihre Bemühungen dem Schaum, mit welchem ſich die Meeres-Welle an einem Felſen bricht. Der Schaum vergeht bald, aber der Fels bleibt ſtehen! — Nur ein Mittel das Andenken iener Angriffe zu verlängern, gewiſſermaßen wohl gar es zu verewigen, kenn' ich; und dieſes iſt: wenn der geläſterte Schriftſteller ſich ſelbſt mit der Rechtfertigung gegen ſeine Läſterer abgiebt; wenn er ſeine Feinde der Widerlegung oder der Satire würdig achtet. Denn dann kennt

man ſolche wenigſtens ſo lange, als man ihn ſelbſt kennt.

„Vortreflich, vortreflich auf einer Seite, und doch deſto ſchlimmer auf der andern!“

Mont. Warum das?

„Dieſen Grundſäzzen zu Folge befände man ſich alſo in der traurigen Nothwendigkeit zu dulten — ſtumm erdulten zu müſſen, was ieder Klügling oder Scheelſüchtige, ieder Halbwiſſer oder Boshafter gegen uns auszuſprudeln für gut findet? Für manche halbſchlafloſe Nacht, für manche mühvolle Stunde müßte man es gelaſſen leiden, daß ein Schwall von Troßbuben uns mit Geſpötte verfolgte? Man müßt' es ganz ungerächt ertragen, daß feiner, boshafter Wiz wenigſtens die Meinung unſrer Zeitgenoſſen ſpaltet; und uns da Schmach zubereiten will, wo wir Ruhm verdienten?

Mont. Ungerächt? Ich zweifle doch! — Auch ſchon der ſtille, gleichgültige Blick iſt oft Rache genug an Jenem Zoilus, der —

ſich wohl bewußt, was er verdiene! — in dieſer Gleichgültigkeit auch ſofort Verachtung zu finden wähnt. Gegenwehr würd' ihn ehren; ſchweigender Gleichmuth kränkt. Und endlich bleibt ia dem geſchmähten Schriftſteller auch — zumal in Ihren Jahren, bei Ihren Geiſteskräften: — noch eine, und vielleicht die einzige löbliche Rache übrig.

»Welche?«

Mont. Ein neues, beßres, oder wenigſtens eben ſo gutes Werk, als das erſtere war, zu ſchreiben; ſolches vielleicht in eben den Stunden zu ſchreiben, die er mit Vertheidigung des Erſtern nur verſchwendet haben würde. —

Ein ungemeldet eintretender Beſuch hinderte Montesquieu'n weiter zu ſprechen; auch hatt' er wahrſcheinlich grade iezt ausgeſprochen. Indem er den Neuangekomnen begrüßte, trat D** zum Bücherſchrank hin; zog aus ienen drei erwähnten Fächern, halb ge-

dankenlos, eines und das andre Buch hervor; durchblätterte ſolche; ſchob ſie wieder hinein; und wandte ſich dann ſchnell wieder zu Montesquieu.

„Mich rufen, ſprach er, und drückte mit ſtummen Danke die Hand des Greiſes, — mich rufen iezt Geſchäfte. Dürft' ich Sie aber wohl bitten, iene Blätter, die auf Ihrem Tiſche liegen blieben, und von welchen wir vorhin ſprachen, ſelbſt ins Kamin zu werfen? Es iſt ehrenvoll genug für dieſelben, wenigſtens durch eine ſolche Hand zu ſterben!“

Eh Montesquieu noch antworten konte, war D * * ſchon zur Thüre hinaus. Als er nach einigen Tagen wiederkam, gedacht' er der ganzen Sache nicht weiter. Aber ienen Rath befolgt' er treulich. Freron ward keines Buchſtabens gewürdigt; und noch iezt nennt Frankreich dankbar D**s Gedicht unter den erſten Gedichten dieſes Jahrhunderts, indeß die Schriften ſeiner Kunſtrichter nur in ſehr vollſtändigen Bibliotheken — ungeleſen beſtäuben.

Fabeln.

Die Zeiger und die Räder an der Uhr.

Ein Jüngling von lebhaftem Geiſte beſaß eine Taſchen-Uhr, an welcher die Weiſer etwas locker waren, und daher oft eine ganz andre Stunde zeigten, als ſie wohl ſolten. Schon einigemal hatt' er ſie zu befeſtigen verſucht. Immer fielen ſie wieder ab.

Einſt übermant' ihn die Ungedult. Er ſchalt auf die ganze Uhr, als auf ein nichtsnüzziges Werk, und drohte ſie um den erſten beſten Preis hinzugeben. —

„Wie ungerecht du biſt! riefen die innern Räder ihm zu: Wir ſind doch ia auf ieden Fall das Hauptwerk, und die Weiſer gegen uns nur eine Kleinigkeit. Ob wir aber gut oder ſchlecht ſind, unſrer Pflicht fleißig oder

läßig nachkommen, darüber frag' erſt bei einem Werkverſtändigen nach, und du — wirſt dich ſchämen!«

Ein paar Augenblicke ſchwieg der Jüngling betroffen; dann erwiederte er: Ihr habt Recht; aber auch ich hab' es in gewiſſer Rückſicht nicht minder. Ihr ſeid das Hauptwerk der Uhr. Aber ich kann doch nur nach dem mich richten, was der Zeiger mir angiebt. Was hilft mir alle eure innere Volkommenheit, ſobald die Außenſeite mich irre führt.

* * *

»Daß meine Blicke zuweilen, wider mein »Wißen, etwas ſtolzes, meine Worte etwas »rauhes in ſich haben — das hindert warlich »noch die Güte meines Herzens nicht; und »aufs Herz kömt alles an!«

Wohl wahr, lieber Herr von T. Nur ſehn wir Menſchen dein Herz nicht. Doch deine Blick' und Worte kommen zu unſrer Kundſchaft.

Der Weinſtock und die Fruchtbäume.

I.

Dieſes elende Geſtrippe unſer Nachbar? riefen einige Fruchtbäume aus, als der Gärtner ohnweit von ihnen einen Weinſtock einſenkte. Unfähig ſich durch ſich ſelbſt empor zu halten, unfähig ſeinem Pflanzer den kleinſten Schuz gegen Sonnenſtral und Hizze zu ertheilen, unfähig ſelbſt dem geringſten Vogel zum Neſte zu dienen — was ſoll er hier? Welche Frucht vermag er zu bringen?

„Eine, die ihr nie zu geben vermögt! Eine, die, an Feuer und Milde zugleich, alle die eurigen beſchämt! Wartet nur, ihr unſeeligen Schwäzzer, bis zum nächſten Herbſt, und die Götterfrucht der Traube wird euch alle mit Neid erfüllen.“

So ſtrafte der Gärtner die murrenden Bäume, und ſeine Prophezeihung ward buchſtäblich erfüllt.

* * *

Auf gleiche Art ſpottete die feine Welt-Geſellſchaft oft des unſcheinbaren R*s, deſſen Muſe, als er auftrat, ſie bald alle beſchämte.

II.

Tief in der Seele hatte den Weinſtock iene Verlachung geſchmerzt; als iezt ſeine Trauben ſo herrlich prangten, glaubt' er, der Tag der Vergeltung ſei da; und rieth dem Gärtner: er ſolle doch alle übrige Bäume ausrotten, und das Land umher nur mit Reben bepflanzen.

»Nicht doch! nicht doch! erwiederte dieſer. Du biſt brav; aber vergiß nicht, daß dein vorzüglicher Werth deshalb noch nicht iedes andre Verdienſt ausſchließt. Vergiß nicht, daß du doch nur hauptſächlich zum Vergnügen, und zum Trank an Feſttagen taugſt; dieſer ihre Früchte aber zum Nuzzen und zur Altags-Koſt reifen.

* * *

Der Kopf des guten Dichters iſt allerdings einer der — erſten Menſchenköpfe. Doch daß es außer ihm noch manchen Kopf giebt, der dem ſeinigen an Nuzbarkeit nicht weicht, — ia wohl gar vorangeht, dies wird er wahrſcheinlich ſelbſt nicht leugnen.

Das Streitroß und die Akkergäule.

I.

Ein edles, ſchöngebautes Roß, von Jugend auf in allen denienigen Künſten geübt, wodurch man das beßre Pferd vom Haufen gemeiner Laſtthiere auszeichnet, hatte das Unglück ſeinen Herrn zu verlieren, und in die Hände eines feindlichen Soldaten zu fallen, der ſolches, aus Unwiſſenheit oder Geldbedürfnis, an einen gemeinen Bauer verkaufte.

Unwillig ſah dieſes trefliche Geſchöpf ſich nun in ſeinem neuen Dienſte zur niedrigſten Arbeit verdamt; unwillig zog es, ſonſt zum Kampfe und zur Reitbahn beſtimt, iezt den Akkerpflug, und um daſſelbe noch tiefer zu kränken, ſpotteten ſeiner die andern neidiſchen Karrengäule beim kleinſten Fehler.

»Solte man's denken? — rief einſt einer der elendeſten Hengſte, da es nicht ſchnell genug die Furchen zog; — ſo ſchön gewachſen, ſo viel ſich dünkend, ſo hoch gelahrt, und doch — ſo ungeſchikt!«

»Schweig, Elender! antwortete iezt zum erſtenmale, das Roß. Eben, weil ich mich zu beſſern Geſchäften beſtimt fühle, bin ich dieſer hier unfähig. Es gehört eine niedre Seele dazu, um gewiſſe niedre Arbeiten gern und gut auszuführen!«

11.

Ein Eſel weidete nicht weit davon; hörte die Antwort des Roßes; überdachte ſich dieſes ein Weilchen, und rief dann:

»Herrlich! Herrlich! Weiß ich doch nun den Grund, warum es mir ſo übel behagt, wenn mein Herr eine Laſt mir aufbürdet!«

Das edle Pferd warf nur einen verachtenden Blick auf ihn, und fand ihn der Belehrung gleich unfähig als unwerth.

* * *

Aber eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen verdiente doch wohl Zurechtweiſung, wenn ſie, nur um unthätig zu ſeyn, ſich anſtelt: als ob alle Arbeit für ſie zu niedrig wäre?

Die Aerzte.

I.

Der Sohn eines erfahrnen Arztes, ein junger Mann, der ſich gleichfalls für die Heilkunde beſtimte, und daher immer nach einiger vorläufigen Kentnis ſtrebte, ſah daß ſein Vater zu dem China-Tranke, den er einen Fieber-Kranken vorſchrieb, auch einige Tropfen von Zimmet-Sirup hinzufügte, und fragte ihn:

„Warum, lieber Vater, geſchieht dies? Wenn ich nicht irre, ſo ſind die mediziniſchen Kräfte des Zimmets — zumal in dieſem Verhältnis — hier ganz unnüz.“

Vater. Auch verſchrieb ich ihn nicht der Krankheit, ſondern der Kranken halber! Erſprieslicher wird die Arznei nicht durch ihn: aber leichter zu nehmen wird ſie! Und unſäglich viel gewint der phyſiſche Arzt ſo-

wohl als der moraliſche, wenn ſie bei ihren Kranken ſich — des guten Willens bemåchtigen.

II.

„Das will ich mir merken!“ ſprach der Sohn, und that es auch wůrklich. Ein paar Jahr drauf ſelbſt zum Arzt herangewachſen, verſezt' er ſeine Recipe's mit ſoviel Siruppen, Zucker, Gewůrzen, und andern wohlſchmekkenden Dingen, daß iede ſeiner Arzneien fůr einen Erquickungs-Julepp gelten konte.

„Sohn, Sohn! rief der Vater ihm zu, als er dies bemerkte: Hůte dich! Du ſchmeichelſt den Gaumen, aber du hebſt die Krankheit nicht. Auch hierinnen gleichen ſich kǒrperliche und geiſtige Heilart volkommen. Milde und Sůße ſind als Begleiterinnen vortreflich. Doch im Uebermaas zerſtǒren ſie das Nůzliche der Vorkehrung ſelbſt.“

III.

„Und zumal dein leztes Rezept? — fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: — Weiß es doch einmal her! Für wen iſt es?“

Der Sohn nant' ihn den Kranken. Es war ein ernſthafter, vernünftiger Mann; ein Vierziger ohngefähr!

„Nun ia! Dacht' ichs doch! Haſt du denn ganz vergeſſen, daß man anders gegen dieienigen verfährt, die man würklich achtet, als gegen iene, die man nur — ſchont, oder ſchonen muß. Beim gereiften, verſtändigen Kranken befürchten, daß ihm ein wenig Rhabarbar- oder China-Geſchmack unleidlich fallen werde, heißt ihn — beleidigen. Nur gegen Weiber, Kinder und Schwächlinge verfahre man mit ienem täuſchenden Glimpfe! verfahre gegen ſie eben ſo, wie ein furchtſamer Moraliſt gegen — die vornehmere Klaſſe von Menſchen!“

Der Erbprinz beim Schachſpiele.

Zwei Höflinge ſpielten Schach, und einer derſelben war ſchon dem Gewinnen nahe; denn der König ſeines Gegners war auf die Mitte des Brets getrieben worden, wo er aus einem Schachgebot ins andre fiel.

Von Ohngefähr trat der Erbprinz, ein raſcher thätiger Jüngling, der einen künftigen Selbſtherrſcher verſprach, an dieſen Spieltiſch, und ſah zu.

„Bemerken Ewr. Hoheit wohl, fragte mit bedeutendem Tone ſein Hof-Marſchall, daß es nicht gut iſt, wenn Könige ſich alzuviel in Bewegung ſezzen?“

Alzuviel? da mögen Sie Recht haben! — Aber ich ſehe doch noch deutlicher, daß es thöricht ſei, auf ſchlechte Miniſter ſich zu verlaſſen. Denn hätten iene Steine früher ihre Schuldigkeit gethan, ſo befände ſich der König noch gedekt und ſicher auf ſeinem Plazze.

Die Königin im Schachſpiel und der Springer. *)

I.

Eine Königin im Schachſpiel betrug ſich ziemlich kalt gegen alle übrige Steine. Nur für den Springer äußerte ſie bei ieder Gelegenheit auszeichnende Achtung.

„Woher dieſer Unterſchied zwiſchen ihm und uns? fragte ſie einſt der nächſte Rochen: Erfahrne Spieler ſezzen mich doch ſonſt in Nuzbarkeit weit über dieſen hüpfenden Herrn!“

*) Man wundre ſich nicht, daß bei der vorhergehenden, ſo wie bei den nachfolgenden vier Fabeln ſich immer die erſte Idee aufs — Schachſpiel gründet In (nun längſt verfloßnen) Zeiten, wo ich dieſes Spiel leidenſchaftlich liebte, hatte ich die Laune: deſſen Grundſäzze und einige dabei mögliche Vorfälle auf dreißig oder vierzig Fabeln anzuwenden. Hier ſind ein paar Bruchſtücke davon! Wohl möglich, daß ich das Ganze noch einmal ausführe!

Kön. Und können Recht haben! Doch deine Kraft, wie aller übrigen Kräfte, fühl' ich vereint in mir ſelbſt. Blos dem Springer iſt ſein Gang eigenthümlich; und billig glaub' ich an andern hochſchäzzen zu müßen, was ich nachzumachen mich unfähig finde.

II.

Zu den Ohren des Springers drang dieſes Urtheil, und er — ſchon ohnedem zum Selbſtdünkel ein wenig geneigt, überhob ſich ſeiner Künſte von nun an noch ſtärker; forderte Ehrfurcht von den übrigen Steinen, und berief ſich allaugenblicklich auf das Geſtändnis der Königin ſelbſt.

„Schweig doch, Eitler! ſtraft' ihn endlich ein Laufer: Nur Verſchiedenheit, nicht auch Uebermacht geſtand Dir unſre Monarchin zu. Ihr macht dieſes Urtheil, durch Beſcheidenheit, Ehre. Dir wird Berufung auf daſſelbe, deines Stolzes halber, zulezt noch Schande machen!“

Der beſchränkte Schachſpieler.

Drei Söhne hatte Croſt; ieder derſelben ſpielte ſchon als Knabe Schach. Am beſten kont' es Auguſt, der Aelteſte; doch hatt' er die Art, ſich beinah ganz allein auf den Gebrauch der Laufer einzuſchränken; und bei iedem Schach Matt, das er bot, ſpielte ein Laufer im Hintergrunde die Hauptrolle.

Sein iüngſter Bruder bemerkte dieſen Gebrauch. Sonſt weit minder auf dem Schachbrette geübt, grif er nun beim nächſten Spiele deſſen Lieblingsſteine zuerſt und vorzüglich an. Sie fielen; und Auguſt verlohr zu ſeiner Beſchämung bald darauf das ganze Spiel.

»Dir iſt recht geſchehn; ſprach Troſt, der ihnen zugeſehn hatte: Lerne hieraus für dein künftiges Leben! Der iſt bald verlaſſen, der nur auf eine Perſon, eine Kunſt, oder eine Freundſchaft ſich ganz allein ſtüzt.«

Palamedes und die Schach-Bauern.

Beim Palamedes *) beſchwerten ſich die Bauern im Schachſpiel über die parteiiſche Härte, womit er ſie behandelt habe.

»Wir ſind ihrer ſo viele, ſprachen ſie, und vermögen ſo wenig; würken nur einen Schritt weit, da die übrigen über zwei, drei, ia wohl ſieben Felder würken; müßen den größten Theil der Zeit über feſt an einem Orte ſtehen; müſſen faſt immer nur ſchüzzen, dürfen ſelten ſelbſt handeln. — O Palamedes, wie unglücklich ſind wir!«

»Oder wie ungerecht vielmehr! Entgegnete dieſer. Wißt! Ihr — grade ihr allein habt einen großen Vorzug, ein wichtiges Glück, das allen übrigen gebricht.«

*) Der bekantlich in der Legende des Schachſpiels für deſſen Erfinder gilt. Strenge hiſtoriſche Kritik wäre hier wohl am unrechten Orte, denn auf den Namen kömmt hier nichts an.

Wir? Spotteſt du? Welches?

„Das Glück der Hofnung! Alle übrigen müßen bleiben, was ſie einmal ſind. Ihr ganzes Schickſal iſt ausharren, oder – verſchwinden; das eurige kann ſich — verbeſſern. Und wenn ihr anders denkt, wie wir Menſchen denken, ſo wird euch das, was ihr werden könt, mehr als das, was ihr würklich ſeid, erfreuen.

Ende der zwölften Samlung.

Neue Verlagsbücher der Dyckiſchen Buchhandlung in Leipzig zur Oſtermeſſe 1796.

Küttner, (C. G.) Ueber den ökonomiſchen und politiſchen Zuſtand von Großbrittannien zu Anfange des Jahres 1796. gr. 8. 12 gr.

— — Beyträge zur Kenntniß beſonders des Innern von England und ſeiner Einwohner, 16tes und letztes Stück, gr. 8. 18 gr.

(Alle 16 Stücke, nebſt der Schrift: über den Zuſtand von Großbrittannien, die am ſchicklichſten vor das erſte Stück der Beyträge gebunden wird, 6 Thlr. 21 gr.

Ueber die Verläumdung der Wiſſenſchaften; eine poetiſche Epiſtel an Hrn. Prof. Garve von J. C. F. Manſo, 8. 8 gr.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte; oder: Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen, nebſt kritiſchen und hiſtoriſchen Abhandlungen über Gegenſtände der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Von einer Geſellſchaft von Gelehrten. 4ten Band. 2s. Stück, gr. 8. (wird fortgeſetzt. 16 gr.

Sullivans, (R.) Ueberſicht der Natur, in Briefen an einen Reiſenden; nebſt Bemerkungen über den Atheiſmus in Beziehung auf deſſen Verbreitung im neuern Frankreich. Aus

dem Engliſchen überſetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. E. B. G. Hebenſtreit, 2ter Band. gr. 8. (Der 3te Band erſcheint zur M. Meſſe.) 1 Thlr. 8 gr.

Schlegel, (Gottlieb,) Von Landesherrlichen Diſpenſationen bey ehehinderlichen Verwandſchaften in Churſachſen, gr. 8. 20 gr.

Spallanzani, (Lazzaro,) Reiſen in beyde Sicilien und in einige Gegenden der Apenninen. Aus dem Italieniſchen, mit Anmerkungen, 4ter und letzter Theil; mit zwey Kupfertafeln. Nebſt einem Anhange über die Vulkane, aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Senebier, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

(Alle 4 Theile 5 Thlr. 8 gr.)

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche praktiſcher Aerzte. Zuſammengezogen und mit neuen Anmerkungen, welche den Fortgaug in jeder Materie betreffen, bereichert, von D. C. M. Koch, 5r. Theil, welcher den 13. 14. und 15. Band des größern Werks in ſich faßt, gr. 8. 2 Thlr.

Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch für praktiſche Aerzte, 16ten Bandes 4s. Stück, gr. 8. 9 gr.

(Wird fortgeſetzt.)

Iacobs, *Fr*. Exercitationes criticae in Scriptores veteres. Tom. I. 8. maj. 18 gr.

Böttiger, C. A. Ueber die Aechtheit und das Vaterland der antiken Onyxcameen von

außerordentlicher Größe. Eine antiquariſche Abhandlung, gr. 8. 4 gr.

Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte, 57r. Band, gr. 8. (wird fortgeſetzt) 1 Thlr.

Zoologiſches Archiv; herausgegeben von D. Fr. Albrecht Anton Meyer, (Prof. in Göttingen) 2 Theile, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Verſuch über das vierfüßige Säugthier Reem der heil Schrift; ein Beytrag zur Naturgeſchichte des Einhorns von D. Fr. A. A. Meyer, gr 8. 12 gr.

Mauvillons, J. Schilderung des Preuß. Kriegsheers unter Friedrich II Mit Anmerkungen von F. von Blankenburg, gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Auch iſt die neue Bearbeitung des Mirabeau-Mauvillonſchen Werks: von der preußiſchen Monarchie unter Friedrich II. nun beendigt, und der 4te Band mit vielen Zuſätzen und Anmerkungen von dem Hrn. von Blankenburg bereichert worden. Zum dritten iſt ein Aufſatz: Ueber die verſchiedenen Arten der Beſteuerung hinzu gekommen. Alle 4 Bände koſten 6 Thlr. 20 gr.)

Nachricht.

Der Mangel eines guten und zweckmäßigen Handbuchs der Kirchen- und Religionsgeſchichte für den Nichttheologen unter den Gelehrten und für gebildete Leſer jedes Standes

hat die unterzeichnete Buchhandlung bewogen des D. G. Gregory Geſchichte der chriſtl. Kirche, von den früheſten Zeiten bis itzt, aus dem Engliſchen für Deutſche bearbeiten zu laſſen. Nicht nur der Beyfall, den das Werk in England gefunden hat, wo die zweyte beträchtlich vermehrte Ausgabe im vorigen Jahre in zwey Octavbänden erſchienen iſt, ſondern auch das Urtheil eines nahmhaften Gelehrten hat ihren Entſchluß befeſtigt. »Der Verfaſſer (heißt es in der Götting. Bibl. der neueſten theol. Litt. 2. B. 1. St. S. 157.,) hat ein ſo allgemein verſtändliches und angenehmes kirchenhiſtoriſches Leſebuch geliefert, als wir weder im Deutſchen, noch in einer andern lebenden Sprache beſitzen.« Herr Profeſſor Beck wird durch Berichtigungen, Einleitungen, Zuſätze, eine genauere Darſtellung des Ganges der Lehre, der Kirchengeſellſchaft und Regierung, dem Werke mehrere Vollkommenheit geben, ohne ſich von dem urſprünglichen Zwecke deſſelben zu entfernen, oder ſeine Form ganz abzuändern.

Inhalt.

Eilfte Samlung.

Joſephine. Nach Cervantes und Florian S. 3

Bruchſtück aus Thales Leben 35

Luiſe, Gräfin von H — berg. Wahre Geſchichte 59

Die Maske, eine wahre Geſchichte 168

Die Stecknadel, wahre Anekdote 193

Zwölfte Samlung.

Alexander und der Quell der Unſterblichkeit, ein perſiſches Mährchen 203

Almenon und Don Alfonſo, ein Bruchſtück aus ſpaniſcher Geſchichte 230

Inhalt.

Die ältere Ehefrau, vielleicht ein Beyſpiel ohne Gleichen 263

Der Schieferdecker, eine ganz wahre Geſchichte 447

Das Rebhuhn des heilgen Johannes. Nach einer Legende. 455

Montesquieu und der iunge Schriftſteller. Wahre Anekdote 463

Fabeln.

Der Zeiger und die Räder an der Uhr 474

Der Weinſtock und die Fruchtbäume 476

Das Streitroß und die Ackergäule 478

Die Aerzte 481

Der Erbprinz beym Schachſpiele 484

Die Königin im Schachſpiel und der Springer 485

Der beſchränkte Schachſpieler 487

Palamedes und die Schach-Bauern 489

Staats-Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meißner, August Gottlieb,

Skizzen

Bd.: Eilfte und Zwölfte Samlung

Leipzig 1796

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.521(6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721740-9
VD18 8000265X-001